

# **Was ist Autonomie?**

**Konformität und Selbstbestimmung als Funktionen  
gesellschaftlicher Normativität**

Von der Philosophischen Fakultät der Gottfried Wilhelm  
Leibniz Universität Hannover zur Erlangung des Grades eines  
Doktors der Philosophie (Dr. phil.) genehmigte Dissertation

**von Sebastian Wessels  
geboren am 3. März 1976 in Bremen**

**2016**

Referent: Prof. Dr. Harald Welzer

Korreferent: Prof. Dr. Hans-Georg Soeffner

Tag der mündlichen Prüfung: 4. Dezember 2015

## Zusammenfassung

In den 1950er und 60er Jahren führten die Experimente der Sozialpsychologen Solomon Asch und Stanley Milgram der Öffentlichkeit plakativ die Neigung von Menschen zu Konformität und Gehorsam vor Augen. Erhebliche Anteile ihrer Versuchspersonen waren bereit, sich einer eindeutig irrigen Gruppenmeinung anzuschließen bzw. auf Anweisung des Versuchsleiters einem Menschen vermeintlich tödliche Stromstöße zuzufügen. Andere Versuchspersonen allerdings gaben trotz Gruppenmehrheit die richtigen Antworten oder brachen das Elektroschock-Experiment ab, als es gefährlich zu werden schien. Liegt diesen unterschiedlichen Reaktionen ein psychologisch erfassbares Persönlichkeitsmerkmal Autonomie zugrunde, das sich in einer größeren Widerstandsfähigkeit gegen soziale Einflüsse äußert?

Diese Arbeit ist aus dem sozialpsychologischen Modul des Forschungsprojekts „Autonomie - Handlungsspielräume des Selbst“ hervorgegangen, in dem diese Frage beantwortet werden sollte. Das Modul wurde in den Jahren 2009-2013 am Kulturwissenschaftlichen Institut Essen (KWI) unter der Leitung von Harald Welzer durchgeführt. Anhand eines Fragebogens, der multidimensionalen Autonomie-Skala (MAUS), wurden Eigenschaften erhoben, die mit der hypothetischen Persönlichkeitseigenschaft Autonomie einhergehen müssten, und gezielt Versuchspersonen gewonnen, von denen je die Hälfte diese Eigenschaften in auffällig hohem und in auffällig niedrigem Maß aufwies. In einer Reihe von Experimenten zeigte sich jedoch kein Unterschied im Konformitätsverhalten dieser Kontrastgruppen.

Die vorliegende Untersuchung bezieht daher die Frage ein, wie die gängigen Vorstellungen von Autonomie zustande kommen, die sich in der empirischen Untersuchung als irreführend erwiesen haben. Die vereinfachende Erwartung, dass sich Autonomie vor allem als Nonkonformität in Gruppeninteraktionen äußere, wird dadurch als Produkt eines Wahrnehmungsmodus erkennbar, der von der Diffusion normativer Strukturen in der Moderne geprägt ist, welche nicht nur für die Wahrnehmung, sondern auch für die Verwirklichung von Autonomie neue Probleme aufwirft.

Schlagworte: Autonomie, Konformität, Normativität

## Summary

In the 1950s und 60s, experiments by the social psychologists Solomon Asch and Stanley Milgram strikingly demonstrated to the public the human tendency towards conformity and obedience. In these experiments, a considerable proportion of participants were led to agree with an obviously false group opinion and obeyed an experimenter's instructions to administer seemingly fatal electric shocks to a person. Other participants, however, gave correct answers in spite of the group majority and broke off the electric shock experiment when it began to appear dangerous. Can these behavioral differences be explained by a measurable personality trait ‚autonomy‘, which enables people to resist social influence to a greater degree?

This work is based upon the social psychological module of the research project ‚Autonomy – Latitude of the Self‘, which was designed to answer this question. The module was headed by Harald Welzer and conducted at the Institute for Advanced Study in the Humanities (KWI) in Essen from 2009-1013. A questionnaire was developed to measure attitudes one would expect to go along with the hypothetical autonomy trait. Using this questionnaire, the ‚Multi-Dimensional Autonomy Scale‘, participants were recruited who displayed these attitudes either to a very high or to a very low degree, forming two contrasting groups. In a series of experiments, however, no difference in the conformity behavior of these groups were obtained.

The discussion of autonomy presented in this work therefore includes the question how common notions of autonomy, which had proven at least partially misleading, come into being in the first place. The intuitively plausible, but simplistic expectation that autonomy manifests above all as nonconformity in group situations turns out to be a product of a specific mode of perception stemming from the diffusion of normative structure in modern society, which also poses new challenges to the actualisation of autonomy itself.

Keywords: Autonomy, Conformity, Normativity

## **Danksagung**

Ich danke herzlich Harald Welzer für die Gelegenheit zur Mitarbeit am Autonomieprojekt, für die Freiheit, am Kulturwissenschaftlichen Institut Essen meinen nicht immer wohlsortierten wissenschaftlichen Interessen nachzugehen, und für alles, was ich von ihm gelernt habe. Der Leitung und dem Kollegium des Instituts gebührt mein Dank für die freundliche Unterstützung meiner Arbeit sowie die anregenden und lehrreichen Jahre, die ich dort verbringen durfte. Natürlich wäre das alles nicht möglich gewesen ohne die Projektförderung der Volkswagenstiftung sowie die teils sehr persönlichen Beiträge und engagierte Mitarbeit der Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Autonomieprojekts selbst. Auch ihnen bleibe ich in Dankbarkeit verbunden.

# Inhaltsverzeichnis

<b>Einleitung</b>	<b>8</b>
<b>1 Alte und neue Bedrohungen der Freiheit</b>	<b>17</b>
1.1 Problematisierungen der Autonomie . . . . .	18
1.2 Freiheit und Determinismus . . . . .	22
1.3 ‚Sozialer Einfluss‘ und Konformität – von der politischen zur psychosozialen Formatierung des Freiheitsproblems . . . . .	32
1.4 Konformitätsbegriff und Autonomieideal im 20. Jahrhundert . . . . .	39
1.5 Das Asch-Experiment und seine Rezeption . . . . .	44
1.6 Das Sherif-Experiment – soziale Normen jenseits von Richtig und Falsch . . . . .	53
<b>2 Milgram und Massengewalt – Exzesse der Konformität?</b>	<b>60</b>
2.1 Milgram-Experiment und Täter-Problem . . . . .	61
2.2 Die Helferforschung als Spiegelbild . . . . .	71
2.3 Zurück zur Person? . . . . .	77
<b>3 Die autonome Persönlichkeit? Eine experimentelle Annäherung</b>	<b>85</b>
3.1 Hypothetische Komponenten der Persönlichkeitseigenschaft Autonomie . . . . .	89
3.2 Die Fragebogenerhebung . . . . .	93
3.2.1 Zusammensetzung der Gesamtstichprobe . . . . .	95
3.2.2 Skalenentwicklung . . . . .	95
3.3 Prüfung der Verhaltensrelevanz des MAUS-Konstrukts . . . . .	102
3.3.1 Biographische Interviews . . . . .	102
3.3.2 Experimente und Gruppendiskussion . . . . .	104
3.3.3 Quantitative Ergebnisse . . . . .	109

3.4	Quantitative Annäherung an die Gruppendiskussionen . . . . .	111
3.5	Quantitative Annäherung an die Interviews . . . . .	113
<b>4</b>	<b>Vier Fallstudien zur Individualität experimentellen Verhaltens</b>	<b>119</b>
4.1	Auswahl der Fälle . . . . .	120
4.2	Adem Celik: größte Anpassung im Konformitätsexperiment . . . . .	121
4.3	Thomas Dechmann: größte Unabhängigkeit im Konformitätsexperiment . . . . .	128
4.4	Kathrin Schneider: niedrigster MAUS-Wert . . . . .	135
4.5	Jan Sievers: höchster MAUS-Wert . . . . .	141
<b>5</b>	<b>Zur Wahrnehmung von Autonomie und Konformität</b>	<b>152</b>
5.1	Mechanische Kausalität . . . . .	153
5.2	Erfahrungsgrundlagen von Kausalität und Autonomie . . . . .	157
5.3	Qualitative Kausalität . . . . .	158
5.4	Emotionen . . . . .	162
5.5	Vitalitätsaffekte . . . . .	166
5.6	Autonome Maschinen . . . . .	168
5.7	Szene, Metapher und Evidenz . . . . .	171
<b>6</b>	<b>Autonomie und Nonkonformität im sozialen Kontext</b>	<b>176</b>
6.1	Der szenische Fokus . . . . .	179
6.2	Autonomie versus Nonkonformität . . . . .	184
6.3	Präferenzen . . . . .	187
6.4	Optionen . . . . .	190
6.5	Informations- und Praxisdefizit . . . . .	194
6.6	Zwischenbilanz: Bewegliche Ziele . . . . .	200
6.7	Prozessualität . . . . .	203
6.8	Bedürfnisse und Leiden . . . . .	214
6.9	Zusammenfassung und Ausblick . . . . .	219
<b>7</b>	<b>Zur Soziogenese des Autonomieproblems</b>	<b>222</b>
7.1	Individualisierung und Immanenzprinzip . . . . .	227
7.2	Diffuse Polynormativität . . . . .	244
7.3	Entfremdete Beobachtung . . . . .	249
7.4	Konformität und Integration . . . . .	253

7.5	Autonomie und das Täter-Problem . . . . .	264
7.6	Moral . . . . .	267
7.7	Schlussbetrachtung: Autonomie und Kultur . . . . .	275
	<b>Ausblick: Autonomie und die menschliche Natur</b>	<b>280</b>



# Einleitung

Es ist normal, dass sich am Beginn einer wissenschaftlichen Arbeit ein Bedarf geltend macht, den Untersuchungsgegenstand zu definieren. Meist tritt man zunächst mit einem relativ unreflektierten Alltagsverständnis an ihn heran und stellt in einer ersten Auseinandersetzung fest, dass man ihn damit nicht hinreichend zu fassen bekommt, woraufhin man sich auf die Suche nach einer präziseren und systematischeren Definition macht, an der sich die Untersuchung dann orientieren kann. Im Prinzip besteht der ganze wissenschaftliche Prozess darin, immer wieder diese Bewegung zu vollziehen: Annahmen über bestimmte Zusammenhänge in der Welt, den ‚Gegenstand‘, mit systematischer Erfahrung dieses Gegenstands (‚Empirie‘) zu konfrontieren, die Annahmen über ihn entsprechend zu korrigieren, mit den korrigierten Annahmen zum Gegenstand zurückzukehren und so weiter.

Doch welcher Empirie wendet man sich provisorisch zu, wenn der ‚Gegenstand‘ Autonomie ist? Das Problem der Abgrenzung ist hier besonders notorisch, weil Autonomie, wie man schnell erkennt, ein zentraler Aspekt allen menschlichen Handelns und damit aller Themen ist, die für Sozialwissenschaftler von Interesse sind. Gerald Dworkin vermittelt einen Eindruck vom Ringen eines Philosophen mit diesem Problem, der sich vorgenommen hatte, eine Monographie zum Thema zu schreiben:

Es ist offensichtlich, dass der Begriff ‚Autonomie‘ zwar nicht einfach als Synonym für gewöhnlich befürwortete Qualitäten, aber doch in ungewöhnlich breiter Bedeutung verwendet wird. Manchmal erscheint er als Äquivalent von Freiheit (positiver oder negativer in Berlins Begrifflichkeit), manchmal als Äquivalent von Selbstverwaltung oder Souveränität, manchmal als identisch mit Willensfreiheit. Er wird mit Würde, Integrität, Individualität, Unabhängigkeit, Verantwortung und Selbsterkenntnis gleichgesetzt. Er wird mit Qualitäten der Selbstbehauptung identifiziert, mit kritischer Reflexion, mit Freiheit von Pflichten, mit der Abwesenheit äußerer Verursachung, mit Wis-

sen über die eigenen Interessen. Von einigen Ökonomen wird er sogar mit der Unmöglichkeit interpersonaler Vergleiche in eins gesetzt. Er wird zu Handlungen in Beziehung gesetzt, zu Überzeugungen, zu Gründen des Handelns, zu Regeln, zum Willen anderer Personen, zu Gedanken und zu Prinzipien. Etwa die einzigen Aspekte, die vom einen Autor zum anderen konstant gehalten werden, sind die, dass Autonomie eine Eigenschaft von Personen und ihr Besitz wünschenswert ist (Dworkin 1988: 6).<sup>1</sup>

Dworkin bekommt inmitten dieser begrifflichen Uferlosigkeit schließlich dadurch Boden unter die Füße, dass er sich explizit entscheidet, vorab eine Reihe von Setzungen im Hinblick darauf vorzunehmen, was seine Theorie der Autonomie schließlich leisten soll (ebd.: 6ff.). Das ist legitim, wenn die Setzungen als solche transparent sind und damit die Reichweite der Theorie klar ist. Der soziologische Weg der vorliegenden Arbeit ist aber ein anderer. Denn in welches Begriffsdickicht man auch immer bei dem Versuch geraten mag, die vielfältigen Verwendungen des Autonomiebegriffs in eine systematische Beziehung zueinander zu setzen; aus soziologischer Sicht ist die Existenz dieses Begriffs einschließlich seiner Bedeutungsvielfalt zunächst einmal nicht als Ärgernis anzusehen, sondern als empirisches Datum. Bestimmte Wahrnehmungen und Kommunikationsbedürfnisse äußern sich darin, dass Menschen Autonomie problematisieren. Dieser Sachverhalt bietet einen sicheren und empirisch greifbaren Zugang zum ‚Gegenstand‘, auch wenn man anfangs noch nicht weiß, was genau sie da problematisieren und warum.

So verschieden die Anlässe und Formen dieser Problematisierungen auch sein mögen – jede einzelne von ihnen bietet eine Möglichkeit, sich dem Gegenstand empirisch zu nähern und an dieser Empirie entlang zu entfalten, und je mehr das so entstehende Denkmodell den Charakter einer artikulierten Theorie annimmt, desto mehr wird es auch in der Lage sein, einen Deutungsrahmen für *andere*

---

<sup>1</sup>„It is apparent that, although not used just as a synonym for qualities that are usually approved of, ‚autonomy‘ is used in an exceedingly broad fashion. It is used sometimes as an equivalent of liberty (positive or negative in Berlin’s terminology), sometimes as equivalent to self-rule or sovereignty, sometimes as identical with freedom of the will. It is equated with dignity, integrity, individuality, independence, responsibility, and self-knowledge. It is identified with qualities of self-assertion, with critical reflection, with freedom from obligation, with absence of external causation, with knowledge of one’s own interests. It is even equated by some economists with the impossibility of interpersonal comparisons. It is related to actions, to beliefs, to reasons for acting, to rules, to the will of other persons, to thoughts, and to principles. About the only features held constant from one author to another are that autonomy is a feature of persons and that it is a desirable quality to have.“ Übers. S. W.

Problematisierungen der Autonomie zu bieten, weil jede solche Theorie ohnehin erklären muss, warum und wie ein spezifisches Problem für diejenigen, die es benennen, eine allgemeine Eigenschaft namens Autonomie berührt. Die vorliegende Arbeit nähert sich diesem Allgemeinen also über das Spezifische und Empirische, statt von vornherein bei voraussetzungsreichen Begriffen wie Wille, Reflexivität, Vernunft, Würde, Individualität usw. einzusteigen, die ebenso allgemein sind und deshalb nicht mehr Halt bieten als der Begriff der Autonomie selbst.

Dieses Spezifische ist das Phänomen der Konformität, dessen relativ kurze Geschichte in den ersten zwei Kapiteln nachgezeichnet und diskutiert wird. Etwa im 19. Jahrhundert begannen philosophisch und sozialwissenschaftlich orientierte Autoren in Europa und den USA, ein für sie beunruhigendes Maß an Ähnlichkeit und Beeinflussbarkeit unter den Menschen ihrer Gesellschaften festzustellen. Im 20. Jahrhundert avancierte die Konformität in diesem Sinn zu einem Kernthema der US-amerikanisch geprägten Sozialpsychologie. Sie gewann dadurch an Brisanz, dass man ihr eine zentrale Rolle in den Exzessen kollektiver Gewalt zuschrieb, die das 20. Jahrhundert erschütterten; allen voran der Zweite Weltkrieg und der Holocaust. Hierfür steht exemplarisch das berühmt gewordene Milgram-Experiment (Milgram 1982), in dem normale US-Bürger dazu gebracht wurden, einer vermeintlichen zweiten Versuchsperson vermeintlich tödliche Stromstöße zu verabreichen. Mit dem Brückenschlag zur Täterforschung wurde diese zur alarmierendsten empirisch-historischen Manifestation von Konformität und verliert letzterer den Stellenwert nicht nur einer fundamentalen Bedrohung unseres Selbstverständnisses als zivilisierte Menschen, sondern potentiell auch der Zivilisation selbst. Auf sie, die Täterforschung und ihren beunruhigenden Befund, dass ‚normale Menschen‘ relativ umstandslos zu Tätern werden können (Browning 1996; Welzer 2005), ist deshalb im Verlauf dieser Arbeit immer wieder zurückzukommen.

An ihr setzte auch das Forschungsprojekt *Autonomie – Handlungsspielräume des Selbst* an, in dem diese Arbeit entstanden ist. Es wird im dritten Kapitel ausführlich vorgestellt, woraufhin im vierten und sechsten die daraus hervorgegangene Empirie vertiefend diskutiert wird.<sup>2</sup>

---

<sup>2</sup>Genauer gesagt deckt dies nur ein Teilmodul des Projekts ab, nämlich das sozialpsychologische, das am Kulturwissenschaftlichen Institut Essen (KWI) unter der Leitung von Harald Welzer in den Jahren 2009 bis 2013 durchgeführt wurde. Daneben war ein philosophisches Modul unter der Leitung von Michael Pauen an der Berlin School of Mind and Brain und der Humboldt-Universität und ein neurowissenschaftliches an der Universität Magdeburg angesie-

Die Sozialpsychologie hatte in verschiedenen Studien und vor allem Experimenten immer wieder demonstriert, dass Menschen in oft überraschender Anzahl durch gezielte Beeinflussung dazu gebracht werden können, ihr jeweils eigenes Urteil zugunsten sozialer Vorgaben oder Suggestionen zu suspendieren und sozusagen wider besseres Wissen zu handeln – das Milgram-Experiment führte diesen allgemeinen Befund nur ins Extrem. Dabei war jedoch die Frage unbeantwortet geblieben, warum eine Person sich in einer bestimmten Situation beeinflussen lässt und eine andere nicht. Deshalb setzte sich das sozialpsychologische Projektmodul die Aufgabe, die naheliegende Hypothese zu prüfen, dass manche Menschen ‚autonom‘ seien als andere; dass der Widerständigkeit gegen soziale Beeinflussung, die manche Versuchspersonen in einschlägigen Experimenten regelmäßig zeigen und andere nicht, eine Persönlichkeitseigenschaft Autonomie zugrunde liege. Hierzu wurden zuerst mittels eines psychometrischen Fragebogens unter 1.131 befragten Studierenden einige Dutzend ausgewählt, die den Fragebogenwerten zufolge in besonders hohem versus in besonders niedrigem Maß Eigenschaften aufwiesen, die mit der hypothetischen Persönlichkeitseigenschaft Autonomie verbunden sein müssten – etwa Selbstbewusstsein, Selbstwertgefühl, Vertrauen in die eigene Fähigkeit, selbstständig Probleme zu bewältigen, und Abwesenheit von sozialer Ängstlichkeit. So entstand eine Gruppe von hypothetisch Hoch- und eine von hypothetisch Niedrigautonomen (‚Highs‘ und ‚Lows‘). Im nächsten Schritt wurden mit allen Mitgliedern dieser Gruppen biographische Kurzinterviews geführt, und im abschließenden wurde ihre ‚Beeinflussbarkeit‘ an einem Präsenztage im Kulturwissenschaftlichen Institut in verschiedenen Szenarien getestet, darunter eine variierte Replikation des paradigmatischen Konformitätsexperiments von Solomon Asch aus den 1950er Jahren (Asch 1951, 1956). Darin fand sich jeweils eine Versuchsperson in einer Gruppe Gleichaltriger, die ihr als weitere Versuchspersonen vorgestellt wurden, diese Rolle aber nur spielten und nach Plan einstimmig falsche Antworten auf eine simple Frage nach der relativen Länge von Linien auf vorgeführten Pappkarten gaben. Dabei hatte sich gezeigt, dass sich die Versuchspersonen durchschnittlich in rund einem Drittel der Durchgänge der offensichtlich falschen Mehrheitsantwort anschlossen.

Diese Quote reproduzierte sich mit unseren Versuchspersonen – doch es ergab sich keine Korrelation mit der zuvor erhobenen Persönlichkeitseigenschaft. Auch

---

delt, das bald nach Beginn mit seinem Leiter Christoph Herrmann an die Universität Oldenburg umzog. Das Projekt wurde von der Volkswagen-Stiftung gefördert.

die übrigen Erhebungsinstrumente, nämlich ein Persuasionsexperiment, ein Test der Kompetenz moralischen Urteilens und eine Gruppendiskussion, förderten keine regelmäßigen Unterschiede zwischen ‚Hights‘ und ‚Lows‘ zutage.<sup>3</sup>

Dieser Befund war ein wesentlicher Grund dafür, die Problematisierung von Autonomie als Forschungsgegenstand oder zumindest einen wesentlichen Teil davon zu begreifen, wie oben beschrieben. Unsere Konzeptualisierung von Autonomie für die empirische Studie folgte geradezu zwingenden Intuitionen, die sich auch in den gängigen Konzeptualisierungen und impliziten Annahmen der geistes- und sozialwissenschaftlichen Fachliteratur niederschlagen. Das so eindeutige Scheitern der Hypothese erzwang eine Überprüfung der Annahmen, auf denen sie beruhte. Für den Fortgang der Arbeit ergab sich daraus das Programm, den Mechanismen der Wahrnehmung nachzugehen, die unseren Zuschreibungen von Autonomie zugrunde liegen, um sie bei der weiteren Forschung berücksichtigen zu können und so gewissermaßen eine Emanzipation von ihnen zu ermöglichen. Dabei zeigte sich, dass die Autonomie und ihre Wahrnehmung nicht voneinander zu trennen sind. Autonomie ist in der modernen Gesellschaft aus demselben Grund problematisch geworden, aus dem ihre Wahrnehmung problematisch geworden ist – weil die normativen Bezugsrahmen sowohl des Handelns als auch der Deutung des Handelns anderer diffus geworden sind.

Die Revision unserer ursprünglichen Erwartungen und Prämissen vollzieht sich zunächst im vierten Kapitel über eine detaillierte Betrachtung der Daten ausgewählter Versuchspersonen, die das Ziel hat, die scheinbar zusammenhanglosen quantitativen Daten des Fragebogens und der Konformitätsexperimente mittels der qualitativen aus Interviews und Gruppendiskussionen doch noch in einen sinnvollen Zusammenhang miteinander zu bringen. Solche Zusammenhänge zeichnen sich dabei tatsächlich ab; die scheinbare Widersprüchlichkeit der Daten löst sich im Zuge der Auseinandersetzung mit individuellen Fällen auf. Doch das Ergebnis lässt sich nicht in die ursprünglich zugrunde gelegte Begriffsschematik einordnen, deren Kernstück der Gegensatz zwischen Autonomie und Konformität ist.

Deshalb wird im fünften Kapitel schließlich auf grundsätzlicher Ebene die Frage behandelt, wie die Wahrnehmungen beschaffen sind, die in uns den Ein-

---

<sup>3</sup>Einen ersten Überblick der Befunde des sozialpsychologischen Moduls findet man bereits in Welzer & Wessels 2011. Inzwischen ist außerdem eine Monographie von Michael Pauen und Harald Welzer (2015) zum Thema erschienen, die hier leider nicht mehr berücksichtigt werden konnte.

druck der Autonomie evozieren und so auch dem Begriff der Autonomie seine allgemeine Form geben. In Auseinandersetzung mit den Forschungen des Psychologen Albert Michotte zur ‚phänomenalen Kausalität‘ (Heller & Lohr 1982) erweist sich Autonomie als eine basale Wahrnehmungsgestalt, mit der wir intentionale Bewegung von kausalem Bewegtwerden unterscheiden. Von dieser Warte aus erscheint es nicht zufällig, dass Maturana und Varela als systemtheoretisch orientierte Biologen, also in einem ganz anderen disziplinären Zusammenhang, feststellen, dass „Autonomie einer der unmittelbarsten Aspekte eines Lebewesens ist“ (1987: 55). Alle elaborierteren Begriffe von Autonomie, wie sie mit Dworkin oben aufgezählt wurden, haben den gemeinsamen Kern, dass sie Intentionalitäten bezeichnen, die sich nicht oder jedenfalls nicht restlos auf kausale Ursachen zurückführen lassen. Diese Feststellung im Zusammenhang mit Autonomie ist natürlich nicht neu; sie führt mitten in die uralte Willensfreiheitsdebatte und, wenn man sie ganz genau nimmt, in die Metaphysik. Unabhängig davon, was sich dort aber abspielt, sind Intentionalität und Kausalität basale Wahrnehmungsgestalten, die phylogenetisch und ontogenetisch in der Erfahrung und Wahrnehmung von Lebendigkeit und Physikalität wurzeln (vgl. Descola 2013: 181). Es ist dieses basale Schema des Erlebens, das die Deutungsfolie wahrgenommener sozialer Interaktionen bildet und dabei insofern zu kurz greift, als das Verhalten von Menschen in Gesellschaften durch Kontexte bedingt ist, die sich der unmittelbaren Wahrnehmung entziehen – und dies immer mehr, je komplexer Gesellschaften werden.

Dieser Befund wird im sechsten Kapitel anhand des Interviewmaterials entfaltet. Dazu werden Bestandteile der ‚Selbstbestimmungstheorie‘ aus der Motivationsforschung (Deci & Ryan 2012 u. a.) zu Hilfe genommen, um die Lücke in der Theoriebildung zu schließen, die dadurch entsteht, dass die sozialwissenschaftlichen Diskurse rund um ‚soziale Einflüsse‘ und Konformität ein reiches Begriffsinstrumentarium für die Erfassung äußerer Bedingtheiten menschlichen Verhaltens bereitstellen, aber wenig Raum für die Abbildung innerer, also individueller Eigenlogik und -dynamik lassen. Dem liegt ein tieferes Problem in der sozialwissenschaftlichen Theoriebildung zugrunde, auf das später zurückzukommen ist. Hier zeigt sich zunächst, dass die in Konformitätsexperimenten abgebildeten paradigmatischen Situationen, in denen ‚soziale Einflüsse‘ wirken und sich jemand als autonom oder konform erweist, in den biographischen Interviews kaum vorkommen. Vielmehr formen sich menschliche Entscheidungen längerfristig als

Funktion der Interaktion von individuellen Präferenzen und auf der anderen Seite sozialen Optionen und Zwängen, die sowohl im (sozialen) Raum als auch in der Zeit den Rahmen situativ gebundener und szenisch konstituierter Wahrnehmungen sprengen. Dasselbe gilt für die Verfolgung von Zielen, die alles andere als beliebig gesetzt werden und deshalb auch nicht beliebig ‚sozial beeinflusst‘ werden können. Indem dies sichtbar gemacht wird, nimmt auf der einen Seite die Bedingtheit autonomer Lebensführung durch die jeweiligen Sozialstrukturen allmählich Konturen an und wird auf der anderen die Wahrnehmungssituation deutlich, in der das Scheitern unserer Erwartungen an die Erscheinungsformen von Autonomie und Konformität begründet liegt.

Das siebte Kapitel stellt diese Befunde in einen breiteten gesellschaftstheoretischen Kontext, indem es in groben Zügen die Soziogenese der Individualisierung nachzeichnet. Dabei ist ‚Individualisierung‘ als zusammenfassender Ausdruck für eine Gesellschaftsentwicklung zu verstehen, zu deren Eigentümlichkeiten die genannte Diffusion der Normativität gehört. Das zugrunde liegende Modell sozialer Prozesse orientiert sich an der Eliasschen Zivilisationstheorie (Elias 1977, 1997, 1997a). Im Rahmen dieser prozesssoziologischen Rekonstruktion können nun Autonomie und Konformität genauer definiert und kann ihre Problematisierung soziologisch eingeordnet und erklärt werden. Autonomie als Handeln im Einklang mit eigenen Präferenzen und Intentionen erfordert ein intersubjektiv gültiges Normensystem, das Intentionen mit einer kommunizierbaren Bedeutung versieht. Soweit ein solches System fehlt oder unzureichend ist, wird intentionales Handeln prekär, und damit auch Autonomie. Zugleich bedeutet der normative Pluralismus für die Beobachterperspektive, die ein Aspekt jeder menschlichen Perspektive ist, dass die normativen Bezugssysteme des Handelns anderer, auch soweit sie vorhanden sind, weniger unmittelbar bekannt oder erkennbar sind, wodurch der Wahrnehmung und Zuschreibung von Autonomie und Konformität die Grundlage entzogen wird. Dadurch werden äußere Gestaltmerkmale wahrgenommener Szenen als Deutungsprinzip aufgewertet – wenn ein Handeln nicht verständlich ist oder falsch erscheint und zugleich dem Verhalten wahrgenommener anderer bzw. Gruppen entspricht, drängt sich in Form eines Gestaltschlusses ‚Konformität‘ als Erklärung des Verhaltens auf, unabhängig davon, wie es tatsächlich motiviert ist. Aus derselben Wahrnehmungssituation entspringt die unwillkürliche Gleichsetzung von Nonkonformität mit Autonomie. Das betrifft auch die moralische Dimension menschlichen Verhaltens, die bei Problematisierungen von Konformität

und Autonomie immer berührt und im Milgram-Experiment und dem Problem der Täterschaft ‚normaler Menschen‘ explizit ist. Die unwillkürliche Erwartung, autonomes Handeln müsse moralisch sein, wobei letzteres dem entspräche, was die jeweils so Urteilenden als moralisch empfinden würden, verfehlt die Differenzen zwischen den inneren und äußeren Handlungsbedingungen der Handelnden und der Beobachter. Dies wird im siebten Kapitel unter Rückgriff auf den ‚sozialen Intuitionismus‘ (Haidt 2001) ausgeführt, der Moral als entlang evolutionär begründeter Dimensionen moralischer Regulation verinnerlichte Verhaltensnormen begreift.

Durch die gesamte Arbeit zieht sich als roter Faden das Problem der sozialen Relativität von Konformität und Autonomie. Liegt Zuschreibungen von Autonomie nur eine Gemeinsamkeit in den normativen Orientierungen des Handelnden und des Beobachters zugrunde, so dass letzterem das Handeln als Ausdruck eines Willens einleuchtet, den ein Mensch in der Situation des Handelnden haben sollte? Ist Autonomie also an sich inhaltlich völlig unbestimmt und nimmt erst im kulturellen Kontext eine inhaltlich bestimmte Gestalt an, so dass sich autonomes Handeln je nach Kultur beliebig gestalten könnte? Hinsichtlich der Konformität stößt man noch unmittelbarer auf dieses Problem, weil jede Behauptung, ein Verhalten sei konform, die Frage aufwirft: „conformity to what?“ (Kiesler & Kiesler 1970: 11). Je nach dem, welche Bezugsgruppen oder -normen man in die Betrachtung einbezieht, kann jedes intelligible Verhalten als konform beschrieben werden. Sind Autonomie und Konformität also vollkommen relativ?

Die vorangehenden Kapitel haben bereits gezeigt, dass dies nicht der Fall ist. Menschen verfügen über einen Realitätsbezug, ohne den sie als Spezies nicht überlebt hätten und nicht überleben könnten. Er begrenzt die Spanne dessen, was in menschlichen Gruppen und Gesellschaften als empirisch oder normativ richtig gelten kann. Diesen Realitätsbezug setzen wir als selbstverständlich voraus, wenn wir die Fähigkeit, in der Konfrontation mit den Linienvergleichen Aschs und den inhumanen Anweisungen von Milgrams Versuchsleiter zwischen richtig und falsch zu unterscheiden, bei der Diskussion dieser Experimente gar nicht zu thematisieren brauchen.

Doch das Verhältnis der Sozialwissenschaften zu der Idee eines solchen Realitätsbezugs des Individuums, der die Macht und damit auch die Erklärungskraft des Sozialen begrenzt und formt, statt unilateral von ihm geformt zu werden, ist ein unbequemes, weil sie die menschliche Biologie oder, mit anderen Worten,



die menschliche Natur berührt (vgl. Pinker 2003). Ist man hierauf erst einmal gestoßen, wird rückblickend deutlich, dass der prekäre Status des Autonomiekonzepts in den Sozialwissenschaften kein Zufall, sondern notwendiges Korrelat der Vorherrschaft eines Menschen- und Gesellschaftsbildes ist, das Menschen als von Natur aus ‚ungeformt‘ erscheinen lässt und die formgebende Kraft in emergenten Prozessen auf Kulturebene verortet. Im Rahmen dieses Modells müssen Autonomie und Individualität mysteriös und unspezifisch bleiben, weil Individuen darin immer primär Objekte der gesellschaftlichen Formung sind, bevor sie Subjekte sein können.

Dies hat nicht nur Folgen für die Theoriebildung, sondern auch für die Verwirklichung der Autonomie selbst. Wenn die Überzeugung hegemonial ist, dass jede Äußerung von Individualität restlos Resultat gesellschaftlicher Formung sei, folgt daraus zum einen ein menschliches Selbstverständnis, das immer unter dem Verdacht der Heteronomie steht, und zum anderen ein folgerichtiges Bemühen, in diese Formungsprozesse einzugreifen, wo immer eine beobachtete Orientierung von Individuen unplausibel oder ‚falsch‘ zu sein scheint. Den Wissenschaften kommt die Aufgabe zu, eine Wissensgrundlage für normative Entscheidungen über den Modus des gesellschaftlichen Zusammenlebens zu schaffen. Wenn jedoch die Erscheinungsformen menschlichen Lebens als restlos sozial determiniert gesehen werden, verschwimmt die Unterscheidung zwischen Empirie und Normativität. Als einziger Maßstab für Urteile darüber, was empirisch oder normativ ‚richtig‘ sei, bleibt dann der eigene Ausblick auf die Welt, und als primäre Aufgabe in einer Welt, in der das Soziale souverän ist, die Kontrolle des Sozialen, die in diesem absoluten Sinn mit der Autonomie seiner Akteure unvereinbar ist. Diese Kritik in Verbindung mit einem Plädoyer, die menschliche Natur ins sozialwissenschaftliche Denken einzubeziehen, sowie einigen Überlegungen dazu, wie dies zu einem zivilisierten Pluralismus beitragen könnte, der menschlichen Individuen mehr Souveränität zubilligt, bildet den Gegenstand des Schlusskapitels.

# Kapitel 1

## Alte und neue Bedrohungen der Freiheit

The autonomous person is one who does *his own* thing.

Gerald Dworkin<sup>1</sup>

Wir alle haben eine Intuition, die uns unmittelbar und klar vor Augen führt, was Autonomie ist. Ein Künstler, der seine Vision verwirklicht, ohne sich von Kritikern verunsichern zu lassen; eine Wissenschaftlerin, die abseits des Mainstreams ihres Faches eine Theorie entwickelt; oder auch ein Arbeiter, dem es genügt, ohne hochfliegende Ideale oder Karriereziele für den Broterwerb zu arbeiten und sich einen angenehmen Feierabend zu gestalten. Ungewiss erscheint dabei höchstens, ob die betreffende Person *wirklich* will, was sie tut, aber diese Frage zu stellen setzt voraus, dass wir das Kriterium der Autonomie bereits erfasst haben und anwenden. Dies tun wir kraft der „naiven Psychologie“, die uns allen „die Prinzipien in die Hand gibt, die wir zum Aufbau unseres Bildes von der sozialen Umwelt benutzen und die unsere Reaktionen auf diese steuern“ (Heider 1977: 14). Wenn wir den Eindruck haben, dass eine Person deswegen  $x$  tut, weil  $x$  „als solches für sie attraktiv“ ist, geht dieser Grund für uns stärker als andere Gründe „auf die Person selbst“ zurück (ebd.: 151f.). Sie macht dann ‚ihr eigenes Ding‘. Vor allem Nachdenken und Theoretisieren über Autonomie steht eine Intuition, die elementar und Allgemeingut ist. Sie gibt Dworkins Bestimmung im obigen Motto ihren Gehalt und ihre Plausibilität.

---

<sup>1</sup>1976: 24

Die Alltagssprache hat keinen artikulierten, allgemeinen Begriff für Autonomie, weil sie zunächst keinen braucht. Sie drückt das Entscheidende unmittelbar aus, etwa so, wie man von Kindheit an mühelos Kausalzusammenhänge herstellt und artikuliert, ohne dafür den Begriff ‚Kausalität‘ kennen zu müssen. Das Fehlen eines abstrakten, allgemeinen Kausalitätsbegriffs in der Alltagssprache, wie auch das eines entsprechenden Autonomiebegriffs, bedeutet nicht, dass die grundlegenden Vorstellungen, die sich in ihnen artikulieren, im Alltag unbekannt oder unwichtig wären, sondern im Gegenteil, dass sie dort so selbstverständlich und fraglos sind, dass zunächst kein Bedarf besteht, sie gedanklich als allgemeine Prinzipien von den alltäglichen Kommunikationsbedürfnissen zu abstrahieren.

Dementsprechend sind es unscheinbare und ubiquitäre Wörter, in denen die betreffenden Vorstellungen zum Ausdruck kommen – die Kausalität vor allem im Wörtchen ‚weil‘, die Autonomie im obigen ‚own‘, oder auf Deutsch und allgemeiner in den Worten bzw. Präfixen ‚selbst‘ und ‚eigen‘ und verwandten Konstruktionen. Ohne sie lässt sich nur sehr mühsam eine Aussage darüber formulieren, was Autonomie sei. Sein *eigenes* Ding machen, sich seine *eigene* Meinung bilden, nach *eigenem* Urteil oder Willen handeln, *selbst* entscheiden, *selbstbestimmt* handeln oder leben, *selbst* die Regeln des *eigenen* Handelns aufstellen, endlich das tun, was man *eigentlich* will. ‚Autonomie‘ als von Intellektuellen geprägter „Kunstbegriff“ (Dworkin 1988: 6f.) gibt der elementaren Unterscheidung zwischen Äußerungen, die einem Ding oder Lebewesen unhintergebar als sein ‚Eigenes‘ zugehören, und solchen, die ihm fremd oder äußerlich sind, einen Namen, aber die Unterscheidung selbst ist nicht auf diesen oder überhaupt einen Namen angewiesen. Sie ist zunächst einmal Teil der „Alltagswelt-Wirklichkeit“, mit Berger und Luckmann gesprochen, und als solcher „solange unproblematisch“, wie seine „Kontinuität nicht durch das Auftauchen eines Problems durchbrochen wird“ (1980: 27). Erst dann entsteht ein Bedarf nach einem allgemeinen Begriff und einer Theorie.

## 1.1 Problematisierungen der Autonomie

Diese auftauchenden Probleme können verschiedene sein. Für Dworkin wirft die Existenz moderner Techniken medizinisch-psychologischer Beeinflussung oder Manipulation die Frage nach der Autonomie auf: Unter welchen Umständen dürfen zum Beispiel „operantes Konditionieren, psychotrope Drogen, elektrische Stimulation des Gehirns und Psychochirurgie“ (Dworkin 1976: 23) bei Men-

schen angewandt werden? Diese Frage des Dürfens, also der Legitimität von Eingriffen in die Selbstbestimmung anderer, stellt sich zunächst aufgrund eines Gefühls oder einer Intuition, dass damit Grenzen überschritten werden könnten (vgl. Feinberg 1989: 27). Wenn man sie beantworten will, also angeben will, welche Art von Eingriff unter welchen Umständen gerechtfertigt ist, muss man sich darüber Rechenschaft geben, wie das zu schützende Gut, die Autonomie, eigentlich beschaffen und begrenzt ist, denn solange man das nicht tut, können Verletzungen oder Einschränkungen ihrer weiterhin nur auf der Grundlage von Intuitionen konstatiert werden. Diese bieten nicht die begriffliche Klarheit, die für eine Verständigung über das Problem und für eine Lösung mit allgemeinem Geltungsanspruch nötig ist.

Wo aber die Grenze zwischen Eigenem und Fremdem oder Äußerem verläuft, ist nicht so einfach auf den Punkt zu bringen, wie die anfängliche Klarheit der Intuition es erwarten lässt. Spätestens wenn wir etwas größere Zeiträume in Betracht ziehen, sehen wir, dass auch solche Meinungs- und Einstellungsänderungen oft und in vieler Hinsicht auf Einflüsse anderer zurückgehen, die wir als völlig authentisch empfinden, obwohl die betreffende Person auch diesen Beeinflussungen weder vorab zugestimmt hat noch Einblick in ihre Wirkungsweise hatte. Menschen übernehmen die Grundkoordinaten ihres Wertesystems von anderen, und auch die Sprache, ohne die eine Reifung zur Person überhaupt nicht möglich wäre, von einer ‚eigenen Meinung‘ ganz zu schweigen. Kein Mensch ist jemals unbeeinflusst, Menschen beeinflussen einander ständig auf vielerlei Art und Weise. Das Eigene eines Menschen kann nicht das Unbeeinflusste sein, weil es letzteres nicht gibt (vgl. Dworkin 1988: 12; ausführlicher Elias 1996b: 40ff.). Erziehung und Bildung sind Paradebeispiele dafür, dass wir oft sogar versuchen *müssen*, andere zu beeinflussen, damit sie eigene Meinungen, Überzeugungen, Urteile etc. entwickeln können; tatsächlich würde es ihre Autonomie unterminieren, ihnen diese Beeinflussung vorzuenthalten (vgl. Dworkin 1988: 18).

Es zeichnet sich bereits ab, dass es ein Vulgarismus ist, sämtliche Arten, auf die Menschen einander in ihrem Sein und Verhalten bedingen, unterschiedslos als ‚soziale Einflüsse‘ zu bezeichnen; insbesondere wenn dadurch der Eindruck entsteht, es handele sich um einen einheitlichen Mechanismus, oder wenn damit die Fiktion eines in diesem weiten Sinn ‚unbeeinflussten‘ Menschen heraufbeschworen wird. Diese Fiktion entspräche dem Eliasschen ‚homo clausus‘, einem individualistischen Menschenbild der Neuzeit, das

es Menschen so erscheinen lässt, als ob sie selbst, als ob ihr eigentliches „Selbst“ irgendwie in einem eigenen „Inneren“ existiere, und als ob es dort im „Innern“ wie durch eine unsichtbare Mauer von allem, was „draußen“ ist, von der sogenannten „Außenwelt“ abgetrennt sei (Elias 1996b: 128).

Die Ursache der Entstehung dieses Menschenbildes sieht Elias im Zivilisationsprozess, in dessen Verlauf sich immer mehr „Reflexion und Gewissen kontrollierend und zähmend zwischen die eigenen spontaneren Handlungsimpulse und die anderen Menschen, die anderen Naturobjekte einschieben“ (ebd.: 132). Eine habitualisierte Zurückhaltung der eigenen Reaktionen auf Menschen und Objekte schlägt sich also im Erleben eines ontologischen Getrenntseins von ihnen nieder. Die gesamte Eliassche Theorie lässt sich als Ergebnis einer Revision dieses Menschenbildes lesen. Auf den Zusammenhang zwischen Zivilisation und Individualisierung und dessen Implikationen für die Möglichkeit individuellen autonomen Handelns ist im siebten Kapitel dieser Arbeit zurückzukommen. Die Einsicht, dass die Kategorie ‚soziale Einflüsse‘ im obigen weiten Sinn unzureichend ist, löst die beispielhaft mit Dworkin angesprochenen Probleme der Abgrenzung des ‚Eigenen‘ allerdings nicht. Sie besagt nur, dass wir feinere Unterscheidungen brauchen, aber nicht, wie diese aussehen und begründet werden könnten.

Eine Problematisierung der Autonomieannahme im Politischen, um ein weiteres Beispiel zu nennen, entsteht im Zuge der Demokratisierung aus der Frage nach der Legitimität von Herrschaft. In seiner Demokratietheorie verweist Sartori darauf, dass auch totalitäre Regime sich auf die „öffentliche Meinung“ berufen können, wenn sie effektiv Propaganda betreiben. Zur demokratischen Kontrolle und Legitimation könne die öffentliche Meinung daher nur beitragen, wenn es eine sei, „die sich die Öffentlichkeit in gewissem Maße *selbst gebildet hat* [Herv. i. O.]“ (Sartori 1997: 106). Dabei zählt er auch solche Meinungen zu den *nicht* selbst gebildeten, die durch „Identifikation mit Bezugsgruppen“ zustande kommen (ebd.: 102ff.). Selbstgebildete Meinungen stellen demgegenüber Reaktionen auf „Informationen über den Zustand des Gemeinwesens“ dar (ebd.: 105). Wieder stellt sich also die Frage, wie ‚Eigenes‘ vom ‚Beeinflussten‘ abzugrenzen ist, und in einem zweiten Schritt die, was der Unterschied zwischen Einflüssen ist, die das ‚Eigene‘ durch etwas Äußeres, Fremdes ersetzen, und solchen, die es befruchten. Die ersteren heißen bei Sartori Identifikationen, die letzteren Informationen. Doch erst durch ihre Einordnung in einen größeren gesellschaftlichen Kontext werden aus bestimmten Wahrnehmungen überhaupt ‚Informationen über den Zustand

des Gemeinwesens‘. Die Einteilung der Gesellschaft und Menschheit in Gruppen und Kategorien, ohne die politisches Denken gar nicht möglich wäre, beruht immer auch auf Identifikationen. Ohne sie würde schon der Versuch, zwischen ‚wir‘ und ‚sie‘ zu unterscheiden, an der Vielzahl individueller Unterschiede und Komplexität sozialer Beziehungen scheitern.

Wieder erscheint es intuitiv eindeutig, was eine eigene Meinung ist, so dass die Aussage, jemand habe eine Meinung, die nicht seine eigene sei, geradezu sprachwidrig ist. Doch die intuitive Eindeutigkeit scheitert an der Konfrontation mit Beobachtungen, die zu der Schlussfolgerung drängen, dass es tatsächlich Meinungen gibt, die wir weniger als ‚eigene‘ akzeptieren, ohne dass wir genau sagen könnten, warum. Tatsächlich sind „his“ und „own“ im Eingangszitat Dworkins *zwei* Hervorhebungen: „A person’s motivational structure may be *his*, without being his *own*.“ Das sei der Fall, wenn sie durch Manipulation oder Täuschung zustande gekommen sei (Dworkin 1976: 25). So müssten wir einer Person die ‚eigene‘ Meinung absprechen, obwohl sie sich mit ihr identifiziert, von ihr überzeugt und in der Lage ist, sie zu begründen, wenn sie in der Vergangenheit durch Täuschung zustande gekommen ist. Tatsächlich würden wir dazu wohl auch neigen, wenn die Person den Eindruck erweckt, indoktriniert worden zu sein, oder wir anderen Grund zu der Annahme haben, dass sie es ist. Dennoch ist die Formulierung für unser intuitives Verständnis befremdlich, ebenso wie die praktischen Konsequenzen. Das Kriterium für ‚eigen‘ oder ‚nicht eigen‘ läge demnach gar nicht in der gegenwärtigen Person, sondern in der vergangenen Täuschungsabsicht einer anderen. Im Prinzip werfen Sartoris durch Propaganda zustande gekommene Meinungen dasselbe Problem auf.

Durch das Scheitern der für sich genommen klaren Intuitionen an praktischen Problemen wird das zuvor Fraglose bewusst und bedarf erstmals einer Explikation und Begründung. Die Probleme der „Patientenautonomie“<sup>2</sup> und der „Autonomie der öffentlichen Meinung“ entstehen (Sartori 1997: 112), letzteres aus dem Be-

---

<sup>2</sup>„Auch in der Krankenversorgung ist das Ideal des mündigen Patienten, der Informationen einfordert, von sich aus nachfragt und anschließend vor dem Hintergrund seiner individuellen Präferenzen selbstbestimmt eine Entscheidung fällt, gewissermaßen als ‚regulative Idee‘ zu verstehen. Weil ein Mensch aber [...] nie ganz frei von inneren oder äußeren Einschränkungen entscheiden kann, muss im konkreten Einzelfall ein ausreichender Grad an realisierter Entscheidungsautonomie vorausgesetzt werden. Wann allerdings praktisch kein ausreichender Grad an Entscheidungsautonomie mehr angenommen werden kann, lässt sich nicht allein mit Hilfe empirischer Daten ausmachen, sondern hängt wiederum von den konzeptionellen und wertenden Vorentscheidung ab, die die Datenerhebung steuern“ (Bobbert 2002: 132).

darf, die Legitimität von Herrschaft und die Qualität und Verlässlichkeit ihrer Kontrolle zu beurteilen. Und wie dem theoretischen Problem ein praktisches zugrunde liegt, so hat es auch praktische Folgen, welche Lösung des theoretischen Problems als richtig akzeptiert wird. Von den allgemein gültigen Einschätzungen über das, was eine eigene Meinung ausmacht und wie sie entsteht, hängen Entscheidungen der Bildungs-, Medien- und Wissenschaftspolitik ab; Entscheidungen von Personen, die beruflich oder privat Funktionen der Bildung, Information und Erziehung innehaben; Entscheidungen über das individuelle Vorgehen bei der eigenen Meinungsbildung und nicht zuletzt Entscheidungen darüber, welche Legitimität man verschiedenen Staaten und Gemeinwesen zuschreibt. Wenn einem Staat die demokratische Legitimation abgesprochen und seinen Einwohnern unterstellt wird, dass sie es *eigentlich* gerne anders hätten, kann das politische Implikationen haben, die nicht geringfügig sind.

Doch die soeben vorgenommene Unterscheidung zwischen praktischen und theoretischen Problemen ist noch zu grob bzw. der Begriff ‚theoretische Probleme‘ mehrdeutig und irreführend. Weil ein ‚theoretisches Problem‘ par excellence, nämlich der Widerspruch zwischen Freiheit und Determinismus, den äußersten metaphysischen Rahmen darstellt, in den jedes spezifischere Autonomieproblem eingespannt ist, gehe ich im Folgenden kurz genauer darauf ein, was hier in diesem Sinn unter einem Problem zu verstehen ist, bevor ich das Freiheits-Determinismus-Problem in seiner allgemeinen Form skizziere.

## 1.2 Freiheit und Determinismus

Jeder Anlass zur Problematisierung von etwas ist ein praktisches Problem im Sinne eines Meadschen Handlungsproblems. Ein solches tritt auf, wenn unreflektierte Erwartungen an den Verlauf einer intendierten Handlung durch den tatsächlichen Handlungsablauf enttäuscht werden, wodurch sie als spezifische Erwartungen oder Annahmen erst bewusst werden und auf die eine oder andere Art problematisiert werden müssen, um eine neue Orientierung auf das Objekt der Handlung hin zu gewinnen und die Handlungsfähigkeit wiederherzustellen (vgl. Joas 1989: 83f.).<sup>3</sup> Dies geschieht auch beim Denken, wenn überraschende, unerwartete Widersprüche, Hindernisse oder Zwischenergebnisse auftreten,

---

<sup>3</sup>Dies ist bei Mead der grundlegende Prozess, in dem Bewusstsein entsteht. In Abgrenzung zum Behaviorismus schrieb er: „Geistiges Verhalten kann nicht auf nicht-geistiges Verhalten reduziert werden, doch können geistiges Verhalten und geistige Phänomene durch nicht-geistiges

die einen zunächst über den weiteren Verlauf des Gedankengangs verunsichern. Was man ‚theoretische Probleme‘ nennt, sind Probleme in der Praxis des Deutens und Verstehens der Welt, einer Praxis mit dem Zweck, Orientierungen für das Handeln in anderen Praxisbereichen (wieder-) herzustellen. Natürlich haben nicht alle Menschen in einer wissenschaftlich geprägten Gesellschaft ein Bedürfnis danach, über Lösungen aller wissenschaftlichen Probleme informiert zu werden, was ja selbst Wissenschaftler nicht haben; ebensowenig wie alle Menschen in einer magisch-mythisch geprägten Gesellschaft die Feinheiten des Wissensschatzes ihrer Geistlichen durchblicken müssen. Jedoch sind sie alle in gewissem Maß darauf angewiesen, dass ihre jeweilige „symbolische Sinnwelt“, sei sie wissenschaftlich oder theologisch konstituiert, weiterhin verlässlich „jedes Ding an seinen rechten Platz rückt“, also kognitive und normative Orientierung darüber bietet, wie die Welt beschaffen ist, in der man lebt (Berger & Luckmann 1980: 100, 105). Und das können symbolische Sinnwelten nur, wenn sie ihre ‚theoretischen Probleme‘ zumindest einordnen und Lösungen für sie zumindest in Aussicht stellen können.

Schematisch gesprochen, besteht das Verhältnis zwischen (praktischem) Erscheinen und (theoretischer) Reflexion eines Problems darin, dass ein praktisches Problem eine Entscheidung erzwingt und die Reflexion einsetzt, um diese Entscheidung zu informieren. Das Phänomen ‚nur‘ theoretischer, von der Praxis gelöster intellektueller Probleme entsteht zum einen dadurch, dass praktische soziale Entscheidungen einer anderen Rationalität folgen als – im Idealfall – die wissenschaftliche oder auch die theologische Wahrheitssuche. Sie sind Ergebnisse von Konfrontationen verschiedener Problemwahrnehmungen und Prioritäten sowie konfigrierender Interessen im Rahmen vielgestaltiger Machtbalancen, also mit Elias gesprochen, Verflechtungserscheinungen.<sup>4</sup> So wird meistens durch theoretisch nur eingeschränkt begründete und begründbare *Setzungen* Entscheidungsfähigkeit hergestellt. Wenn das in einem gegebenen Fall geschehen ist und Wissenschaftler oder Geistliche sich weiterhin mit dem betreffenden Problem befassen, kann man insofern sagen, sie seien mit ‚nur theoretischen‘ Problemen befasst, als die Praxis auf ihre Lösungen nicht (mehr) wartet. Es ist trivial, darauf

---

Verhalten oder nicht-geistige Phänomene erklärt werden: dass sie nämlich aus diesen erwachsen, aus *Komplikationen* in diesen resultieren [Herv. S. W.]“ (Mead 1973: 49).

<sup>4</sup>Elias’ Begriff der Verflechtung ähnelt denen der Interdependenz und Integration und betont das Ineinandergreifen von Intentionen und Handlungen, das zu Resultaten führt, die niemand der Beteiligten intendiert hat oder vorhersehen konnte. Vgl. Elias 1997a: 324f. Verflechtung kommt durch affektive Ausgerichtetheit der Menschen aufeinander sowie durch funktionale Interdependenzen (z. B. Arbeitsteilung) zustande (vgl. Elias 1996b: 146ff.).



hinzuweisen, dass Menschen etwa über die ethische Zulässigkeit von Praktiken debattieren, die in ihren Gesellschaften faktisch längst ungehindert stattfinden, ohne dass die Praktiker unbedingt Antworten auf alle ethischen Fragen haben müssten, die sich mit dieser Praxis verbinden. Doch auch für sie machen sich die Unzulänglichkeiten jener Setzungen zuweilen bemerkbar, und zwar dann, wenn ihre Anwendung zu unbefriedigenden Ergebnissen führt. Dadurch kann sich der Bedarf nach theoretischer Reflexion und Klärung wieder verstärkt geltend machen. Und auch wenn theoretische Reflexionen die Gestalt von „Folgeerscheinungen autonom weiter ausgesponnener theoretischer Liebhabereien der Sachverständigen für Weltordnung“ annehmen (Berger & Luckmann 1980: 104), was man wohl gewöhnlich meint, wenn man auf die ‚Elfenbeintürme‘ verweist, in denen dies passiert, handelt es sich um praktische Probleme der Weltdeutung im oben beschriebenen Sinn, die zumindest insofern soziologisch interessant sind, als sie auf die Gesamtkonstitution der symbolischen Sinnwelt verweisen, die sie hervorgebracht hat und ihr Auftauchen vielleicht sogar erzwingt.

Der Widerspruch zwischen (Willens-) Freiheit und Determinismus ist ein Problem der wissenschaftlichen Weltdeutung auf höchster Ebene; mit Elias ein Problem der Synthesenbildung, also der Zusammenschau von Wissensbeständen, die nicht in direktem Zusammenhang miteinander entstanden sind, sich aber zumindest teilweise auf dieselben Beobachtungstatsachen beziehen (vgl. Elias 1996a: 213f.). Es ist sozusagen eine Synthese der Synthesen, eine Integration von in verschiedenen Zusammenhängen gebildeten Deutungsschemata zu *einem* Weltdeutungsschema, die in der Terminologie von Berger und Luckmann von ‚symbolischen Sinnwelten‘ geleistet wird. Es gibt einen Komplex wichtiger Annahmen und Wahrnehmungen, die von einer deterministischen Welt ausgehen, und einen Komplex anderer, ebenso wichtiger Annahmen und Wahrnehmungen, die von einer Welt ausgehen, in der es Freiheit im Sinne von Zukunftsoffenheit gibt. Die Frage nach Determinismus versus Freiheit entsteht, wo diese zwei Komplexe von Annahmen und Wahrnehmungen oder wenn man so will, diese zwei Ontologien, auf höchster Synthesenebene aufeinandertreffen. Hier ragt das Autonomieproblem ins Metaphysische. Umgekehrt stellt die Frage nach Determinismus versus Freiheit eine Grundkonstellation dar, die sich in jeder spezifischeren, konkreteren Frage nach Selbst- oder Fremdbestimmung, Innen- oder Außensteuerung, Subjekt- oder Objektqualität von Individuen usw. wiederfindet. Immer geht es im Kern darum, ob jemand selbst entscheidet oder über ihn entschieden ist, oder

allgemeiner, ob sich eine Beobachtungseinheit selbst steuert oder gesteuert wird, und natürlich immer wieder darum, was die eine oder die andere Antwort konkret bedeuten würde. Die Gestaltähnlichkeit zwischen der metaphysischen Frage nach Freiheitspotentialen in einer von Kausalität strukturierten Welt und konkreteren Fragen wie der nach den Selbstbestimmungschancen eines Individuums inmitten gesellschaftlicher Zwänge ist Grund genug für eine soziologische Arbeit, den philosophisch-metaphysischen Aspekt des Problems nicht links liegen zu lassen, denn sie zeigt, dass man es mit verwandten Problemen der Weltdeutung zu tun hat. In den folgenden Absätzen will ich deshalb die zwei Komplexe der Wahrnehmung und Weltdeutung, die an genannter Bruchlinie kollidieren, kurz anhand repräsentativer Texte darstellen. In den Kapiteln fünf bis sieben wird dann ihre Kollision als Problem der Wahrnehmung erkennbar, das mit bestimmten Struktureigentümlichkeiten moderner Gesellschaften im Zusammenhang steht.

Der Philosoph Robert Kane fasst im Folgenden komprimiert die menschlichen Werte und Qualitäten zusammen, die im philosophischen Diskurs regelmäßig als von der Vorstellung des Determinismus bedroht erscheinen. Sie können nur Bestand haben, so Kane, wenn wir daran glauben, dass Menschen zumindest für einen Teil ihrer Handlungen eine „nicht-abgeleitete Urheberschaft“ oder „alleinige Autorschaft“ tragen; dass also zumindest einige unserer Handlungen und Entscheidungen in einem letztgültigen Sinn unsere eigenen sind. Diese Werte und Qualitäten sind:

- (1) genuine *Kreativität*; (2) *Autonomie* (Selbstgesetzgebung) oder *Selbsterschaffung*<sup>5</sup>; (3) wahres *Verdienst* für eigene Leistungen; (4) *moralische Verantwortlichkeit* in einem letztgültigen Sinn; (5) mögliches Objekt *reaktiver Einstellungen* wie Bewunderung, Dankbarkeit, Ärger und Empörung sein zu können; (6) *Würde* oder *Selbstwert*; (7) ein wahres Gefühl der *Individualität* oder *Einzigartigkeit* einer Person; (8) *Lebenshoffnungen*, die eine *offene Zukunft* voraussetzen; (9) echte (frei gegebene) *Liebe* und *Freundschaft* zwischen Personen (oder in religiösen Kontexten, frei gegebene Liebe zu Gott); und (10) die Fähigkeit, im vollen Sinn sagen zu können, dass man *aus eigenem, freiem Willen handelt* [Herv. i. O.] (Kane 1996: 80).<sup>6</sup>

<sup>5</sup>Diese Arbeit legt einen allgemeineren Autonomiebegriff zugrunde, der etwa dem entspricht, was bei Kane als ‚Autorschaft‘ oder ‚Urheberschaft‘ bezeichnet wird. Er ist im Fortgang der Arbeit noch genauer zu bestimmen und zur Idee der ‚Selbsterschaffung‘ in Beziehung zu setzen. Auch in der Philosophie selbst ist die Verwendung der Begriffe ‚Freiheit‘ oder ‚Willensfreiheit‘ und ‚Autonomie‘ durchaus nicht einheitlich (vgl. Christman 1989: 13f.; Dworkin 1988: 6).

<sup>6</sup>„[...] underived origination or sole authorship is necessary for a number of other things that humans generally desire and are worth wanting. Candidates for these other goods have included

Die Bedeutung dieser Werte tritt vor allem vor dem Kontrastbild eines mechanistisch-physikalistischen Determinismus zutage, der in verschiedenen Spielarten maßgeblich dafür verantwortlich ist, dass die Willensfreiheit weiterhin ein viel-diskutiertes Problem ist, und uns somit auch unmittelbar vor Augen führt, wie Selbstverständlichkeiten wie Kreativität, Verdienst, Verantwortung etc. in ihrer Realität überhaupt in Frage gestellt sein können. Der Philosoph und Mathematiker Pierre-Simon Laplace formulierte gegen Ende des 18. Jahrhunderts den Kerngehalt eines deterministischen Weltbildes wie folgt:

Alle Ereignisse, selbst jene, welche wegen ihrer Geringfügigkeit scheinbar nichts mit den großen Naturgesetzen zu tun haben, folgen aus diesen mit derselben Notwendigkeit wie die Umläufe der Sonne. [...] Wir müssen also den gegenwärtigen Zustand des Weltalls als die Wirkung seines früheren und als die Ursache des folgenden Zustands betrachten. Eine Intelligenz, welche für einen gegebenen Augenblick alle in der Natur wirkenden Kräfte sowie die gegenteilige Lage der sie zusammensetzenden Elemente kennte, und überdies umfassend genug wäre, um diese gegebenen Größen der Analysis zu unterwerfen, würde in derselben Formel die Bewegungen der größten Weltkörper wie des leichtesten Atoms umschließen; nichts würde ihr ungewiss sein und Zukunft wie Vergangenheit würden ihr offen vor Augen liegen (Laplace 1996: 1f.).

Obwohl ein solcher Determinismus ein Grundaxiom wissenschaftlichen Denkens bildet, ist er gleichzeitig in anderer Hinsicht radikal und hochproblematisch, eben weil er die Qualitäten von Personen und Beziehungen in Frage stellt, die Kane aufzählt. Die hypothetische übermenschliche Intelligenz, die Laplace sich vorstellt, könnte aus einer vollständigen Momentaufnahme des jetzigen Augenblicks exakt errechnen, wo ich mich in zehn, zwanzig, dreißig Jahren befinde, was ich zu jedem Zeitpunkt denke, fühle, tue usw. Mein Verhalten, Denken, Fühlen wäre praktisch schwieriger, aber prinzipiell ebenso vorhersagbar wie ein Uhrwerk,

---

(1) genuine *creativity*; (2) *autonomy* (self-legislation) or *self-creation*; (3) true *desert* for one's achievements; (4) *moral responsibility* in an ultimate sense; (5) being suitable objects of *reactive attitudes* such as admiration, gratitude, resentment and indignation; (6) *dignity* or *self-worth*; (7) a true sense of *individuality* or *uniqueness* as a person; (8) *life-hopes* requiring an *open future*; (9) genuine (freely given) *love* and *friendship* between persons (or in religious contexts, freely given love toward God); and (10) the ability to say in the fullest sense that one acts *of one's own free will*." Übers. S. W.

und auch ebenso frei oder unfrei.<sup>7</sup> So wäre mein Tun auch nicht kreativer als das einer Uhr, es wäre ebenso Ausdruck festgelegter Mechanismen, die nur eben komplizierter wären, so dass wir sie nicht durchschauen und seine Äußerungen uns deshalb überraschen können. Ein Verdienst wäre kein Verdienst mehr, wenn man in einem absoluten Sinn sagen könnte, die betreffende Person habe nicht anders handeln können. Dasselbe gilt für moralische Verantwortung oder Schuld. Diese Bewertungen von Handlungen unterstellen, dass eine Person unter mehreren Handlungsmöglichkeiten eine gute oder eine verwerfliche gewählt hat und dass dies *ihre* Wahl war und nicht wieder nur zwangsläufige Wirkung äußerer Ursachen. Unmittelbar bedeutet der Determinismus auch für die Vorstellung einer offenen Zukunft Probleme, die nach und nach unter anderem von einem selbst gestaltet wird, weil dieses sukzessive Gestalten und Umgestalten in einem deterministischen Universum nur das äußere Erscheinungsbild eines Geschehensablaufs wäre, der ebenso wenig Raum für Gestaltungsfreiheit ließe wie der Anstoß einer Billardkugel durch eine andere.<sup>8</sup>

So sehen es jedenfalls die „Inkompatibilisten“ wie Kane, für die Willensfreiheit und Determinismus eben inkompatibel sind, während andere versuchen, den Determinismus mit der Vorstellung individueller Freiheit zu versöhnen.<sup>9</sup> Einen Schritt in Richtung einer solchen Versöhnung, aber auch hin zu weiteren Problemen, geht der Hinweis, dass freie Handlungen in einem wichtigen Sinn nicht nur determiniert sein können, sondern determiniert sein *müssen* – und zwar von den „Bedürfnissen, Wünschen und Überzeugungen“ des Handelnden. Wäre eine Handlung dagegen völlig indeterminiert, „wird man nicht mehr davon sprechen können, dass hier eine Person anders hätte *handeln* können; man könnte nur noch sagen, dass zufällig *etwas anderes hätte passieren können* [Herv. i. O.]“ (Pauen 2004: 18). Eine Handlung unterscheidet sich unserem Selbstverständnis nach nicht nur von einem starren Mechanismus, sondern auch von einem wahllos-zufälligen Geschehen (vgl. auch Reemtsma 2008: 18f.).

---

<sup>7</sup>Das Bild des menschlichen Körpers als eines komplizierten Uhrwerks stammt bereits von Descartes (2006: 97ff.), der allerdings noch annahm, dass dieses von einer Seele regiert werde, die vom Körper unabhängig sei (ebd.: 105f.), so dass sich das Determinismusproblem nicht stellte.

<sup>8</sup>Das Anstoßen von Billardkugeln als Fallbeispiel für Kausalität geht wiederum auf Hume zurück (2007: 87). Die mechanische Kausalität wird im fünften Kapitel dieser Arbeit eingehend diskutiert.

<sup>9</sup>Einen komprimierten Überblick über die Debatte und die wesentlichen kompatibilistischen und inkompatibilistischen Positionen bietet Quante (1998); ausführlichere Darstellungen enthalten die Monographien von Walter (1998) und Pauen (2004).

Seine anschaulichste Konkretisierung findet der Determinismus im Atomismus, wie er in der Naturphilosophie der griechischen Antike aufkam, was wiederum erklärt, „warum das Problem der Willensfreiheit im Hellenismus plötzlich so großes Gewicht gewinnt, nachdem es bis dahin nahezu unbekannt war“ (Hossenfelder 1998: 132). Durch den Versuch, ein vollständig der wissenschaftlichen Erschließung zugängliches Weltbild zu formulieren, gerät unversehens die Freiheitsidee in Gefahr. Epikur zufolge „besteht das All“, und gemeint ist damit alles, also das Universum, „aus Körpern und Leeren“. Die Körper sind aus unteilbaren Kleinstkörpern zusammengesetzt, den Atomen. Diese „bewegen sich [...] kontinuierlich“, und „die bei ihnen vorhandene Festigkeit bewirkt beim Zusammenstoß den Rückprall, soweit die Verflechtung das Abprallen aufgrund des Zusammenstoßes erlaubt. Einen Anfang von diesen Dingen gibt es nicht, weil die Atome und das Leere ewig sind“ (Brief an Herodot 40, 41, 43).<sup>10</sup> Das Universum besteht aus einem anfangslosen Prozess der Bewegung von Atomen, die durch den Aufprall aufeinander ihre Bahnen ändern. Dieser „immer wieder mit allem Nachdruck betonte durchgängige Kausaldeterminismus“ wurde von Epikur teilweise wieder aufgehoben: Eben um die Möglichkeit der Willensfreiheit zu retten, von der seine Moralphilosophie abhing, führte er die Vorstellung einer gelegentlichen spontanen ‚Abweichung‘ der Atome von ihren gesetzmäßigen Bahnen ein (ebd.: 131). Deshalb müsse man Epikur vorwerfen, so der Philologe Cyril Bailey, dass er mit der Formulierung eines philosophischen Systems, das in Teilen Freiheit und in Teilen Determinismus voraussetzte, „das Unmögliche versuchte“ (Bailey 1964: 321). In diesem Zusammenhang weist Bailey darauf hin, dass „moderne Denker auf eine analoge Schwierigkeit stoßen und zuweilen Lösungen vorschlagen, die Epikurs spontaner Atomabweichung nicht unähnlich sind“ (ebd.: 321).<sup>11</sup> Obwohl er diese Beobachtung bereits 1928 anstellte, ist sie weiterhin aktuell. So sucht man die akausalen Ereignisse, die im Determinismus Spielräume für Willensfreiheit eröffnen sollen, heute in der Quantenmechanik (vgl. Kane 1996: 9f.). Ein Unterschied ist, dass die modernen Annahmen über Akausalität auf der Quantenebene auf physikalischer Forschung beruhen und Epikurs Atomabweichung lediglich ein theoretisches Postulat war. Indes bringen die antiken sowohl als auch die modernen Versuche, aus akausalen Ereignissen Freiheitsspielräume zu schöpfen, das

---

<sup>10</sup>In Rapp 2010: 47f.

<sup>11</sup>„It may not be uninteresting to notice that a parallel difficulty arises for modern thinkers and that a solution not unlike that of Epicurus’ atomic swerve has sometimes been propounded“. Übersetzung S. W.

oben mit Pauen angesprochene Problem mit sich, dass kein direkter Weg von Zufälligkeit zu Freiheit führt (vgl. Kane 1996: 10).

Obwohl der Atomismus im engeren Sinn heute keine gültige wissenschaftliche Theorie mehr ist, sucht man weiterhin oft die Antwort auf die Frage nach dem Determinismus und dem Stellenwert der Kausalität im Weltgeschehen in der Physik und auf der Ebene kleinster Teilchen. So ist es beispielsweise nicht mehr die mechanisch gedachte Kausalität der Kollision von Atomen, gegen die sich die Willensfreiheit behaupten muss, sondern unbestimmter ausgedrückt „die kausale Geschlossenheit der Physik“ (Bishop & Atmanspacher 2011). Im Prinzip bleiben die Wissenschaften weiterhin dem „atomistischen Grunddogma“ treu, „dass man die Eigenschaften aller zusammengesetzten Einheiten durch die [...] Isolierung von Teileinheiten (oder Teilaspekten), also durch Zurückführung auf Eigenschaften der zusammensetzenden Teile bestimmen könnte“ (Elias 1990b: 197). Dies erklärt sich daraus, dass der atomistische Grundgedanke mehrere Desiderate, an denen sich die wissenschaftliche Arbeit ausrichtet, par excellence erfüllt. Erstens versuchen die Wissenschaften, Zusammenhänge zwischen Ursachen und Wirkungen herzustellen, um Vergangenes zu erklären und Vorhersagen für die Zukunft treffen zu können. Wissenschaftler interessieren sich für Aussagen der Form *x führt zu y*, eine Form, die nicht weniger erkenntnisleitend ist, wenn sie zu *x kann unter Bedingungen a, b, c und vielleicht noch anderen zu y führen* abgeschwächt wird.<sup>12</sup> Die Zurückführung eines Geschehens auf zusammensetzende Teile, die in lückenlosen Kausalketten aufeinander wirken, erfüllt dieses Desiderat perfekt, weil sie dem Anspruch nach *allem* Geschehen seinen Platz in einer Kette von Ursachen und Wirkungen zuweist. Unsere Unfähigkeit, ein wahrgenommenes Geschehen nach dem Prinzip von Ursache und Wirkung zu erklären, erscheint vor diesem Hintergrund als zumindest prinzipiell anhand der bekannten Mittel überwindbar. Durch die wissenschaftliche Arbeit, so Laplace, kommen wir „unablässig jener Intelligenz näher [...], von der wir uns eben einen Begriff gemacht haben“, werden ihr aber zugleich „immer unendlich ferne bleiben“ (1996: 2).

Zweitens streben Wissenschaften nach einer möglichst umfassenden Vollständigkeit ihrer Modelle, was eng mit dem genannten Desiderat zusammenhängt, Wirkungen auf Ursachen zurückzuführen, denn bei unvollständigen Modellen können einem immer eventuell wichtige Ursachen entgehen. Und vollständiger als atomistische Vorstellungen des Universums ihrem Anspruch nach sind, kann

---

<sup>12</sup>Vgl. Mittelstraß 1970: 17f.; Bandura 1997: 1f.; Martin 1951; Wenzel 2000: 11ff.

ein materialistisches Modell nicht sein. Wenn man annimmt, dass sich alles aus kleinsten Teilchen zusammensetzt, bieten diese eine letzte Rückfalllinie, an der Vollständigkeit – nicht praktisch, aber prinzipiell – sichergestellt werden kann.

Die einfache Tatsache, dass es kein Naturgebilde gibt, das nicht *auch* eine chemisch-physikalische Integrationsebene besitzt, verleitet die nachdenkenden Menschen immer wieder zu der Vorstellung, alle Naturgebilde ließen sich entweder ausschließlich durch Zurückführung auf chemisch-physikalische Einheiten erklären oder aus dem Vorhandensein über- oder außernatürlicher Gegebenheiten (Elias 1990b: 204).

Dieselbe Tatsache macht ein *vollständiges* Weltmodell auf chemisch-physikalischer Ebene denkbar. Daran ändert sich prinzipiell nichts, wenn man von der atomaren auf die subatomare Ebene voranschreitet.

Darüber hinaus konkretisieren physikalistische Weltmodelle die *Art* der Kausalität, die dem Weltgeschehen zugrunde liege, nämlich die physikalische, die man sich als mechanische vorstellt; die Kausalität des Aufpralls physikalischer Körper aufeinander. Andere Arten der Kausalität, zum Beispiel die Wirkungen von Gedanken, Ideen, Kommunikation usw., können immer problematisiert werden und Gegenstand von Debatten sein und sind es tatsächlich bis heute (vgl. Newen & Čuplinskas 2002). Die mechanische Kausalität dagegen steht außer Zweifel, weil sie eine evidente Grundtatsache des Lebens ist. Sie ist direkt erfahrbar und nicht kontingent. Man nimmt direkt wahr, wie eine Billardkugel eine andere vorwärts stößt, und dasselbe geschieht unter gleichen Bedingungen immer wieder. Darauf ist im fünften und siebten Kapitel zurückzukommen.

Wenn die Frage nach Willensfreiheit versus Determinismus also ein Scheinproblem sein sollte, wie es pointiert zum Beispiel Schlick (1966), Reemtsma (2008) und letztlich auch jeder Kompatibilismus behaupten, dann ist aber dieses Problem, wie es sich in philosophisch-wissenschaftlichen Arbeiten darstellt, keine willkürliche Erfindung von Theoretikern. Es entsteht vielmehr dadurch, dass Annahmen über die Menschen und das Funktionieren der Welt, die weit über die Wissenschaft hinaus verbreitet und bedeutsam sind, konsequent zu Ende gedacht und miteinander konfrontiert werden. Wir glauben an die individuelle Freiheit oder Autonomie in dem allgemeinen, grundlegenden Sinn, dass wir zu eigenem

Urteilen, Meinen, Entscheiden und Handeln fähig sind<sup>13</sup>, aber wir glauben auch an einen Ablauf der Welt in Ketten von Ursachen und Wirkungen. In der alltäglichen Lebenspraxis brauchen wir nicht die *eine* Theorie, die alle unsere Wissensbestände zu einem widerspruchsfreien Ganzen integriert. Wir können mühelos im einen Moment ein determiniertes und im anderen ein spontanes, kontingentes Geschehen wahrnehmen. Die symbolische Sinnwelt Wissenschaft im Ganzen muss sich aber der Aufgabe stellen, „*alle* Ausschnitte der institutionalen Ordnung in ein allumfassendes Bezugssystem“ zu integrieren, „das eine Welt im eigentlichen Sinn begründet, weil *jede* menschliche Erfahrung nun nurmehr als etwas gedacht werden kann, das *innerhalb* ihrer stattfindet“ (Berger & Luckmann 1980: 103). Das heißt, sie muss nicht alle Probleme lösen können, aber sie muss zumindest prinzipiell in der Lage sein, ihnen irgendwie Rechnung zu tragen – und sei es, indem man sie als Scheinprobleme deklariert. Kane bezeichnet Argumentationen in dieser Richtung als „dissolutionist strategies“, weil sie das Problem seiner Auffassung nach eher *auf*lösen, als es zu lösen (Kane 1996: 12). Doch auch sie gehen davon aus, dass es nötig ist, wenigstens das zu tun.

Die Probleme um Willensfreiheit und Determinismus wurzeln in allgemeinen und eng mit der Praxis verflochtenen Wissensbeständen der Gesellschaft. Ihre Konfrontation in der Theorie tut nichts anderes, als das auf mannigfache Weise in der Praxis entstehende Autonomieproblem theoretisch auf die Spitze zu treiben, denn Fragen nach der Zurechenbarkeit konkreter Handlungen zu konkreten Urhebern, die nach einer rückblickenden Rekonstruktion von Freiheitsgraden dieser Handlungen und Urheber verlangen, sind etwas durchaus Alltägliches und für konkrete, darauf beruhende Entscheidungen relevant. Sie ist insofern mindestens eine nützliche Heuristik. Der Determinismus repräsentiert in letzter Konsequenz die Nullhypothese der Autonomie.

---

<sup>13</sup>Baumeister, Masicampo & DeWall (2009) fanden experimentelle Bestätigung dafür, dass Menschen mit deterministischen Einstellungen tendenziell weniger hilfsbereit und aggressiver sind, aber auch dafür, dass der Glaube an einen freien Willen normalerweise gegeben ist.



### 1.3 ‚Sozialer Einfluss‘ und Konformität – von der politischen zur psychosozialen Formatierung des Freiheitsproblems

Das empirische Problem, an dessen Auftauchen die Frage nach der menschlichen Autonomie in dieser Arbeit vornehmlich studiert wird, ist die tatsächliche oder vermeintliche Neigung moderner Menschen zur Konformität, die etwa ab dem frühen 19. Jahrhundert in den westlichen Ländern von wissenschaftlichen und anderen Beobachtern konstatiert wird. Ähnlich wie etwas später John Stuart Mill artikulierte Alexis de Tocqueville in seinem Werk *Über die Demokratie in Amerika* seine Beobachtungen der für ihn neuartigen demokratisch geprägten Verhaltensmuster, indem er sie mit denjenigen kontrastierte, die mit den europäischen Aristokratien im Verschwinden begriffen waren. Die Wahrnehmung und Erklärung von Konformität im Bezugsrahmen politischer Herrschaft drückt sich unmittelbar in seinem Schlagwort von der „Tyrannei der Mehrheit“ aus (Tocqueville 1959: 289ff.). Unter autokratischer Herrschaft, schrieb er, formiert sich politische Macht vor allem durch Gewalt. In der Demokratie kommt dagegen, wie man in sozialpsychologischer Diktion sagen würde, ‚sozialer Einfluss‘ als Herrschaftsmittel hinzu. Dieser etabliert nach Tocquevilles Auffassung eine sanftere, aber auch absolutere Herrschaft. Ihm zufolge

hat ein König nur eine materielle Macht, die das Handeln beeinflusst und den Willen nicht erfassen kann; die Mehrheit jedoch besitzt sowohl eine materielle wie eine sittliche Macht, die auf den Willen ebensowohl wie auf das Handeln einwirkt, und die die Tat und zugleich den Wunsch zu handeln bestimmt (ebd.: 294).

Dieses Bild einer unmittelbaren Einwirkung äußerer sozialer Kräfte auf den Willen verweist auf die eingangs angesprochenen Probleme der Manipulation und der damit einhergehenden Verunsicherung über die Grenzen des Selbst zurück. Selbst und Anderer, Subjekt und Objekt, Handeln und Fremdbestimmung sind nicht sauber voneinander trennbar, wenn bereits der eigene Wille im Verdacht steht, beeinflusst zu sein, was die Frage aufwirft, welche Aspekte davon auf welcher Grundlage überhaupt als genuin ‚eigene‘ angesehen werden können. Tocqueville nimmt damit eine Beunruhigung vorweg, die dem Spannungsverhältnis zwischen Selbst- und Fremdbestimmung, also dem Problem der Freiheit, eine neue

Form gegeben hat und die demokratisch-kapitalistischen Gesellschaften des Westens bis heute prägt. Man sorgt sich weniger um Zudringlichkeit und Gewalttätigkeit von Polizei und Militär, also der Gewaltorgane politischer Herrschaft, als um das jeweils eigene, persönliche Vermögen zur Selbstbehauptung und -abgrenzung inmitten der unüberschaubaren Vielzahl informeller, oft impliziter, manchmal aufdringlicher, manchmal kaum merklicher sozialer Einflüsse mehr oder weniger ungewisser Herkunft und Legitimität, die der sozialen Existenz des Einzelnen eine diffuse, aber unverzichtbare Struktur geben.

Populäre Bücher und Filme erwähnen regelmäßig eine Notwendigkeit, „sich selbst zu finden“ und „man selbst zu sein“. Erikson (1968) beobachtete, dass die schnelle Verbreitung des Begriffs *Identitätskrise*, ursprünglich dem psychologischen Fachjargon entstammend, auf ein weitverbreitetes allgemeines Interesse an den Phänomenen verwies, die er beschreibt. Die individuelle Suche nach persönlicher Erfüllung (Selbstverwirklichung) als legitimer und wichtiger Aspekt des Lebens hat immer größere gesellschaftliche Akzeptanz gefunden (Baumeister 1987: 163).<sup>14</sup>

Solche Probleme deuten sich bei Tocqueville an, wenn er die Amerikaner als „ruhelos“ bezeichnet, von „Zeiten der Gleichheit *und des Zweifels* [Herv. S. W.]“ spricht und feststellt, dass in einem gesellschaftlichen Zustand, „in dem weder das Gesetz noch die Sitte irgend jemanden an seinem Platz festhalten [...], die Menschen aus Angst, sie könnten den kürzesten Pfad zum Glück verfehlen, ständig einen anderen Weg einschlagen“ (Tocqueville 1962: 153f., 166). Bereits hier stellt sich nicht nur die Frage, wie es möglich wäre, unter modernen gesellschaftlichen Bedingungen ‚sein eigenes Ding zu machen‘, sondern immer mehr auch die vorgelagerte, was das eigene Ding überhaupt wäre.

Gleichzeitig ist die sittliche Macht der Mehrheit für Tocqueville umfassend und unerbittlich. Es ist nicht bei Strafe verboten, eine Meinung zu äußern, die der des Herrschers – d. h. der Mehrheit – widerspricht; wer es aber tut, wird ausgestoßen und verlassen, auch von denen, die ihm insgeheim zustimmen, denn andernfalls würden auch sie ausgestoßen und verlassen. Hat die Mehrheit einmal

---

<sup>14</sup> „Popular books and movies commonly recognize the need to ‚find oneself‘ and to ‚be oneself‘. Erikson (1968) observed that the rapid popularization of the term *identity crisis*, originally a term of psychological jargon, denoted that there was already widespread general interest in the phenomena it described. The individual quest for personal fulfillment (self-actualization) has become increasingly accepted by the general society as a legitimate and important aspect of life.“ Übersetzung S. W.

„unwiderruflich gesprochen, verstummt jeder, und Freund wie Feind scheinen sich nun einmütig vor ihren Wagen zu spannen“ (Tocqueville 1959: 294f.). Sein drastisches Urteil:

Ich kenne kein Land, in dem im allgemeinen weniger geistige Unabhängigkeit und weniger wahre Freiheit herrscht als in Amerika (ebd.: 294).

Die moderne Umformatierung des Freiheitsproblems, deren ungefähren Anfang ich hier mit Tocqueville markiere, wird darin deutlich, dass dieser wenige Seiten später unterstellt, dass in Amerika durchaus Freiheit herrsche. Der Widerspruch löst sich dadurch, dass im Zitat oben bereits auf die neue Problematisierung der Freiheit abgezielt wird, die sich aus dem allgegenwärtigen Sog der Konformität ergibt, im Folgenden aber noch auf die klassische Begrenzung oder Gefährdung der Freiheit durch unmittelbare politische Herrschaft:

Sollte die Freiheit in Amerika jemals untergehen, so wird man dafür die Allmacht der Mehrheit verantwortlich machen müssen, die die Minderheiten zur Verzweiflung trieb und sie zwang, zu Gewalttätigkeit zu greifen (ebd.: 300).

Die „wahre Freiheit“, die in Amerika fehle, ist die geistige, heute würde man vielleicht sagen, psychische; die Freiheit, selbst zu entscheiden und sich ein eigenes Urteil zu bilden. Die Freiheit hingegen, deren Untergang Tocqueville befürchtet, ist die politische Freiheit im klassischen Sinn eines rechtlich verbürgten Raumes, in dem das Individuum vor staatlichem Zugriff geschützt ist. In Tocquevilles Werk und zu seiner Zeit beginnt die neue Bedrohung der Freiheit in den Vordergrund zu rücken – das Ringen um Freiheit verlagert sich vom Politischen ins Psychische. Auf einen Teilaspekt dieses Problems, der wiederum bestimmte Folgeprobleme nach sich zieht, verweist später der moderne Begriff der Konformität. Dieser wird bei Tocqueville noch nicht explizit verwendet, ist aber als Wahrnehmungseindruck allgegenwärtig.

In ihren Grundzügen ganz ähnliche Betrachtungen und Wertungen der Konformität, also der Bereitschaft zur Anpassung an Mehrheiten und öffentliche Meinung mit der Folge einer tendenziellen Gleichförmigkeit der Individuen im öffentlichen Leben, findet man aus dieser Zeit, dem frühen und mittleren 19. Jahrhundert, im amerikanischen Transzendentalismus, d. h. vor allem bei dem zu Lebzeiten bereits populären Ralph Waldo Emerson und seinem Protegé Henry

David Thoreau, sowie in Europa bei John Stuart Mill, der als Vordenker des modernen Liberalismus gilt. Letzterer sorgte sich, ähnlich wie Tocqueville und auch von ihm beeinflusst<sup>15</sup>, um die Verkümmerng des Charakters durch gewohnheitsmäßige Anpassung an Mehrheiten:

Die geistigen und moralischen Kräfte werden, wie die der Muskeln, nur durch den Gebrauch stark. Diese Kräfte werden nicht in Aktion gesetzt, wenn man ein Ding bloß tut, weil es andere auch tun, ebenso wenig wie wenn man etwas glaubt, bloß weil andere es glauben. [...] Wer die Welt oder sein Milieu einen Lebensplan für sich wählen lässt, braucht dazu nichts anderes als affenhafte Nachahmungskunst (Mill 2009: 167).

Emerson verwendet den Konformitätsbegriff bereits in einer Bedeutung, die der heute geläufigen sehr nahe, wenn nicht mit ihr identisch ist, und verbindet damit ein moralisches Urteil, das in der späteren sozialpsychologischen Problematisierung des Phänomens eher implizit wirkt, sie aber zugleich wesentlich formt und motiviert.

Die meisten Menschen haben sich also ihre Augen mit dem einen oder anderen Taschentuch verbunden und sich einer dieser Meinungsgemeinschaften angeschlossen. Diese Konformität macht sie nicht falsch in einigen Fragen, zu Autoren einiger Lügen, sondern falsch in allen Fragen. Keine ihrer Wahrheiten ist völlig wahr. Ihre Zwei ist nicht die echte Zwei, ihre Vier nicht die echte Vier, so dass jedes ihrer Worte uns verärgert und wir nicht wissen, wo wir damit beginnen könnten, sie zu berichtigen (Emerson 2010: 21).<sup>16</sup>

Henry David Thoreau, Zeitgenosse und Freund Emersons, der vor allem für seinen Essay *Über die Pflicht zum Ungehorsam gegen den Staat* und seinen Roman *Walden oder Leben in den Wäldern* bekannt ist, verkörperte „[w]ie kaum ein anderer [...] den Typus des Nonkonformisten, des protestierenden Individuums“ (Richartz 1967: 79). Wenn seine Schneiderin ihm sage, man trage das nicht so, wie er es wünsche, frage er sich, „in welchem Grad der Blutsverwandtschaft ‚man‘

---

<sup>15</sup> „Herr von Tocqueville bemerkt in seinem letzten wichtigen Werk, wie viel mehr die Franzosen der heutigen Zeit einander gleichen als noch die der vorhergehenden Generation“ (Mill 2009: 207). Vgl. Berlin 1995b: 268.

<sup>16</sup> „Well, most men have bound their eyes with one or another handkerchief, and attached themselves to some one of these communities of opinion. This conformity makes them not false in a few particulars, authors of a few lies, but false in all particulars. Their every truth is not quite true. Their two is not the real two, their four not the real four; so that every word they say chagrins us and we know not where to begin to set them right.“ Übers. S. W.

zu mir steht und welche Autorität ‚man‘ in einer Angelegenheit hat, die mich so nah angeht“ (Thoreau 1979: 36). Mills ‚affenhafte Nachahmungskunst‘ taucht wieder auf, wenn Thoreau über die Mode spottet: „Der Oberaffe in Paris setzt eine Reisemütze auf, und alle Affen in Amerika tun das gleiche“ (ebd.: 36). Auch er nahm die beobachtete Neigung zu Anpassung und Konformität als neue, von der klassischen zu unterscheidende Bedrohung der Freiheit wahr:

Nennen wir dies nicht das Land der Freien? Was bedeutet es, von König Georg frei zu sein, aber weiterhin Sklave von König Vorurteil? Was bedeutet es, frei geboren zu sein, aber nicht frei zu *leben*? Welchen Wert hat politische Freiheit, wenn sie nicht Mittel ist für moralische Freiheit? [Herv. i. O.] (Thoreau 1967: 57)

In diesen Besorgnissen drückt sich ein verschärftes Empfinden eines Konflikts zwischen Individuum und Gesellschaft in der westlichen Welt aus, das etwa zu Beginn des 19. Jahrhunderts seinen Höhepunkt erreichte (Baumeister 1987: 169; vgl. Elias 1996a: 48ff.). Indem tradierte Sozialstrukturen und die Ungleichheiten, die sie mit sich brachten, im Zuge der Säkularisierung und Demokratisierung ihre Legitimität und normative Orientierungsfunktion verloren, stellte sich immer häufiger und grundsätzlicher die Frage, warum jemand einem anderen etwas vorschreiben können sollte, deren Gegenstück in der anderen Richtung die Frage ist, warum man Aussagen oder Verhalten eines anderen als gültiges Leitbild akzeptieren sollte (vgl. Tocqueville 1962: 16ff.). Infolge der Demokratisierung der Herrschaft ließ sich die erlebte Konflikthaftigkeit der sozialen Existenz auch nicht mehr allein im Bezugsrahmen eines Antagonismus zwischen Herrschern und Beherrschten deuten (Elias 1996b: 70ff.). Anders als in einem solchen Antagonismus ist in demjenigen zwischen Individuum und Gesellschaft zwangsläufig eine Problematisierung des Selbst angelegt, denn ‚gegen die Gesellschaft‘ kann sich ein Mensch qua seiner eigenen gesellschaftlichen Natur unmöglich so klar positionieren wie gegen ein politisches Regime. Ein solcher Konflikt muss auch mit sich selbst ausgetragen werden und bleibt diffus.

Im späteren 19. und frühen 20. Jahrhundert bilden sich diese Verunsicherung über die Grenzen zwischen Individuum und Gesellschaft und die Zweifel an der Souveränität des Individuums akademisch vor allem in der Massenpsychologie, der Psychoanalyse und dem Entstehen der Soziologie ab. Die Massenpsychologie nahm eine kategoriale Unterscheidung zwischen dem Menschen als Einzelnen und als Teil eben einer ‚Masse‘ als unterschiedliche Daseinsmodi vor, von

denen der letztere schlechterdings die primitiven, animalischen und tendenziell verwerflichen Eigenschaften des Menschen zum Vorschein bringe und die kultivierten und tugendhaften, die dem Individuum zugerechnet werden, hemme.<sup>17</sup> Die Psychoanalyse sah die Möglichkeit zu selbstbestimmtem Handeln auf den ersten Blick weniger von außen als von innen bedroht; von einer bis dahin nie so tief und abgründig gedachten, größtenteils verborgenen Welt innerer psychischer Kräfte und Verwicklungen. Das brodelnde Innen war allerdings eng mit dem zudringlichen Außen verbunden, indem der Prägung durch die Eltern als Agenten kultureller Normativität, gebrochen durch die mehr oder weniger kontingenten Verwicklungen ihres eigenen Innen, ein zentraler Stellenwert in der Konstitution des individuellen Seins zugeschrieben wurde. Das Konzept des Unbewussten entzog wesentliche Teile des Selbst ausdrücklich dem eigenen Zugriff, sogar der eigenen Wahrnehmung. Umso akuter stellte sich die Frage, wie viel vom Eigenen wirklich Eigenes war.

Die Etablierung des Begriffs der Gesellschaft im modernen Sinn im 19. Jahrhundert war Ausdruck der Problematisierung des Modus menschlichen Zusammenlebens, die sich daraus ergab, dass nicht nur die mittelalterliche Selbstverständlichkeit der Gesellschaftsordnung sich aufgelöst hatte, sondern im Zuge des Aufstiegs bürgerlicher Klassen der Gang der gesellschaftlichen Entwicklung auch nicht mehr als bloßer Niederschlag von Herrschaftshandeln gesehen werden konnte, was die Frage aufwarf, von welchen Gesetzmäßigkeiten diese Entwicklung tatsächlich getrieben und geformt war (vgl. Mikl-Horke 2011: 7; Elias 1996b: 73f.). Die frühe Soziologie stellte sich die Aufgabe, anhand wissenschaftlicher Methoden diese Gesetzmäßigkeiten freizulegen und dadurch das Gesellschaftsgeschehen unter rationale Kontrolle zu bekommen, was zugleich ein Bemühen war, der Machtlosigkeit des Einzelnen gegenüber dem Gesellschaftsprozess zumindest den Stachel der Willkür zu ziehen. Diese Denkfigur ging zum Teil auf die erlebte Selbstermächtigung des Intellekts im Zuge der Aufklärung zurück, also auf philosophische Traditionen, und suchte zum Teil den immer augenfälliger werdenden Erfolg der Naturwissenschaften nachzuahmen (vgl. Berlin 1995a: 115ff.). Mikl-Horke fasst diese Entwicklungslinie kompakt zusammen:

---

<sup>17</sup> „Allein durch die Tatsache, Glied einer Masse zu sein, steigt der Mensch also mehrere Stufen von der Leiter der Kultur hinab. Als einzelner war er vielleicht ein gebildetes Individuum, in der Masse ist er ein Triebwesen, also ein Barbar“ (Le Bon 1957: 19).

Condorcet, Spencer und auch Comte sahen als das Instrument des geistigen und sozialen Fortschritts unisono die Wissenschaft an, und das ganze 19. Jahrhundert setzte seine Hoffnung auf die wissenschaftliche Erkenntnis, die durch die Aufdeckung der natürlichen Gesetze der Gesellschaft und ihrer Evolution dem Fortschritt der Menschheit den Weg weisen sollte (Mikl-Horke 2011: 15).

Der Begriff ‚Gesetz‘ ist dabei entscheidend, denn mit diesen frühen soziologischen Versuchen, Gesellschaft wissenschaftlich zu erfassen und zu beschreiben, dringt wiederum ein Determinismus in die Versuche der Menschen, ihre Welt zu deuten, ähnlich wie es in Epikurs Naturphilosophie geschehen war. Dies bringt die Frage des Begründers der Soziologie, Auguste Comte, auf den Punkt:

Wenn wir das freie Denken in der Chemie oder der Biologie nicht gestatten, warum sollen wir es dann in der Moral oder der Politik zulassen?<sup>18</sup>

Unter dem Eindruck des naturwissenschaftlichen und technischen Fortschritts erschien die Idee, dass Gesellschaft der wissenschaftlichen Erforschung zugänglich sei, als gleichbedeutend mit der Gültigkeit eines – noch freizulegenden – sozialen Determinismus. Etwas polemisch resümiert Berlin, was das für die Freiheitsidee bedeutet:

Dies ist der metaphysische Kern des Rationalismus. Seine Idee von Freiheit ist nicht die „negative“ Konzeption eines Bereichs, auf dem sich (im Idealfall) keine Hindernisse erheben [...], sondern die Idee der Selbstbestimmung durch Selbstbeherrschung. [...] [W]ovon ich mir beweisen kann, dass es notwendig ist, dass es in einer rationalen Gesellschaft unabänderlich ist [...], das kann ich als rationales Wesen nicht aus dem Weg räumen wollen. [...] So lautet die positive Lehre der Befreiung durch die Vernunft (Berlin 1995c: 225).

Im 19. Jahrhundert verortet Gordon Allport auch die Wurzeln der Sozialpsychologie, die man allerdings auch als viel älteres Bemühen charakterisieren könne, wenn man sie nach ihrem inhaltlichen Zweck definiere, „zu verstehen und zu erklären, wie das individuelle Denken, Fühlen und Verhalten von der tatsächlichen, vorgestellten oder implizierten Gegenwart anderer beeinflusst wird.“ (Allport 1985: 3).<sup>19</sup> Nimmt man dieses Programm ernst, stößt man nämlich schnell

---

<sup>18</sup>Zit. n. Berlin 1995c: 233.

<sup>19</sup>„[...] to understand and explain how the thought, feeling, and behavior of individuals are influenced by the actual, imagined, or implied presence of others.“ Übersetzung S. W.

auf die allgemeine Frage nach dem Zuschnitt der sozialen Natur des Menschen, des Verhältnisses von Individuum und Gesellschaft überhaupt. Der obige kurze Überblick lässt erkennen, dass Probleme wie die einer vermeintlich oder tatsächlich gewachsenen Anpassungsbereitschaft von Menschen, einer Prägung der Persönlichkeit durch die Eltern oder einer Veränderung des Verhaltens in einer ‚Masse‘ sich bei dem Versuch einer näheren Auseinandersetzung nicht scharf von diesen allgemeinen gesellschaftstheoretischen Fragen abgrenzen lassen.

Als eigenständige akademische Disziplin allerdings lässt sich die Sozialpsychologie genauer verorten – sie begann im frühen 20. Jahrhundert in den USA und erlebte ihren Boom nach dem Zweiten Weltkrieg (vgl. Jones 1998: 8f.). Hier, in den 1950er Jahren, liegen auch erst die Anfänge des Konformitätsbegriffs als eines mehr oder weniger präzisen Fachterminus, der in seinem Kerninhalt allerdings dem sehr nahe kommt, was Autoren wie Tocqueville, Mill und Emerson im frühen 19. Jahrhundert beschrieben und beklagten.

## 1.4 Konformitätsbegriff und Autonomieideal im 20. Jahrhundert

Zwei bedeutsame sozialwissenschaftliche Problematisierungen der Konformität aus den 1950er Jahren sollen hier näher vorgestellt werden, und zwar der damalige US-Bestseller *Die einsame Masse* („*The Lonely Crowd*“) von David Riesman und die Konformitätsexperimente von Solomon Asch. Die beiden nähern sich dem Phänomen von verschiedenen Seiten. Riesmans Werk ist ein soziologisches und kommt als ambitionierte Zeitdiagnose mit Anspruch auf allgemeine gesellschaftstheoretische Implikationen daher; das Asch-Experiment ist entschieden der pragmatischen US-amerikanischen Sozialpsychologie mit ihrer Bevorzugung der experimentellen Methode zuzurechnen und nahm seine paradigmatische Bedeutung erst später im Verlauf seiner Rezeptionsgeschichte an, die es in den Kontext von Kriegshandeln und -verbrechen rückte. Die Hauptrolle spielt dabei das bekanntere Milgram-Experiment, das von Milgram mit der Absicht entwickelt wurde, die Befunde Aschs weiter zuzuspitzen und der sozialen Wirklichkeit anzunähern (vgl. Blass 2004: 26ff., 100).

Ein Vergleich der Konformitätsbegriffe Riesmans und Aschs zeigt die Schwierigkeit, Konformität als soziales Phänomen, das in bestimmten Kulturen und Situationen auftritt, vom allgemeinen Befund der sozialen Natur des Menschen



trennscharf zu unterscheiden. Nach gängiger Definition ist Konformität eine „Änderung eines Verhaltens oder einer Überzeugung im Sinne einer Gruppe als Resultat realen oder imaginierten Gruppendrucks“ (Kiesler & Kiesler 1970: 3).<sup>20</sup> Man kann sich an dieser Definition leicht verdeutlichen, dass es möglich und bis auf Weiteres auch berechtigt ist, *alles* menschliche Verhalten unter dem Aspekt der Anpassung oder Angepasstheit an Gruppen zu betrachten und zu beschreiben. Damit ist alles menschliche Verhalten in irgend einer – oder vielerlei – Hinsicht konform, Konformitätsverhalten, weil jedes Verhalten auf kulturelle Muster zurückgreift und die betreffende Person also im Rückgriff auf diese Muster an die Gruppen, in denen sie gelten, angepasst ist.

Eine solche Lesart kann man vertreten, und mit einiger Konsequenz hat das 1890 Gabriel de Tarde mit seinem Werk über die *Gesetze der Nachahmung* getan. Darin beschrieb und erklärte er nicht nur die Übernahme von Verhaltensmustern als ‚Nachahmung‘, sondern auch den Fall, dass jemand „das genaue Gegenteil“ eines Vorbilds tue, als „Gegen-Nachahmung“ (de Tarde 2003: 13), sowie Erfindung und Individualität wesentlich als Kreuzungen und Rekombinationen von Nachahmungen (ebd.: 20, 67f.). Demnach ist jede menschliche Haltung und Regung nur eine „quasi fotografische[] Reproduktion eines zerebralen Negativs durch die fotografische Platte eines anderen Gehirns“ (ebd.: 10) oder eine „Interferenz“ (ebd.: 50ff.) solcher Reproduktionen. Man könnte dies im Sinne Kanes als Auflösungsstrategie charakterisieren, die auf das Konformitätsproblem angewendet wird – die allgegenwärtige Konformität wird zugestanden, aber für unproblematisch befunden.

Riesmans Gesellschaftsanalyse liegt ein anderer, aber ähnlich weiter Konformitätsbegriff zugrunde. Gleichzeitig befasst sie sich aber auch mit dem Befund einer besonderen Bereitschaft zur Anpassung an Gruppen, Situationen oder Trends in modernen Gesellschaften, wie er ähnlich oben von Tocqueville formuliert und von Emerson bereits als „Konformität“ bezeichnet wurde und sich mit der Kieslerschen Definition deckt. Für ihn jedoch verwendet Riesman den Konformitätsbegriff nicht, oder genauer gesagt, nicht exklusiv; mit ihm müsste man diese besonders große oder besonders flexible Anpassungsbereitschaft als nur eine Erscheinungsform von Konformität ansehen.

---

<sup>20</sup> „[...] a change in behavior or belief toward a group as a result of real or imagined group pressure.“ Übersetzung S. W.

Riesman unterscheidet drei Gesellschaftstypen, die in der historischen Entwicklung aufeinander folgen und mit bestimmten Charaktertypen korrespondieren. Die grundlegende Bedeutung von Konformität in diesem weiten Sinn wird bereits in seiner allgemeinen Bestimmung deutlich, die Verbindung zwischen Gesellschaftsform und Charakter bestehe in der Art und Weise, „wie die Gesellschaft einen gewissen Grad von Verhaltenskonformität der ihr zugehörigen Individuen garantiert“ (Riesman 1966: 22). Die erste besprochene Phase ist die des „hohen Bevölkerungsumsatzes“, wie sie etwa das europäische Mittelalter darstellt. Sie bringt einen „traditions-geleiteten“ Typen hervor, dessen „Verhaltenskonformität [...] in hohem Maße durch die verschiedenen Einflussphären der Alters- und Geschlechtsgruppen, der Sippen, Kasten, Stände und so fort vorgegeben“ ist (ebd.: 27). In der folgenden Phase, während der „Bevölkerungswelle“, wird die Stabilität der traditionellen Strukturen gebrochen und die „Traditions-Lenkung“ ist nicht mehr funktional; ein „neues Charaktergefüge“ wird erforderlich, das sich im „rapiden Wechsel der sozialen Organisationen“ bewähren kann (ebd.: 30f.). Es entsteht der innen-geleitete Typ; ein „starrer, aber in hohem Maße eigenständiger Charakter“ (ebd.: 32). Bei diesem Typus wird „die Kraft, die das Verhalten des Individuums steuert, [...] verinnerlicht, d. h. sie wird frühzeitig durch die Eltern in das Kind eingepflanzt und auf prinzipiellere, aber dennoch unausweichliche Ziele gerichtet“ (ebd.: 31). Dieser Phase entspricht in der europäischen Geschichte die Neuzeit bis zur Industrialisierung. In der dritten Phase, der „beginnenden Bevölkerungsschrumpfung“, werden schließlich anstelle der materiellen Lebensbedingungen „*die anderen Menschen* zum Problem [Herv. i. O.]“. Die Arbeitstage werden kürzer, was die Anforderungen an die Fähigkeit zur Freizeitgestaltung erhöht, die sich inmitten des produzierten Überflusses zu einem großen Teil in Konsumententscheidungen vollzieht, und „Menschen verschiedenster Klassen- und Gesellschaftszugehörigkeit“ müssen miteinander zurechtkommen (ebd.: 34f.). Es entsteht der „außen-geleitete“ Charaktertyp, dessen Hauptmerkmal, wie der Name schon sagt, darin besteht, dass „das Verhalten des einzelnen durch die Zeitgenossen gesteuert wird; entweder von denjenigen, die er persönlich kennt, oder von jenen anderen, mit denen er indirekt durch Freunde oder durch die Massenunterhaltungsmittel bekannt ist“. Was dieser Typus verinnerlicht hat, sind im Unterschied zum innen-geleiteten Typen nicht prinzipielle Ziele, sondern das „Abhängigkeitsgefühl“ von dieser äußeren Steuerungsquelle bei der Bestimmung der mit ihren Signalen wechselnden Ziele (ebd.: 38). Während der Selbststeue-

rungsmechanismus des Innen-Geleiteten mit einem Kreiselkompass vergleichbar sei, der ihn „auf Kurs“ halte, ähnele der des Außen-Geleiteten einer Radaranlage (Riesman 1966: 32f., 41). Das allmähliche Dominantwerden des außen-geleiteten Typus sah Riesman in der eigenen Gegenwart.

Diese Typencharakteristik legt nahe, Riesmans Innen-Geleiteten als Autonomem und den Außen-Geleiteten als Konformen zu identifizieren. Der Innen-Geleitete verfolgt eigene Ziele, wenn auch starr; der Außen-Geleitete richtet seine Ziele entsprechend den Signalen, die seine Radaranlage empfängt, immer wieder neu aus. Eine gewisse Starre von Zielen mag durchaus dafür sprechen, wenn nicht Voraussetzung dafür sein, diesen Zielen den Status wirklich ‚eigener‘ zuzusprechen. Das jedenfalls legen Ausdrücke wie ‚Standhaftigkeit‘, ‚Unbeugsamkeit‘, ‚Prinzipienfestigkeit‘, ‚Unnachgiebigkeit‘ und ‚Beharrlichkeit‘ nahe, die metaphorisch auf Eigenschaften unbeweglicher fester Körper verweisen und dieser Unbeweglichkeit moralischen Wert zuschreiben. Und sind nicht große Persönlichkeiten der Geschichte dies geworden, indem sie beharrlich über lange Zeiträume und gegen Widerstände der Zeitgenossen ihre Ziele verfolgten und ihren Prinzipien treu blieben? Sind sie nicht geradezu Idealtypen des autonomen Menschen?

Das Buch *Zivilcourage* („*Profiles in Courage*“) von John F. Kennedy, 1956 in den USA erschienen, erweckt in der Tat diesen Eindruck. Kennedy stellt darin acht Senatoren der US-amerikanischen Geschichte vor, die, so der Historiker Allan Nevins im Vorwort, „sich in einem Netz widriger Umstände verfangen haben“ und Beispiele „jenes moralischen Heldentums“ seien, „das Männer von Grundsätzen zeigten, als sie sich der leidenschaftlichen Erregung ihrer Kollegen, ihrer Wähler und der Öffentlichkeit gegenübersehen“; kurz Männer, die „Mut unter furchtbarem Druck“ bewiesen (Nevins 1966: 13). Kennedy selbst charakterisiert sie wie folgt:

Dies ist ein Buch über die bewundernswerteste aller Tugenden, den Mut, den Ernest Hemingway als „Standhaftigkeit und Würde unter äußerem Druck“ definiert hat. Es berichtet, unter welchen Druck acht verschiedene Mitglieder des Senats der Vereinigten Staaten gesetzt wurden und mit welcher edler Würde sie ihm widerstanden. Wir erfahren, welcher Gefährdung ihre Laufbahn ausgesetzt war, wie unpopulär ihre Positionen waren und welche Verleumdungen sie über sich ergehen lassen mussten sowie von der gelegentlichen – leider nicht regelmäßigen – Ehrenrettung ihres Rufs und der Wiederanerkennung ihrer Prinzipien (Kennedy 1966: 23).

Sowohl vom Zeitraum her, der größtenteils ins 19. Jahrhundert fällt, als auch inhaltlich hätte man es hier in Riesmans Typologie eindeutig mit Innen-Geleiteten zu tun. Kennedys Empfehlung und Heroisierung dieses Typus als vorbildlich in Verbindung mit der begeisterten öffentlichen Reaktion auf sein Buch<sup>21</sup> zeigen die anhaltende Attraktivität der Konzeption von Autonomie als standhaft vertretene Prinzipientreue gegenüber sozialen Widerständen und normativen Ansprüchen von Gruppen und Mehrheiten.

In Riesmans Konzeption aber ist der Innen-Geleitete ausdrücklich nicht der Autonome. Alle drei Charaktertypen sind konform oder „angepasst“ (Riesman 1966: 254). Die Autonomen sind vielmehr diejenigen, die „im großen und ganzen gesehen fähig sind, sich entsprechend den Verhaltensnormen ihrer Gesellschaft zu benehmen [...], die aber zwischen Konformität und Nonkonformität frei entscheiden können“ (ebd.: 254). Der Entscheidungsspielraum entsteht dadurch, dass den modernen Menschen durch die soziale Vernetzung immer mehr Möglichkeitsräume wahrnehmbar und damit tendenziell auch zugänglich werden, die über die Zwänge ihrer je eigenen Lebenssituation hinausweisen und damit Alternativen zur Anpassung eröffnen (ebd.: 257ff.).

Ein solcher Konformitätsbegriff ist einerseits berechtigt, lässt andererseits aber jedes Verhalten in der einen oder anderen Hinsicht als konform erscheinen. Selbst der Innen-Geleitete, der auf seinen eigenen Wertorientierungen und Zielen beharrt, ist insofern konform, als er entsprechend einer gesellschaftlich bedingten Charakterstruktur handelt, die für die betreffende Gesellschaft typisch ist und dort von vielen Menschen geteilt wird. Autonomie im Sinne Riesmans besteht in einem Akt des Wechsels der Orientierung an verschiedenen Bezugsgruppen, der dem Autonomen freisteht; Das Verhalten, das daraus resultiert, ist im Kontext der jeweils gewählten Bezugsgruppe aber wiederum konform. Die heroische ‚Standhaftigkeit unter äußerem Druck‘ ist kein Indikator für Autonomie; sie erweckt nur diesen Eindruck, wenn der Handelnde sich in einer Situation befindet, in der seine Ziele, die zwingend in seiner Charakterstruktur verwurzelt sind, von denen einer sozialen Kraft oder Gruppe abweichen, mit der er in einem gegebenen Moment konfrontiert ist. Sein Verhalten in diesem Moment kann vollkommen konform sein, nur dass eben diese Konformität an einer Bezugsgruppe orientiert

---

<sup>21</sup>*Profiles in Courage* wurde schon vor seinem Erscheinen auszugsweise in prominenten Zeitschriften vorabgedruckt und nach dem Erscheinen positiv bis überschwenglich rezensiert, der Bostoner Stadtrat machte es zur Schullektüre. Es wurde zum Bestseller und gewann den Pulitzer-Preis (Parmet 1980: 320ff.).

ist, die nicht mit der aktuell sichtbaren oder berücksichtigten übereinstimmt. Welches Verhalten das Erscheinungsbild von Konformität abgibt, hängt hier also maßgeblich davon ab, welche Bezugsgruppe Beobachter in Rechnung stellen.

Autonomie im Sinn einer Erweiterung der Möglichkeitsräume, die dazu befähigt, zwischen Konformität und Nonkonformität zu entscheiden, mutet im Vergleich zur strahlenden Prägnanz der ‚ihrem Gewissen folgenden Rebellen‘ einigermaßen diffus an – was nicht gegen Riesman sprechen muss, weil Prägnanz nichts über die Eignung eines Bildes aussagt, das Abgebildete zu erfassen. Sie sagt allerdings etwas über gängige Vorstellungen von Autonomie aus. Diesen Vorstellungen zufolge zeichnet sich Autonomie durch Nonkonformität gegenüber sozialen Zwängen aus oder wird jedenfalls durch sie erkennbar, sofern diese Nonkonformität prinzipiengelernt zu sein scheint.

## 1.5 Das Asch-Experiment und seine Rezeption

Den engeren sozialpsychologischen Konformitätsbegriff bildet paradigmatisch das Asch-Experiment ab, das zuerst 1951 und ausführlicher noch einmal 1956 veröffentlicht wurde. Es spielt in dieser Arbeit eine zentrale Rolle, nicht nur aufgrund seines prägenden Einflusses auf die spätere Konformitätsforschung, sondern auch, weil sich an ihm der Forschungsgegenstand vorläufig fixieren lässt, ohne die oben angedeuteten begrifflichen Probleme und Unschärfen *vorab* klären zu müssen. Diese Unschärfen werden im Feld der Sozialpsychologie vor allem darin deutlich, dass der Begriff ‚Konformität‘ oft von ‚sozialer Einfluss‘ kaum unterscheidbar ist und ‚sozialer Einfluss‘ wiederum als Oberkategorie den Gegenstand der ganzen Wissenschaft Sozialpsychologie beschreibt. Oben hatten wir bereits Allports Definition der Sozialpsychologie als wissenschaftlichen Versuch,

zu verstehen und zu erklären, wie das individuelle Denken, Fühlen und Verhalten von der tatsächlichen, vorgestellten oder implizierten Gegenwart anderer beeinflusst wird (Allport 1985: 3).

Die fünfte Auflage des *Handbook of Social Psychology* von 2010 definiert – oder vielleicht eher: paraphrasiert – sozialen Einfluss als

[...] Prozess der Veränderung, in dem das Verhalten (was jemand tut oder sagt), die Kognition (Einstellungen, Meinungen und Gefühle) oder beides

durch die wahrgenommenen Kognitionen oder Verhaltensweisen anderer verändert werden (Hogg 2010: 1166).<sup>22</sup>

Aronson, Wilson & Akert (2005: 240) wiederum definieren *Konformität* als

Verhaltensänderung aufgrund des realen oder imaginierten Einflusses anderer Menschen[,]<sup>23</sup>

und unterscheiden im Kapitel „Conformity: Influencing Behavior“ zwischen „informational social influence“ und „normative social influence“, wodurch sie ‚Einfluss‘ und ‚Konformität‘ weitgehend synonym setzen (vgl. ebd.: 240ff., 250ff.).

Eine Klärung dessen, was hier mit ‚Konformität‘ gemeint ist, kann nicht *vorab* anhand dieser unscharfen und weiten Begriffe geleistet werden. In diesem Problem verbirgt sich aber auch ein Befund, der einen Zugang zum Thema eröffnet. Denn die tendenziell unbefriedigenden Definitionen tun der Tatsache keinen Abbruch, dass man weiß, worum es geht, wenn die Durchführung eines einschlägigen Experiments oder eine analoge Beobachtung des Zeitgeschehens beschrieben wird, oder es jedenfalls zu wissen glaubt. Die begrifflichen Unschärfen führen nicht zu einem Scheitern der Kommunikation über das Beschriebene; zu Missverständnissen vielleicht, aber nicht zu Unverständnis. Der Konformitätsbegriff – Analoges gilt auch im Folgenden für ‚sozialer Einfluss‘ – beschreibt bzw. benennt zunächst nur die äußere Erscheinung bestimmter sozialer Vorgänge (vgl. Asch 1956: 2), und ein grundsätzliches Einverständnis darüber, was im ersten Zugriff die Besonderheit dieser Erscheinung ausmacht und dass sie benennenswert und erklärungsbedürftig ist, stellt sich ohne Weiteres ein.

Auf psychologischer Ebene verstehen und erklären kann man diese Vorgänge weder allein anhand der Beobachtung äußeren Verhaltens – bzw. dessen Reduktion auf das binäre Schema Anpassung-Nichtanpassung –, noch kann man ein solches Verständnis aus dem bloßen *Begriff* der Konformität ableiten. Asch sah das auch so und widmete deshalb einen Großteil des Aufsatzes von 1956, der sein Experiment ausführlich darstellt, den Interviews, die im Anschluss mit den Teilnehmern geführt wurden, um Informationen darüber zu gewinnen, wie sie die Situation wahrgenommen und erlebt hatten. Dies entsprach seiner Auffassung,

---

<sup>22</sup> „Social influence is ultimately a process of change in which one’s behaviors (what one does or says) or cognitions (attitudes, opinions and feelings), or both, are changed by the perceived cognitions and behaviors of others.“ Übersetzung S. W.

<sup>23</sup> „A change in one’s behavior due to the real or imagined influence of other people.“ Übersetzung S. W.

dass wir in der Sozialpsychologie „kaum einen ersten Schritt tun“ können, „ohne uns auf die unmittelbare Erfahrung zu beziehen.“

Wir handeln und entscheiden auf der Grundlagen dessen, was wir sehen, fühlen und glauben; Bedeutungen und Werte sind wesentliche Bestandteile unserer Handlungen. [...] Die Beschreibung der unmittelbaren Erfahrung ist tatsächlich ein notwendiger erster Schritt einer Untersuchung – um die Phänomene zu identifizieren, die wir zu verstehen versuchen. [...] Bevor wir uns mit Ursachen und funktionalen Beziehungen beschäftigen, müssen wir uns mit der Sache vertraut machen, die wir erklären wollen. [...] Die Tatsachen der Erfahrung liefern uns das *Was* unserer Untersuchung [Herv. i. O.] (Asch 1987: 64f.).<sup>24</sup>

Solange aber der Prozess der Konformität inhaltlich und theoretisch nicht geklärt ist, solange die ihm zugrunde liegenden ‚Ursachen und funktionalen Beziehungen‘ unbekannt sind, gehört ‚Konformität‘ nicht zur Erfahrungswelt derjenigen, an denen man sie beobachtet, sondern zu derjenigen der Beobachter. In allen genannten Beispielen seit Tocqueville taucht Konformität als Beschreibung des Verhaltens *anderer* auf. Wenn wir also fragen, was alle Erscheinungsformen von Konformität gemeinsam haben, um den Gegenstandsbereich abzugrenzen und festzulegen, der relevante Empirie zu einer Untersuchung von Konformität bietet, dann kann an diesem Punkt die Antwort nur lauten: Konformität ist ein bestimmtes Schema der Erfahrung des Verhaltens anderer. Es mag sein, dass den Verhaltensweisen, die man als konform beschreibt, ganz verschiedene psychologische Prozesse zugrunde liegen, die sich nicht auf einen einheitlichen Begriff bringen lassen, aber als Schema der Erfahrung des Verhaltens anderer ist Konformität unzweifelhaft eine Realität.

Und zu dieser Erfahrung eröffnet das Asch-Experiment einen unmittelbaren Zugang, weil es den Konformitätsbegriff nicht durch Definitionen, sondern vor allem durch ein szenisches Bild füllt, das diese Erfahrung evoziert. Zugleich ist

---

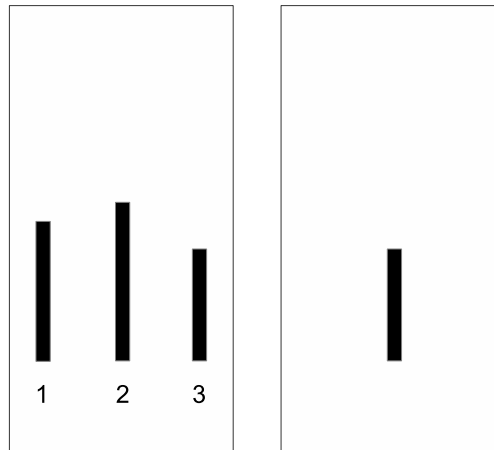
<sup>24</sup> „We act and choose on the basis of what we see, feel, and believe; meanings and values are part and parcel of our actions. [...] Description of direct experience is indeed a necessary first step in investigation – in identifying the phenomena we are attempting to understand. [...] Before we inquire into origins and functional relations, it is necessary to know the thing we are trying to explain. [...] Facts of experience provide us with the *what* of our investigation.“ Übers. S.W. Ganz ähnlich sah es Kurt Lewin: „Eine Situation ‚objektiv‘ beschreiben heißt in der Psychologie in Wirklichkeit: die Situation als die Gesamtheit jener Fakten und ausschließlich jener Fakten beschreiben, die das Feld des betreffenden Individuums ausmachen. Diese Welt des Individuums durch die Welt des Lehrers, des Arztes oder sonst jemandes zu ersetzen ist nicht objektiv, sondern falsch“ (1963: 104).

es aber nicht nur ein Gedankenexperiment, sondern ein empirisches Faktum. Es *zeigt*, was unter Konformität zu verstehen ist, und hat sich mit vielen Replikationen so zugetragen, wobei nicht nur das Verhalten der Versuchspersonen sich zuverlässig repliziert, sondern auch die Erfahrung von Konformität auf Seiten der Beobachter. Es fixiert somit in einem überschaubaren Modell die Erfahrung der Konformität und beispielhaft ein Ensemble von Verhaltensweisen von Menschen in einer Gruppe, das diese Erfahrung idealtypisch verwirklicht. Deshalb kann es als Zentralreferenz der Diskussion über Konformität dienen, ohne dass eine theoretische Klärung vorab nötig wäre. Die Frage nach der Bedeutung und Aussagekraft dieses empirischen Faktums bleibt zunächst offen. Das Asch-Experiment einschließlich seiner Rezeption bietet einen greifbaren Zugang zum *Was* der Untersuchung in verdichteter Form. Aus diesem Grund referiere ich auch im Folgenden die Experimente von Sherif, Asch und Milgram, die in der Literatur oft als Dreiklang der Konformitätsforschung dargestellt werden, nicht in chronologischer Reihenfolge, sondern ziehe das Asch-Experiment vor. Da die Arbeiten von Sherif und Asch, deren historische Reihenfolge damit vertauscht wird, erst in der späteren Rezeption in den Zusammenhang gebracht wurden, in dem man sie heute sieht, entsteht dadurch kein Verlust.

Asch lud Studenten als Versuchspersonen zu einem angeblichen Wahrnehmungsexperiment ein. Jeweils einer Gruppe von ihnen wurden in mehreren Durchgängen Paare von Karten gezeigt, auf denen schlichte vertikale Linien abgebildet waren, deren Länge die Teilnehmer vergleichen sollten. Eine Karte enthielt immer drei Linien verschiedener Länge, die mit 1, 2, und 3 beschriftet waren; die andere eine einzige Linie, deren Länge wechselnd entweder der von Linie Nummer 1, 2 oder 3 entsprach. Die Versuchspersonen sollten für jedes Kartenpaar angeben, welche Linie in der Dreiergruppe der Vergleichslinie in der Länge entsprach. Aufgrund der hinreichend großen Längenunterschiede war die richtige Antwort eindeutig. Der sozialpsychologische Konflikt, um den es dabei ging, kam aber dadurch zustande, dass nur eine Person pro Gruppe wirklich eine Versuchsperson war, während die anderen diese Rolle nur spielten und in einer Mehrheit der Durchgänge nach Plan einstimmig falsche Antworten gaben, die der nichtsahnenden Versuchsperson irritierend erscheinen mussten.



Das Experiment sollte zeigen, ob und wie weit die echten Versuchspersonen sich dem falschen Urteil der Mehrheit anschließen würden. In den ersten Versuchsläufen wurden in sieben von zwölf Durchgängen falsche Mehrheitsantworten vorgegeben (Asch 1987: 453), in den späteren waren es 12 von 18 (Asch 1951: 5; 1956: 6f.).<sup>25</sup> Die sieben bis neun Konfidenten gaben ihre Antworten den Instruktionen entsprechend nacheinander, so dass die echte Versuchsperson, die als vorletzte an der Reihe war, bereits mit einer soliden einstimmigen Mehrheit konfrontiert war, wenn sie ihre Antwort gab. In der Kontrollbedingung, in der Versuchspersonen dieselben Linienvergleiche allein und ohne Gruppeneinfluss anstellten, lag die Fehlerquote bei weniger als einem Prozent (ebd.: 8f.).



**Abbildung 1.1** – Aschs Linienvergleich; maßstabsgetreue Rekonstruktion eines Beispiels anhand der Angaben in Asch 1956, S. 6 (Tabelle 1, dritter Durchgang mit falscher Vorgabe). Jede Karte war rund 15 Zentimeter breit, zwischen den Karten eines Paares befand sich etwa ein Meter Abstand. Die Konfidenten wählten in diesem Beispiel die Linie 2.

Das Ergebnis: Rund ein Viertel der Versuchspersonen ließen sich nie von der falschen Vorgabe beeinflussen und gaben durchweg die richtige Antwort. Am anderen Extrem gaben knapp fünf Prozent auf die falschen Vorgaben durchgehend falsche Antworten. Die übrigen gingen Mittelwege und gaben sowohl richtige als auch falsche Antworten. Im Durchschnitt ließen sich die Versuchspersonen in 36,8 Prozent der ‚kritischen‘ Durchgänge, also der vorgeführten Vergleiche, bei denen die Mehrheit eine falsche Antwort vorgab, beeinflussen und gaben ebenfalls eine falsche Antwort.

Asch traf mit der Publikation dieses Experiments einen Nerv, auf den er gar nicht gezielt hatte. Zum prototypischen ‚Konformitätsexperiment‘ wurde es erst

<sup>25</sup>Die Texte von 1951 und 1956 geben die Befunde einer zweiten, breiter angelegten und differenzierteren Versuchsreihe wieder und repräsentieren also den aktuelleren Stand als das Kapitel in Aschs Monographie von 1952 (hier nach einer Neuauflage von 1987 zitiert), das sich noch auf die erste Versuchsreihe bezieht. Im Kern laufen jedoch Fragestellung, Verfahren und Ergebnisse aufs selbe hinaus. Deswegen beziehe ich mich vornehmlich auf die ausführliche Publikation von 1956.

in der Rezeption. Asch hatte eher die Fähigkeit von Menschen zur *unabhängigen* Urteilsbildung unter äußerem Druck betonen wollen. Er wandte sich dezidiert *gegen* die damalige Tendenz der Sozialpsychologie, Einstellungen und Verhalten von Menschen als relativ willkürlich durch äußeren sozialen Druck steuerbar aufzufassen (vgl. Friend, Rafferty & Bramel 1990: 30ff.). Seinerzeit, in den 1950er Jahren, war der Konformitätsbegriff noch kaum von Bedeutung, und für Beobachtungen, die auf eine erschreckende, geradezu beliebige Beeinflussbarkeit im Sinne sozialer Fremdbestimmung hinzudeuten schienen, griff man vornehmlich auf die älteren Begriffe ‚Suggestion‘ oder ‚Nachahmung‘ zurück.<sup>26</sup> So werden als früheste sozialpsychologische Studien zur Konformität vor Asch überwiegend Moore (1921) und Sherif (1935, 1965) genannt (vgl. Jones 1998: 31; Friend, Rafferty & Bramel 1990: 30), die beide den Begriff ‚Konformität‘ gar nicht verwenden, wohl aber ‚Suggestion‘, womit bei Sherif allerdings nicht der Gruppeneffekt gemeint ist.<sup>27</sup> In seiner Monographie von 1952 wandte sich Asch entschieden gegen die undifferenzierte Verwendung des Begriffs ‚Suggestion‘ und das damit verbundene Bild des Menschen als willenlosen Spielballs sozialer Einflüsse. Es lohnt sich, hier etwas ausführlicher zu zitieren, weil ironischerweise nach Asch der Begriff ‚Konformität‘ tendenziell ebendiese Funktion angenommen hat, eine erschreckende und unser Selbstbild kränkende soziale Beeinflussbarkeit als Universalie zu konstatieren und zugleich normativ zu verurteilen – nachdem Asch selbst sowohl die Annahme, dass eine solche Kategorie wissenschaftlich begründet und zweckmäßig sei, als auch die darin enthaltenen Behauptungen über menschliches Sozialverhalten abgelehnt hatte.

---

<sup>26</sup>Dies spiegelt sich in G.W. Allports Artikel *The Historic Background of Social Psychology*, der 1954, 1968 und 1985 im einflussreichen *Handbook of Social Psychology* enthalten war (Lindzey & Aronson 1985: v). Darin werden ‚Suggestion‘ und ‚Imitation‘ („Nachahmung“) als je eine von sechs maßgeblichen sozialpsychologischen Theorieansätzen vorgestellt (Allport 1985: 4, 14ff.), während ‚Conformity‘ nur im Fließtext unter ‚Imitation‘ vorkommt. Wenn es dort heißt, „culture itself is a model to which everyone (or nearly everyone) conforms“ (ebd.: 14), ist Konformität ähnlich weit gefasst wie oben bei Riesman. Auch Asch machte ‚Konformität‘ erst in seiner Arbeit von 1956 unter dieser Bezeichnung zum Thema. Die Arbeit von 1951 und das entsprechende Buchkapitel heißen gleichlautend *Effects of Group Pressure on the Modification and Distortion of Judgments*. In den Texten selbst sprach er vornehmlich von „independence and yielding“.

<sup>27</sup>Mehr zu Sherif siehe unten. In seiner Monographie von 1936, hier zitiert nach einer Ausgabe von 1965, kommt ‚conformity‘ am Rande als beschreibender Begriff für eine soziale Forderung nach situationsangemessenem Verhalten z. B. als Besucher eines Gottesdienstes vor (ebd.: 54f.). Im Zusammenhang mit Sherifs Hauptthesen spielt der Begriff aber keine Rolle, im Schlagwortindex ist er nicht aufgeführt.

Es ist von einiger Bedeutung, dass in der Psychologie eine Ansicht heranreifen konnte, die soziales Handeln im Allgemeinen in passiven Begriffen beschrieb und Gruppeneinflüsse mit willkürlicher Kontrolle gleichsetzte. Dem lag das Modell eines seiner Autonomie beraubten Individuums zugrunde, dessen Handlungen nicht in einer inneren Steuerung wurzelten, sondern auf äußere Einflüsse zurückgingen, die sich ihm aufzwangen und die Kontrolle übernahmen. Die Initiative lag bei einem autokratischen Suggestor, der entweder eine Autoritätsperson oder eine Vielzahl von Personen war. Die Phänomene, die man im sozialen Handeln als wesentlich ansah, waren von Gedankenlosigkeit und Unvernunft charakterisiert. Tatsächlich war es die Absicht der Suggestionsschule, Sozialverhalten als auf ganzer Linie ‚irrational‘ zu beschreiben, als synonym zu Manipulation. Es wurde zu einer allgemein akzeptierten Annahme, dass Menschen in der Regel veranlasst werden können, in Überzeugungen und Handeln äußerem Diktat zu folgen und gegensätzliche Ansichten mit gleicher Überzeugung zu vertreten. [...] [Diese Sicht sozialer Prozesse] bildet den Kern scheinbar verschiedener psychologischer Ideen wie ‚Prestige‘ und ‚Nachahmung‘; diese sind geringfügige Variationen der Idee der Suggestion und können leicht auf sie reduziert werden (Asch 1987: 400f.).<sup>28</sup>

In der Einleitung zum Aufsatz von 1956 haben Konformität und soziale Beeinflussbarkeit dementsprechend nicht den Stellenwert von neuen oder skandalösen Befunden, sondern vielmehr den von etwas, das in aller Munde ist und dabei übertrieben und tendenziell undifferenziert behandelt wird. So betonte Asch auch in der Publikation des Experiments, dass es verschiedene Formen sozialen Einflusses gebe und eine „beliebige und sklavische Unterwerfung unter Gruppenzwänge“ nicht voreilig als dessen Prototyp angenommen werden könne (Asch 1956: 2).

---

<sup>28</sup> „It is a matter of considerable import that there should have grown up in psychology a view that described social action generally in terms of passivity and equated group influence with arbitrary control. The model was an individual deprived of autonomy, one whose actions stemmed not from an inner direction but from external influences forcing themselves upon him and taking control away from him. The initiative belonged to an autocratic suggestor who was either a person in authority or a multitude of persons. The phenomena that were said to be central in social action were characterized by thoughtlessness and unreasonableness. In fact, it was the intent of the suggestion movement to describe social behavior as ‚irrational‘ in its roots and branches, as synonymous with manipulation. It became an accepted proposition that as a rule men can be induced to believe and act according to dictation and to hold opposed views with equal conviction. [...] [This view of social processes] appears as the hard core of apparently different psychological ideas such as ‚prestige‘ and ‚imitation‘; these are minor variations on the idea of suggestion to which they can be reduced without difficulty.“ Übers. S. W.

Dieser Überbetonung der Neigung und Bereitschaft zu sozialer Anpassung wollte er mit dem Experiment entgegenreten:

Das Streben nach Unabhängigkeit und der Widerstand gegen Übergriffe sind ebenso menschliche Tatsachen wie Konformität. Es bedeutet deshalb eine unangemessene Verengung, wenn man Unterwerfung betont und darüber die nicht unerheblichen Kräfte vernachlässigt, die Personen gelegentlich zeigen, ihren Überzeugungen entsprechend zu handeln und sich über die Leidenschaften von Gruppen zu erheben (Asch 1956: 3).<sup>29</sup>

In der umfangreichen Rezeption mehrerer Jahrzehnte hingegen zeigt sich das Asch-Experiment fast ausnahmslos als Demonstration einer beunruhigend hohen Konformitätsbereitschaft. Friend, Rafferty & Bramel (1990) haben 99 US-amerikanische Fachbücher der Sozialpsychologie aus dem Zeitraum von 1953 bis 1984 auf ihre Darstellung der Befunde Aschs untersucht und konnten zeigen, dass diese Lesart oft mit einer einseitigen und zuweilen irreführenden Wiedergabe der quantitativen Daten Aschs einhergeht.

Eine tendenziöse Darstellung wird unter anderem dadurch begünstigt, dass es für jede Versuchsperson mehrere Durchgänge gab, so dass sich zwar die mittlere Anzahl angepasster Antworten über das gesamte Experiment hinweg angeben lässt, aber die Frage, *wie viele* Versuchspersonen oder gar die, *ob* sie ‚sich anpassen‘, nicht ohne differenzierende Erläuterung beantwortbar ist. So fallen wichtige Differenzierungen leicht einem Wunsch nach pointierter Darstellung zum Opfer. Drei Viertel der Versuchspersonen ließen sich beeinflussen, aber nur ein Drittel der *Antworten* war beeinflusst, weil manche sich eben nur wenig beeinflussen ließen.

Die deutlichste Überbetonung von Konformität besteht in dem häufigen Fall, dass die Ergebnisse mit der Aussage zusammengefasst werden, 75 Prozent der Versuchspersonen hätten „mindestens einmal“ nachgegeben. Damit werden Teilnehmer, die sich einmal anpassten und *elf mal widersprachen*, zusammen mit solchen, die sich durchgehend anpassten, in einer gemeinsamen Kategorie denjenigen gegenübergestellt, die sich nie anpassten. Man scheint sich in der Bewertung von Konformität auf eine „Null-Toleranz-Norm“ geeinigt zu haben (Hodges & Geyer

---

<sup>29</sup> „The striving for independence and resistance to encroachment are as much facts about people as is conformity. It is consequently unduly narrowing to emphasize submission, to the neglect of the not inconsiderable powers persons demonstrate on occasion for acting according to conviction and rising above group passion.“ Übersetzung S. W.

2006: 4; Krueger & Funder 2004: 315). Eine analoge Aussage der Art, dass 95 Prozent mindestens einmal widersprachen, kommt in der untersuchten Literatur nicht vor (Friend, Rafferty & Bramel 1990: 38). Zudem bedeutet die Kategorie der 75 Prozent, die sich mindestens einmal anpassten, wiederum zugleich, dass 25 Prozent der Versuchspersonen konsequent unabhängig antworteten, womit sie die größte eindeutig und ohne weiteren Differenzierungsbedarf beschreibbare Teilgruppe unter den Versuchspersonen ausmachen. Ein Wunsch nach Prägnanz und Klarheit der Darstellung kann nicht erklären, dass diese Gruppe kaum thematisiert wird.

Die Tendenz zur Dramatisierung von Konformität in der Rezeption ist in unserem Zusammenhang deshalb interessant, weil sich darin die allgemein geteilte Sorge über Konformität, also der normative Gehalt des Experiments und des damit inszenierten Konformitätsbegriffs, bemerkbar macht. Die Orientierung an dieser Sorge erklärt die Tendenz, die kleine Zahl vor der größeren oder sogar ausschließlich zu nennen. Die Angepassten, so scheint es jedenfalls, sagen wissentlich die Unwahrheit, um sich nicht vor der Gruppe zu exponieren. Ihnen fehlt die ‚Standhaftigkeit unter äußerem Druck‘, die populäre Autoren wie Emerson, Hemingway und Kennedy als Tugend besangen. Eine nüchterne Betrachtung des Befundes erfordert eine bewusste Anstrengung, um sich von der Rezeption des Geschehens als Charakterprüfung freizumachen, an der die angepasst Antwortenden scheitern. Über diese normative Wertung besteht große Einigkeit; sie wird nicht nur von Sozialpsychologen, sondern auch von den Versuchspersonen selbst geteilt.<sup>30</sup>

In einer weiteren interessanten Revision des Asch-Experiments und seiner Rezeption werfen Hodges & Geyer (2006) die Frage auf, ob diese weitestgehend einhellige Wertung überhaupt gerechtfertigt oder ob nicht vielmehr das mehrheitliche Kompromissverhalten der Teilnehmer als Ausdruck eines vernünftigen Bemühens zu deuten ist, der Gruppe sozusagen ein Stück entgegenzukommen, indem man nicht nur die eigene Wahrnehmung der Linien, sondern auch eine gewisse Anerkennung der Realität der sozialen Situation an sie kommuniziert. Tatsächlich fragt sich, wenn Moscovici das Verhalten der Versuchspersonen als „blindes Mitgehen mit der Gruppe“ beschreibt, mit dem sie wissentlich „der Wirklichkeit und der Wahrheit den Rücken kehren“ (Moscovici 1985: 348f.), warum

---

<sup>30</sup> „[...] we may observe that our subjects almost universally evaluated independence positively, regardless of their performance. None sang the praises of conformity [...]“ (Asch 1956: 36)

die leibhaftig anwesende Gruppe weniger den Status von Wahrheit oder Wirklichkeit haben soll als die gezeigten Linien. „Blind“ wäre beeinflusstes Antworten nur gegen die letzteren, nicht gegen die erstere. Worauf gründet der emphatische Gebrauch der Begriffe ‚Wahrheit‘ und ‚Wirklichkeit‘? Geht es hier nicht nur um die Erwartungen des Publikums, die mit den vermeintlichen Erwartungen der Konfidenten kollidieren, also um eine Kollision unvereinbarer sozialer Normen verschiedener Bezugsgruppen, der Gesamtgesellschaft mit ihren normativen Vorstellungen von Faktizität und Ehrlichkeit auf der einen und der anwesenden Gruppe auf der anderen Seite?

## 1.6 Das Sherif-Experiment – soziale Normen jenseits von Richtig und Falsch

Das schon erwähnte Experiment von Muzafer Sherif, das oft ebenfalls als klassisches Konformitätsexperiment eingeordnet wird<sup>31</sup>, legt eine solche Lesart nahe. Sherif bediente sich des sogenannten autokinetischen Effekts, einer optischen Täuschung, um die Herausbildung von sozialen Normen zu simulieren. Nach der erstmaligen Publikation des Experiments in dem Aufsatz *A Study of Some Social Factors in Perception* (Sherif 1935) folgte ein Jahr später die Monographie *The Psychology of Social Norms* (hier zitiert nach Sherif 1965), in der dieselben experimentellen Befunde dargestellt, aber ausführlicher theoretisch diskutiert und eingeordnet werden. Beide Werke machen deutlich, dass es Sherif allgemein um die unvermeidliche soziale Formatierung und Orientierung der Wahrnehmung ging und kaum um eine soziale Verzerrung oder *Desorientierung* einer zunächst oder ‚eigentlich‘ richtigen. Im Aufsatz von 1935 klingt die Idee der Verzerrung oder Manipulation noch an, wenn am Schluss von weiteren Experimenten berichtet wird, in denen Versuchspersonen literarische Textpassagen umso besser bewertet hatten, je mehr sie bereits vorher den Autor mochten, dem diese Passagen von der Versuchsleitung fälschlich zugeschrieben wurden. Sherif bezeichnet diesen Effekt als „prestige-suggestion“ (Sherif 1935: 47). In der Monographie wird dies nicht mehr thematisiert.<sup>32</sup>

---

<sup>31</sup>Vgl. Friend, Rafferty & Bramel 1990: 30; Aronson, Wilson & Akert 2005: 241; Jones 1998: 31; differenzierter im Hinblick auf den hier hervorgehobenen Unterschied Ross & Nisbett 1991: 28ff.

<sup>32</sup>Hier wäre die Kritik einschlägig, die Asch an der Deutung eines Experiments übte, in dem ein Zitat über die gelegentliche Notwendigkeit von politischen Revolutionen wahlweise Thomas

Das ist insofern konsequent, als bereits in dem Aufsatz und umso mehr in der Monographie der zentrale Punkt ein anderer ist. Sherif verwendet prominent das Konzept der ‚Referenzrahmen‘ und ‚-punkte‘ (‚frames‘/‚points of reference‘), die immer sozial und somit kulturspezifisch gesetzt und für jede klare, artikulierbare Wahrnehmung notwendig seien. Dass sich das Problem der Konformität, wenn man es so nennen will, hier wesentlich anders stellt, zeigt bereits der Überblick anthropologischer Erkenntnisse, an dem er in beiden Werken seine Fragestellung entfaltet. Wenn er nämlich darauf hinweist, dass Farben von Kultur zu Kultur anders gruppiert werden, so dass beispielsweise Gelb und Rot als Varianten ein und derselben Farbe mit demselben Wort bezeichnet werden, wird sofort deutlich, dass es nicht um die Gegenüberstellung einer normativ oder objektiv richtigen Antwort und einer durch sozialen Einfluss verzerrten geht, sondern zunächst schlicht um die gemeinsame Orientierung der Menschen einer Gruppe an gemeinsamen Normen (Sherif 1935: 8; 1965: 14). Ein anderes Beispiel ist eine Einteilung in Jahreszeiten anhand saisonal verschiedener Düfte im Dschungel (Sherif 1935: 6; 1965: 11). Die Unterscheidung zwischen Richtig und Falsch, in welchem Sinn auch immer, kommt bei diesen Beispielen überhaupt nicht zum Tragen; ebenso wenig wie die Möglichkeit oder gar Forderung, sich ‚sozialem Einfluss‘ in diesem Sinn zu entziehen.

Die Wahl des Stimulus, den Sherif seinen Versuchspersonen präsentierte, entspricht auch in seinem Gegensatz zu den Linienvergleichen Aschs diesem fundamental anderen Ausgangspunkt. In einem völlig abgedunkelten Raum ließ er sie ein Urteil darüber abgeben, wie weit sich ein kleines Licht innerhalb einiger Sekunden fortbewegt habe. In Wirklichkeit bewegte es sich gar nicht; die Bewegung war eine optische Täuschung, wie sie sich beim Betrachten kleiner Lichtquellen einstellt, wenn es Dunkel ist und andere Referenzpunkte fehlen – der sogenannte

---

Jefferson und Lenin zugeschrieben und von Versuchspersonen entsprechend unterschiedlich bewertet wird. Asch wies darauf hin, dass dies keine Beeinflussung im Sinne von ‚Suggestion‘ sein müsse, weil der Verweis auf den jeweiligen Autor schlicht zusätzliche relevante Informationen für eine Interpretation des Zitats liefere. Pointiert: „there has been no change of evaluation, but rather a change in that which is being evaluated“ (Asch 1987: 424). Je mehr dementsprechend Versuchspersonen mit einem literarischen Autor anfangen können, desto mehr Wissen über dessen Werk können sie zu einer Einordnung der vorgelegten isolierten Passage heranziehen, wodurch diese an Bedeutung gewinnt. Sherifs Deutung, dass „die Einstellungen zu den Autoren als Referenzpunkte“ dienen (Sherif 1935: 51), ist richtig, lässt aber die Möglichkeit unberücksichtigt, dass diese Einstellungen von einer Rezeption der entsprechenden *Werke* substantiiert sein könnten, womit diese auch die maßgeblichen Referenzsysteme für die Rezeption der vorgelegten Passagen bilden würden.

autokinetische Effekt, früher auch ‚Sternschwanken‘ genannt (Sherif 1935: 18). Im Gegensatz zu Asch, dessen Linienvergleiche auf möglichst zwingende Eindeutigkeit ausgelegt waren, wählte Sherif also Reizbedingungen, die Eindeutigkeit so weit vermieden, dass es eine richtige Antwort – wie in den einführenden Beispielen aus der Anthropologie – gar nicht gab.<sup>33</sup>

Wenn sie die Aufgabe allein ausführten, neigten Sherifs Versuchspersonen dazu, über eine Vielzahl von Durchgängen hinweg Einschätzungen abzugeben, die um einen für jede Person anderen Durchschnittswert schwankten. Sie etablierten also eine Art inneren Maßstab, da ein äußerer aufgrund der Dunkelheit fehlte (ebd.: 25ff.). Gaben sie jedoch ihre Einschätzungen in Gruppen ab, bildete sich rasch ein Konsens über die vermeintliche Distanz heraus; die Schätzungen der Individuen näherten sich einander an und blieben der gefundenen Norm für die Dauer des Gruppenexperiments treu. Darüber hinaus orientierten sie sich immer noch an ihr, wenn sie später noch einmal allein ihre Schätzungen abgaben (ebd.: 30ff.). Wenn sie umgekehrt zuerst allein eine Testreihe durchlaufen hatten und zu einem späteren Termin am Gruppensetting teilnahmen, konvergierten ihre Schätzungen ebenfalls, aber langsamer als bei denen, die gleich in der Gruppe begannen. Die individuell gebildeten Normen oder Referenzpunkte zeigten also eine gewisse Beharrungskraft (ebd.: 41).

Im Kontrast zu diesem eleganten Verweis auf kulturspezifische Normen, an denen sich die Wahrnehmung orientiert, erscheint die Auffassung von ‚sozialem Einfluss‘ und Konformität bei Asch und in seiner Rezeption individualistisch verzerrt. In dessen paradigmatischer Konformitätssituation tritt ein Individuum in eine Gruppe ein, ist damit einem sozialen Einfluss ausgesetzt und muss sich entscheiden, dem eigenen, unbeeinflussten Urteil oder dem der Gruppe zu folgen. Dabei fällt die von vornherein soziale Konstitution dieses Individuums unter den Tisch, und somit auch die Frage, welche sozialen Normen es bereits als Bezugssysteme seiner Urteile in die Situation mitbringt. In Sherifs allgemeiner Behandlung gruppenspezifischer Normen und vor allem ihrer gemeinsamen *Herausbildung*, auf die das Experiment in erster Linie zielt<sup>34</sup>, fehlt der Antagonismus zwischen Individuum und Gruppe, es fehlt das Postulat einer ‚richtigen‘ Antwort oder Orientierung, über die ein unbeeinflusstes Individuum zunächst verfüge, und es fehlt

---

<sup>33</sup> „In this situation, within certain limits, there is no ‚right‘ or ‚wrong‘ judgment“ (Sherif 1965: 107).

<sup>34</sup> Das entsprechende Buchkapitel heißt *The Formation of a Norm in a Group Situation* (ebd.: 89).



damit auch die moralisch-normative Komponente des Asch-Experiments. Bei Sherif gibt es kein außenstehend-unbeeinflusstes Individuum, sondern alle Beteiligten tragen zum Normbildungsprozess bei und schaffen sich damit eine gemeinsame Orientierung. Konformität, wenn man es in diesem Zusammenhang so nennen will, hätte hier den Stellenwert einer kollektiven Leistung, die am Anfang aller Kultur stehen muss und sie wachsen lässt – die Entwicklung sozialer Normen, die das Bezugssystem für kommunizierbare Wahrnehmungen bilden und so für jede soziale Praxis unverzichtbar sind. Das Individuum hat seine eigenen Wahrnehmungen, aber diese sind *ab ovo* sozial normiert. Damit scheint die Kluft zwischen Individuum und Gesellschaft überbrückt. Sherif:

Sowohl die Individualisten als auch die Kultur-Apologeten gehen von der Prämisse eines Gegensatzes zwischen „Individualpsychologie“ und „Sozialpsychologie“ aus, wobei sie sich ein Individuum vorstellen, das der Gesellschaft entweder heldenhaft widersteht oder hilflos ausgeliefert ist. Sie drehen sich damit im Kreis ihrer eigenen Erfindung. Es scheint uns, dass dieser Dualismus zwischen „Individualpsychologie“ und „Sozialpsychologie“, oder Individuum und Gesellschaft, einer der Faktoren ist, die jeden wirklichen Fortschritt unmöglich machen. Wenn es je eine Psychologie geben wird, die in ihren Prinzipien wissenschaftliche Allgemeinheit und Vollständigkeit beanspruchen kann, wird sie allgemeine Prinzipien zur Verfügung stellen, die gleichermaßen auf Individuen in allen Situationen anwendbar sind, ob individuell oder sozial. Die Psychologie des Individuums ist gültige Sozialpsychologie, und Sozialpsychologie ist gültige Individualpsychologie. Es gibt nicht zwei Psychologien, sondern eine (Sherif 1965: 4).<sup>35</sup>

Allerdings stellt das Autokinese-Experiment selbst eine Situation her, in dem das Individuum der Gesellschaft „hilflos ausgeliefert ist“, weil ihm darin keine verlässliche eigene Wahrnehmung zur Verfügung steht. Die scheinbar harmonische Lösung, die es anbietet, krankt an einer Überdehnung des Begriffs der sozialen Normen. Sie macht gewissermaßen aus der Not eine Tugend, was an die ‚Auflö-

---

<sup>35</sup> „Both the individualists and the culture apologists begin with the idea of placing ‚individual psychology‘ in opposition to ‚social psychology‘, considering the individual heroically withstanding society or helplessly submitting to it. Thus they run in circles of their own creation. It seems to us that this dualism of ‚individual psychology‘ and ‚social psychology,‘ or individual versus society, is one of the factors which makes any real advance impossible. If there is ever to be a psychology attaining scientific generality and comprehensiveness in its principles, it will furnish us with general principles that will apply equally to the individual in any situation, individual or social. The psychology of the individual is valid social psychology, and social psychology is valid individual psychology. There are not two psychologies, but one.“ Übersetzung S. W.

sungsstrategie‘ de Tardes erinnert – in den individualistischen Modellen ist das Postulat des ‚unbeeinflussten Individuums‘ problematisch, während Sherif richtig darauf hinweist, dass es ein solches nicht gibt. Mit seinem Modell der Normbildung aber verabsolutiert er diese Tatsache und lässt es so erscheinen, als gäbe es umgekehrt jenseits der Setzungen von Gruppen keine individuelle Wahrnehmung.

Diese Verabsolutierung beruht auf einer falschen Analogie zwischen den Beispielen aus der Anthropologie und Sherifs Experiment, was sich in seiner Begriffsbildung äußert, wenn er ‚point of reference‘ und ‚norm‘ synonym setzt (vgl. Sherif 1935: 10; 1965: 9) und damit den Normbegriff überstrapaziert. Alle Teilnehmer seines Experiments bringen nämlich bereits eine soziale Norm in die Situation mit, die den Maßstab für die Einordnung kleiner räumlicher Distanzen bildet; sie heißt Zoll. Eine Entsprechung dieser Situation im Jahreszeiten-Beispiel bestünde nicht darin, die Jahreszeiten abzugrenzen und zu benennen, sondern darin, einige Individuen des betreffenden Volks zu fragen, in welcher Jahreszeit sie sich gegenwärtig befänden, während man ihnen unzureichende Informationen in Form von Sinneseindrücken zur Verfügung stellte, um die Frage mit Sicherheit zu beantworten. Aussagen der jeweils anderen dienten ihnen dann als Referenzpunkt für die eigene Einschätzung, aber was dabei herauskäme, wäre ein informell abgestimmter Schätzwert und keine Norm. Die Indigenen ebenso wie die Versuchspersonen gehen im jeweiligen Szenario davon aus, dass es einen richtigen Wert, eine richtige Antwort gibt, die sie mit größerer Gewissheit ermitteln könnten, wenn sie mehr Orientierung bietende Informationen hätten. Es gibt wirkliche Jahreszeiten ebenso wie wirkliche Farben und Distanzen. Was Menschengruppen normativ festlegen können und müssen, sind die Maßstäbe und Kategorien, mit denen sie diese Realitäten ordnen und bezeichnen; aber sie können ebenso wenig durch Mehrheitsvotum festlegen, welche Jahreszeit gegenwärtig ist, weil diese sich durch weitaus mehr von den anderen unterscheidet als nur durch ihren Namen, wie sie durch Mehrheitsvotum festlegen können, ob eine Distanz größer ist als eine andere. Die Zusammenfassung von Gelb und Rot unter einen Begriff bedeutet auch keine Unfähigkeit, zwischen Gelb und Rot zu unterscheiden, sondern nur, dass Gelb und Rot einander in der Wahrnehmung nahe stehen und die Unterscheidung zwischen ihnen nicht benötigt wird. Analog dazu bezeichnen wir recht verschiedene Erscheinungsformen von Regen als ‚Regen‘, wenn wir eine feinere Differenzierung nicht brauchen. Wir können dennoch die Unterschiede zwischen Regenarten wahrnehmen und es steht uns nicht frei, Regen zu Sonnenschein um-

zudefinieren. Wir können Regen, Sonnenschein und Jahreszeiten *bezeichnen*, wie wir wollen, aber unsere Einigung auf eine soziale Norm kann nicht bewirken, dass wir zwischen ihnen keinen Unterschied erfahren.

Wie Pinker (2003) ausführlich gezeigt hat, ist in den westlichen Gesellschaften und vor allem ihren Sozialwissenschaften eine Auffassung von der menschlichen Natur als eines ‚unbeschriebenen Blattes‘ weit verbreitet. Diese Auffassung macht sich bemerkbar, wenn Sherif den Eindruck erweckt, soziale Normen könnten *beliebig* festgelegt werden. Doch menschliche Gesellschaften besäßen keine Kompetenz, die Realitäten zu bewältigen, mit denen sie konfrontiert sind, wenn sie beliebig eine größere Distanz durch die Herausbildung einer entsprechenden Norm als eine kleinere definieren könnten und dies auch täten. Der autokinetische Effekt setzt einen Fall als Paradigma, in dem Menschen nur einen diffusen und affektiv indifferenten Wahrnehmungseindruck und gar keine Möglichkeit haben, sich zum wahrgenommenen Ding sinnvoll in Beziehung zu setzen. Wie aber als augenfälliges Beispiel etwa die Gestaltpsychologie zeigt, ist der Wahrnehmungsapparat nicht derart indifferent; vielmehr sind einige grundlegende Unterscheidungen von Formen und Gestalten bereits unhintergebar auf physiologischer Ebene präorganisiert (Goldstein 2008: 106-125; Knopf & Mack 2007: 146). Unter evolutionsbiologischem Gesichtspunkt wäre es höchst überraschend, wenn Lebewesen in keiner Weise an die physikalischen Konstanzen ihrer Lebensbedingungen angepasst wären, zu denen relative Distanzen von Bewegungen im Raum zweifellos gehören (vgl. Spelke 1994; Pinker 2003: 308f.). Bereits die Evolution eines visuellen Wahrnehmungssystems ist eine Anpassung an ökologische Bedingungen, in denen sich Dinge bewegen und die Fähigkeit, diese Bewegungen zueinander und zu sich selbst in Beziehung zu setzen, Überlebenswert besitzt (vgl. Walls 1963: 343ff.; Wohlschläger & Prinz 2006: 31ff.).

Im Hinblick auf Konformität und Autonomie ist dies deshalb von Bedeutung, weil es die Vorstellung von einem eigentlichen, richtigen oder zu erwartenden Verhalten berührt, die immer den Maßstab für die Zuschreibung von Autonomie und Konformität bildet. Bei Asch erscheint die Frage müßig, warum, wann und auf welcher Grundlage wir etwas als richtig ansehen, aber nur deshalb, weil seine Linienvergleiche so klar und eindeutig sind, dass die richtige Antwort unmittelbar evident ist und sich kein Anlass bietet, das Postulat des Richtigen überhaupt zu problematisieren. Ebenso evident ist das normative Postulat, dass man die Wahrheit sagen solle, und ebenso ist diese Evidenz und Selbstverständlichkeit

der Grund dafür, dass man es gar nicht als normatives Postulat problematisiert. Nimmt man das Autokinese-Experiment als Paradigma, wird das Kriterium der Richtigkeit in den Bereich sozialer Normen verwiesen, die Resultat informeller Aushandlung sind. Wenn Autonomie und Konformität zum Problem werden, läge dem nach dieser Maßgabe immer eine Kollision von sozialen Normen zugrunde – etwa zwischen solchen, die ad hoc in einer Gruppensituation gebildet werden, und solchen, die für die Kultur insgesamt gelten; oder zwischen solchen, die ein Mensch tief verinnerlicht hat und solchen, die er weniger tief verinnerlicht hat. Lässt man die menschliche Natur außen vor, kann man Konformität und Autonomie durchaus so konzeptualisieren. Dann könnte uns unter entsprechenden normativen Bedingungen alles als ‚richtig‘ erscheinen. Offensichtlich ist die Frage, ob dies so ist, von zentraler Bedeutung für die Vorstellung von der menschlichen Autonomie. Sollte es nicht so sein, wäre indes zu klären, welcher Art der Zugang zur Realität ist, der einem Menschen ein autonomes Erkennen des ‚Richtigen‘ erlaubt – was nicht trivial ist, weil in der Praxis die wenigsten Gegenstände menschlichen Urteilens so belanglos und gleichzeitig so eindeutig sind wie die Linien Aschs. Deshalb ist die Kritik der Theorie des ‚unbeschriebenen Blatts‘, die konsequent gedacht jede Vorstellung von Richtigkeit einem sozialen Relativismus preisgeben muss, Gegenstand des abschließenden Teils dieser Arbeit.

Worauf immer zugrunde gelegte Auffassungen von Richtigkeit aber auch beruhen mögen – jede Zuschreibung von Autonomie setzt die Geltung eines Normensystems voraus, nach dessen Maßgabe ein Verhalten als autonom oder nicht autonom erscheint. Ein abweichendes Verhalten, das sich für Beobachter in keiner Weise mit einem Normensystem in Verbindung bringen ließe, das ihm seinen Sinn verleiht, erschiene nicht als autonom, sondern als irrational. Eine Kernfrage der weiteren Untersuchung ist deshalb, welches normative Bezugssystem von Fall zu Fall ein Verhalten als autonom ausweist und worauf sein Anspruch auf Vorrang vor anderen normativen Bezugssystemen beruht, die man in der betreffenden Situation anlegen könnte.

## Kapitel 2

# Milgram und Massengewalt – Exzesse der Konformität?

The trouble with Eichmann was precisely that so many were like him, and that the many were neither perverted nor sadistic, that they were, and still are, terribly and terrifyingly normal.

*Hannah Arendt*<sup>1</sup>

Stanley Milgrams Experiment zum „Gehorsam gegenüber Autoritäten“, 1962/63 durchgeführt und zunächst in Aufsätzen, im Jahr 1974 dann in einer Monographie veröffentlicht (Milgram 2009; deutsch: Milgram 1982), rückte den normativen Gehalt des Konformitätsproblems in den Mittelpunkt und machte damit die Legitimität und Dringlichkeit der zugrunde liegenden Fragestellung jenseits begrifflicher Unschärfen deutlich. Mit seiner direkten Bezugnahme auf organisierte Massengewalt schlug Milgram eine Brücke zwischen der experimentellen Empirie auf der einen und historischer auf der anderen Seite. In der modernen Gesellschaft mit den Massen, die sie mobilisieren kann, und der enormen Effektivität, die sie durch Technik und Arbeitsteilung entfaltet, schien die überwältigende menschliche Beeinflussbarkeit nicht nur fundamental ein Menschenbild in Frage zu stellen, sondern eine explosive Gefahr für Leib und Leben von Menschen und sogar für den Fortbestand der Zivilisation selbst zu bergen.

---

<sup>1</sup>1963: 253

## 2.1 Milgram-Experiment und Täter-Problem

Milgram hatte per Zeitungsannonce Versuchspersonen für eine angebliche „Untersuchung über Gedächtnisleistung und Lernvermögen“ an der Yale-Universität gewonnen, denen für ihre Teilnahme ein kleines Honorar in Aussicht gestellt worden war (Milgram 1982: 32). Wenn die Freiwilligen sich einfanden, sahen sie sich einer vermeintlichen zweiten Versuchsperson gegenüber, die jedoch ein Konfident war, also ein instruierter Mitarbeiter Milgrams. Die Aufgabe der echten Versuchsperson, der durch eine fingierte Auslösung die Rolle des ‚Lehrers‘ zufiel, bestand nun darin, Wortkombinationen abzufragen, die der (schauspielernde) ‚Schüler‘ auswendig lernen sollte, und diesem, wenn er falsch antwortete, einen Elektroschock zu verabreichen, der in Wirklichkeit nur vorgetäuscht war. Die Stärke der Schocks sollte mit jeder falschen Antwort um 15 Volt gesteigert werden. Dazu diente ein Pult mit 30 Schaltern, einem für jede Voltstufe von 15 bis hinauf zu 450 Volt (ebd.: 34ff.).

In der Standardbedingung des Experiments saß der ‚Schüler‘ in einem Nebenraum, so dass die Versuchsperson ihn nicht sah, aber hörte. Ab 75 Volt gab er Laute des Unbehagens von sich, bei 120 Volt klagte er über Schmerzen und bei 150 Volt weigerte er sich laut und ausdrücklich, weiter am Experiment teilzunehmen. Der Versuchsleiter blieb kühl und wies die Versuchsperson an, fortzufahren. Die Schmerzensschreie des Opfers steigerten sich weiter bis zu einem „qualvollen Brüllen“ bei 270 Volt. Bei 300 Volt kündigte das Opfer an, keine Antworten mehr zu geben, woraufhin der Versuchsleiter verfügte, dass eine ausbleibende Antwort als falsche zu werten und entsprechend zu bestrafen sei. Bei 315 Volt war eine weitere geschriene Weigerung zu hören, das Experiment fortzusetzen, und ab 330 Volt kamen überhaupt keine Lebenszeichen mehr (ebd.: 40).

In diesem Szenario gingen knapp zwei Drittel der Teilnehmer bis ans Ende der Skala (ebd.: 51, 79, 81f.). Mehrheitlich protestierten sie und gerieten in teils heftige innere Konflikte (ebd.: 20f., 38, 58f.), gaben aber dessen ungeachtet dem Anschein nach einem bereits seit neun Durchgängen verstummten Fremden auf Geheiß des Versuchsleiters 450-Volt-Schocks. Die vernehmbaren Weigerungen und Schreie des ‚Schülers‘, die in Wirklichkeit von einem Tonband kamen, waren eigens eingeführt worden, nachdem in einer Voruntersuchung, in der man nichts hörte oder sah, „beinahe jede Versuchsperson“ bis zur Höchststufe weitergemacht hatte (ebd.: 39).

Milgram sah sein Gehorsamsexperiment als realitätsnähere und aussagekräftigere Zuspitzung der Befunde Aschs, mit denen er vertraut war, nachdem er als Student für jenen gearbeitet und selbst Konformitätsexperimente nach seinem Vorbild durchgeführt hatte (vgl. Blass 2004: 26ff., 62). Bis heute folgen sozialpsychologische Überblicksdarstellungen regelmäßig dieser Einordnung und verhandeln das Milgram-Experiment als Beitrag zur Konformitätsforschung (Kiesler & Kiesler 1970: 45, 55; Aronson, Wilson & Akert 2005: 272ff.; Jones 1998: 31), obwohl in ihm gar keine Gruppe vorkommt, deren Verhalten oder Meinungen sich jemand anpassen würde, und obwohl auch zwischen Versuchsleiter und -person keine Verhaltensangleichung stattfindet, sondern komplementäre, klar voneinander unterschiedene Rollen eingenommen werden. Milgram selbst wies auf die Unterschiede zwischen einer klassischen Konformitäts- und seiner Gehorsamssituation ausdrücklich hin, sah aber einen gemeinsamen Nenner beider in der Bereitschaft der Versuchspersonen zum „Verzicht auf Initiative zugunsten einer äußeren Quelle“ (Milgram 1982: 135).

Dies ist wiederum eine allgemeine Artikulation der Beobachtung oder des Eindrucks sozialer Fremdsteuerung von Individuen, die von vielen Autoren als Kardinalsproblem der Sozialpsychologie gesehen wird und der man sich mit Konzepten wie ‚Suggestion‘, ‚Nachahmung‘ und ‚Konformität‘ anzunähern versucht hat. Tatsächlich kann man in Milgrams Theorem eines ‚agentic state‘<sup>2</sup>, also eines Zustands, in dem ein Mensch sich nur mehr als ausführendes Organ fremder Zwecke verhalte und dann zu einem Handeln imstande sei, das seinen eigenen Präferenzen und Neigungen stark widersprechen könne (ebd.: 156f.), eine Reinkarnation der Suggestionstheorie im Handlungskontext moderner arbeitsteiliger Bürokratien erblicken. In jedem Fall ist die von der Massenpsychologie bekannte Vorstellung wieder explizit, das Individuum wechsele durch seine Einbindung in soziale Handlungskontexte in einen grundlegend anderen psychischen Zustand und Handlungsmodus, der im Fall der Suggestion zunächst als eine Art hypnotische Trance konzipiert gewesen war (vgl. Asch 1987: 398ff.).

Doch bei allen Ähnlichkeiten zu früheren Problemstellungen ist die Größenordnung und Qualität der dekulativierenden Wirkung ‚sozialen Einflusses‘ hier eine andere. Das Unbehagen, das etwa Tocqueville im frühen 19. Jahrhundert über

---

<sup>2</sup>Die Übersetzung mit ‚Agens-Zustand‘ in der deutschen Ausgabe ist unglücklich, weil ‚Agens‘ in der Philosophie eine verursachende Kraft bedeutet, die Milgram zufolge in diesen Fällen gerade nicht beim Handelnden liegt. Die deutsche Entsprechung müsste sinnvollerweise nicht ‚Agens‘, sondern ‚Agent‘ sein und an einen Vermittler, Vertreter oder Erfüllungsgehilfen denken lassen.

die beobachtete Konformität artikuliert und das man noch heute unter dem Eindruck der ‚Außen-Lenkung‘ des individuellen Verhaltens empfindet, steigert sich in der Zuspitzung des Phänomens durch Milgram zum Schock. Wurden seinerzeit Mittelmäßigkeit, Anpassertum und Unaufrichtigkeit beklagt, scheint sich ein soziales Übel einer ganz anderen Dimension mit der Konformität zu verbinden, wenn sie als Erklärung der Mechanismen kollektiver Gewalt herangezogen wird, die Kriegsverbrechen bis hin zum Holocaust zugrunde liegen. „Der Nationalsozialismus bildet geradezu die historische Folie, auf der Milgram die Ergebnisse seines Experiments interpretiert“ (Sandkühler & Schmuhl 1998: 9). Auf dieser Grundlage stimmte er Hannah Arendts Befund von der ‚Banalität des Bösen‘ nachdrücklich zu:

Dies ist vielleicht die fundamentalste Erkenntnis aus unserer Untersuchung: Ganz gewöhnliche Menschen, die nur schlicht ihre Aufgabe erfüllen und keinerlei persönliche Feindseligkeit empfinden, können zu Handlungen in einem grausigen Vernichtungsprozess veranlasst werden (Milgram 1982: 22).

Milgram demonstrierte gesondert, dass die wenigsten dies intuitiv erwarten würden. Er fragte Psychologen, Studierende und Angehörige verschiedener mittelständischer Berufe, die nicht mit seinem Experiment vertraut waren, bis zu welcher Schockstufe sie selbst vermutlich gehen würden, wenn sie daran teilnähmen. Dazu stellte er ihnen das Experiment detailliert dar, ohne dessen Ergebnisse mitzuteilen. Die Befragten schätzten im Durchschnitt, dass sie unterhalb der 150 Volt abbrechen würden; die höchsten zehn Schalter rührte in der Prognose niemand an, und einige meinten, sie würden überhaupt keine Schocks geben (ebd.: 45). Um auszuschließen, dass aus diesen Ergebnissen nur ein schmeichelhaftes Selbstbild der Befragten sprach, bat Milgram eine weitere Gruppe („Psychologen, Abiturienten und Dozenten der Verhaltensforschung, Studienanfänger und erwachsene Personen aus der Mittelschicht“) um eine Einschätzung, wie weit *andere* US-Amerikaner unterschiedlicher Altersgruppen und Berufe wohl gehen würden. Die Ergebnisse lagen in derselben Größenordnung. Nur eine pathologische Randgruppe von vielleicht zwei Prozent würde bis zur höchsten Stufe fortfahren, so die herrschende Meinung. Die befragten Psychologen meinten, etwa eine Versuchsperson unter 1000 würde den Maximalschock erteilen (ebd.: 47).

In der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit den Tätern des Holocaust zeigt sich dieselbe Schwierigkeit, die Vorstellung eines ‚normalen‘ Menschen mit



derjenigen eines Täters in Deckung zu bringen, zu welcher sich die Neigung komplementär verhält, dem letzteren pathologische Eigenschaften zuzuschreiben. So resümiert der Historiker Gerhard Paul in einer Überblicksdarstellung, die erste Phase des gesellschaftlichen Nachdenkens über die Täter des Holocaust sei von deren „Exterritorialisierung, Kriminalisierung und Diabolisierung“ geprägt gewesen. Sie wurden „zu exzeptionellen Charakteren pathologisiert“ und als „das absolut Andere oder Inkarnation des Bösen“ dargestellt (Paul 2002: 16, 19; vgl. Welzer 2005: 7ff., 42f.; Bauman 2002: 166). Dieses Bild der 1950er Jahre ließ sich bei näherer Betrachtung nicht aufrechterhalten. Anzeichen für eine besondere Neigung zu Grausamkeit oder Gewalt, dunkle Vergangenheiten und psychologische Auffälligkeiten findet man nur bei einer für das Gesamtbild unerheblichen Minderheit – abgesehen von der jeweiligen Tat selbst. Diese Einsicht ging und geht immer noch mit einem Erschrecken anderer Art einher, das nicht mehr nur den Tätern – und später Milgrams Versuchspersonen – gilt, sondern auch den allgemeinen Implikationen für unsere eigene gesellschaftliche Normalität. Wenn jene als ‚normal‘ erkannt sind, kann das Problem nicht mehr als akzidentell oder historisch und irgendwann erledigt betrachtet werden. Es erschüttert unser Menschenbild bereits auf der Ebene der sozialen Wahrnehmung. Dass Menschen etwa aus Hass, Wut oder Verblendung extreme Gewalttaten begehen, scheint zumindest plausibel; nicht aber der Eindruck, dass sie es ohne nachvollziehbaren Grund tun. Letzterer präsentiert der Wahrnehmung im Unterschied zur ersteren, mit Heider gesprochen, ein unerträgliches Ungleichgewicht.

Mit Gleichgewichtszustand (oder -situation) ist ein harmonischer Zustand gemeint, einer, bei dem die Größen, aus denen die Situation besteht, und die Gefühle dieser Größen untereinander ohne Spannungen zusammenpassen. [...]

Jones ist sehr eingebildet und stolz. Sein bester Freund ist Smith, der ihn sehr gern hat. Sie kommen immer sehr gut miteinander zurecht, weil Smith Jones gern beleidigt. Jones ist besonders stolz auf seine Kinder. Smith hält sie für sehr abstoßend und sagt Jones das ganz offen. [...]

Irgendwie fühlen wir, dass die Faktoren in der Situation „nicht zusammenpassen“, sie scheinen in verschiedene Richtungen zu wirken. Sie hinterlassen in uns ein Gefühl der Unruhe, das nur dann nachlässt, wenn sich die Situation in einer solchen Weise ändert, dass ein Gleichgewichtszustand erreicht wird (Heider 1958: 212f.).

Durch das Bemühen um eine Erklärung, das mit einer näheren Ermittlung der Tatsachen beginnt, die das erklärungsbedürftige Geschehen konstituieren, entsteht eine psychische Spannung, die elementare Gewissheiten über ‚normale Menschen‘ und ihr Handeln erschüttert; elementar in dem Sinn, dass sie bereits auf der Ebene der naiven Psychologie einer jeden beobachteten Interaktion Struktur und Bedeutung verleihen. Der erste Schritt des Erkenntnisbemühens mündet in eine Verunsicherung über die Bedingungen unserer eigenen Existenz als soziale Wesen, eine Verunsicherung, die durch vertiefende Auseinandersetzungen mit dem Grundproblem immer nur partiell und tentativ aufzulösen ist und sich in voller Stärke wiederherstellt, sobald man von Detailfragen zu einer Vergegenwärtigung des Grundproblems in seinem vollen Ausmaß zurückkehrt.

So erklärt sich die Langlebigkeit und das bleibende Gewicht des Topos der ‚normalen Menschen‘, als die sich Täter extremer Gewalttaten bei näherem Hinsehen herausstellen, und desjenigen der ‚Banalität des Bösen‘. Letzteres entstammt dem Untertitel von Hannah Arendts Buch über den Eichmann-Prozess in Jerusalem, *A Report of the Banality of Evil*, worin der Organisator des Holocaust als einer von vielen beschrieben wird, die nicht pervers oder sadistisch, sondern „erschreckend normal“ gewesen seien (s. o.). Beide erteilen jeder Exterritorialisierung der Täter eine klare Absage. Im Topos der Normalität liegt eine erste Antwort, die aber neue Fragen aufwirft, die elementarer und beunruhigender sind als die ursprünglichen. Er bringt die beschriebene Spannung auf einen Begriff. Er bildet eine Paradoxie, denn im üblichen Sprachgebrauch schließen die Begriffe ‚normaler Mensch‘ und ‚Verbrecher‘ einander aus, was sie auch müssen, um ihre Bedeutung zu bewahren. Auf wissenschaftlicher Ebene ist er zugleich Antwort und Forschungsprogramm.

So ist es plausibel, dass der Historiker Christopher Browning im Jahr 1990 seine berühmte Arbeit über die Massenmorde des deutschen Reservepolizei-Bataillons 101 in Polen, in der er „viele von Milgrams Erkenntnissen [...] plastisch bestätigt“ fand (Browning 1996: 228), *Ganz normale Männer (Ordinary Men)* nannte. 1996 brachte Daniel Goldhagen seine Ablehnung der Auffassung Brownings im Untertitel seines Buches mit der modifizierten Formel „ganz gewöhnliche Deutsche“ [Herv. S. W.] zum Ausdruck. Ein Sammelband zur historischen Täterforschung (Paul 2002) nahm hierauf an zentraler Stelle Bezug, nämlich wiederum im Titel: *Die Täter der Shoah. Fanatische Nationalsozialisten oder ganz normale Deutsche?* Im Jahr 2005 trieb Harald Welzer den Versuch einer sozialpsychologi-

schen Erklärung des Täterverhaltens weiter, indem er umfassendere und neuere Erkenntnisse der Sozialpsychologie zu dichten Analysen historischen Materials heranzog und darauf aufbauend Theorieansätze entwickelte. Hier kann man im Titel eine Akzentverschiebung sehen: Browning vertrat die Ansicht, mit der er selbst zu kämpfen hatte (siehe unten), *dass* es normale Menschen waren, die zu Tätern wurden; Welzer fragte nicht mehr, *ob* das so war, sondern *wie* es geschah, und nannte sein Buch entsprechend *Täter. Wie aus ganz normalen Menschen Massenmörder werden* (Welzer 2005).<sup>3</sup> Eine organisationssoziologische Interpretation des Milgram-Experiments aus demselben Jahr trägt den Titel *Ganz normale Organisationen* (Kühl 2005). Die Erkenntnis von der Banalität des Bösen hat in ihren Grundzügen allgemeine Anerkennung gefunden, ist deswegen aber nicht selbst banal geworden. Das in ihr enthaltene ‚Ungleichgewicht‘ ist kein vorübergehendes und ästhetisches, sondern ein dauerhaftes und in doppelter Hinsicht existentielles, da es erstens grundlegende Annahmen über die Bedingungen unserer sozialen Existenz in Frage stellt und ihm zweitens das Potential innewohnt, diese Existenz selbst zu bedrohen.

Inwiefern dies ein Autonomieproblem ist, lässt sich an der Kontroverse zwischen Browning und Goldhagen in den 1990er Jahren verdeutlichen (vgl. Sandkühler & Schmuhl 1998: 8). Brownings Buch beschreibt, wie das genannte Reserve-Polizeibataillon im Sommer 1942 in Polen zunächst völlig unvorbereitet den Befehl erhält, die 1800 Juden des Dorfes Józefów zusammenzutreiben, die arbeitsfähigen unter ihnen zu deportieren und die übrigen zu erschießen (Browning 1996: 21f.). In augenscheinlicher Analogie zu Milgram waren diese Männer weder Sadisten, noch, soweit man das jedenfalls feststellen kann, von Kriegseifer

---

<sup>3</sup>Das Wechseln zwischen ‚Männern‘ und ‚Menschen‘ in diesem Topos ist darauf zurückzuführen, dass Brownings Arbeit eine Fallstudie ist, die eben nur Männer einschließt. Milgram hingegen hatte auch eine Variation seines Experiments mit Frauen durchgeführt, war zu nahezu identischen Ergebnissen gekommen und sprach im oben genannten Zitat dementsprechend von „ordinary people“. Die Arbeit Welzers handelt überwiegend von Soldaten, also wiederum Männern, erhebt aber einen höheren Allgemeinheitsanspruch. Obwohl sich Männer und Frauen durchaus dahingehend in ihrem Aggressionsverhalten unterscheiden, dass Männer mehr zu offener, physischer Gewalt neigen (vgl. Wood & Eagly 2010: 646), besteht im Kontext kollektiver Gewalt kein Anlass, Frauen von jenen Aussagen über ‚normale Menschen‘ auszunehmen (vgl. Jones 2002; Mailänder Koslov 2009; Kühl 2013: 2, 7f.; Brown 2013) – zumal fraglich ist, und das führt zurück zum besagten ‚Ungleichgewicht‘, wieweit es sich hierbei überhaupt in einem üblichen Sinn um Aggressionsverhalten handelt.

Das Abwechseln der Begriffe ‚normal‘ und ‚gewöhnlich‘ ist übersetzungsbedingt. Im Englischen ist das betreffende Wort an den zitierten Stellen von sowohl Milgram als auch Browning und Goldhagen „ordinary“ (Goldhagen 1996a; Milgram 2009: 6).

oder Antisemitismus getriebene Überzeugungstäter, und hatten zunächst nichts Mörderisches, Verbrecherisches oder Grausames an sich.

Die Männer stammten aus Hamburg, waren Familienväter mittleren Alters und kamen aus proletarischen oder kleinbürgerlichen Verhältnissen. Da sie als zu alt galten, um noch für die deutsche Wehrmacht von Nutzen zu sein, waren sie zur Ordnungspolizei eingezogen worden. Die meisten von ihnen hatten in den von Deutschland besetzten Gebieten noch keine Erfahrungen gesammelt. Als neue Rekruten waren sie erst knapp drei Wochen zuvor in Polen eingetroffen (Browning 1996: 21).

Browning zeigt, wie nicht alle, aber einige von ihnen besonders zu Beginn mit Erschrecken, Unwillen und Zögern auf ihre mörderischen Befehle reagierten (ebd.: 94ff.) und teilweise auch später noch psychische Schwierigkeiten damit hatten – aber sie eben dennoch umsetzten, und zwar im Lauf der Zeit immer routinierter (ebd.: 111ff., 174ff.). „Nie zuvor“, so Browning, „hatte ich das krasse Nebeneinander der abscheulichen Vorgänge des Holocaust und des menschlichen Antlitzes der Mörder so deutlich vor Augen gehabt“ (ebd.: 12). Anhand der realen historischen Gegebenheiten rückte er den Übergang vom ‚normalen Menschen‘ zum Verbrecher bzw. das beunruhigende Ineinsfallen beider in noch größere Nähe als Milgram.

Daniel Goldhagens 1996 veröffentlichtes Buch *Hitler's Willing Executioners: Ordinary Germans and the Holocaust* war im Hinblick auf die jeweiligen Erklärungsmodelle als dezidierte Gegenrede zu Browning angelegt. In Deutschland erschien es noch im selben Jahr unter dem Titel *Hitlers willige Vollstrecker. Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust*. Die allgemeinere Fragestellung, auf die es hier ankommt, mag in der deutschen Goldhagen-Debatte etwas untergegangen sein, wo erwartbarer Weise die These eines gemeinsamen antisemitischen Vernichtungswillens der Deutschen als Haupterklärung des Holocaust die stärksten Reaktionen auslöste. Gleichzeitig war das Buch aber nicht nur eine Anklage gegen die nach Goldhagens Auffassung eben nicht so ‚normalen‘ damaligen Deutschen, sondern auch eine Zurückweisung der Normalitätsthese, der Eignung „konventioneller“ Erklärungsmuster zur Anwendung auf die nationalsozialistischen Verbrechen überhaupt. Diese beiden Hauptaussagen drückt die Abwandlung der Formel von den ‚normalen Männern‘ zu ‚normalen Deutschen‘ im Titel aus.

Zu den konventionellen Erklärungsmustern, die Goldhagen identifiziert und ablehnt, gehören äußerer Druck im Sinne eines Befehlsnotstands, blinder Ge-

horsam, verschiedene Spielarten von Konformitätsdruck im sozialpsychologischen Sinn, das Bild vom seelenlosen Techno- oder Bürokraten und die Fragmentierung der Aufgaben, deretwegen die Täter nicht hätten überblicken können, was sie taten (Goldhagen 1996: 26f.). Das Milgram-Experiment weist Goldhagen als irrelevant zurück (ebd.: 448). Ihm zufolge stimmt bei solchen Erklärungen die „ganze Herangehensweise nicht“,

weil im Grunde unberücksichtigt bleibt, dass man es ja mit Menschen zu tun hat; im Grunde wird den Tätern die Fähigkeit abgesprochen, moralische Entscheidungen zu treffen. Die Verfechter der bekannten Erklärungen sehen die Täter weder als bewusst Handelnde noch als sittliche Wesen. Sie tun so, als sei die Unmenschlichkeit der Taten nur ein Nebenaspekt und nicht das eigentliche Problem. Und sie lassen ebenso außer acht, dass die Objekte der Täter Menschen waren, nicht Tiere oder Sachen, sondern Menschen mit einer bestimmten Identität (ebd.: 459).

Drei Aspekte der Kritik lassen sich unterscheiden: Erstens, die konventionellen Erklärungen sprechen den Tätern ihre Autonomie ab – und damit, so sieht es Goldhagen, ihre Verantwortung –, zweitens, genozidales Handeln könne nicht einfach anderem, alltäglichem Handeln analog gesetzt werden, drittens, es werde nicht berücksichtigt, dass die Opfer spezifisch ausgewählt, nämlich Juden waren. Bei näherem Hinsehen greifen die drei Aspekte ineinander. Die Unmenschlichkeit des fraglichen Handelns und die Spezifität ihres Objekts, der Opfer, können nämlich strenggenommen nur dann als irrelevant aus einer Erklärung herausfallen, wenn man annimmt, dass die Akteure sich beiden Aspekten gegenüber indifferent verhielten, was wiederum bedeuten würde, dass sie durch entsprechende soziale Arrangements und Zwänge zu *beliebigem* Handeln an *beliebigen* Objekten gebracht werden könnten. Die erste Kritik spricht also die Autonomiefrage direkt an, doch die anderen verweisen auf sie zurück und lassen sich letztlich auf sie reduzieren. Wenn man annimmt, dass Menschen durch entsprechende soziale Arrangements, durch ‚sozialen Einfluss‘, zu jedem beliebigen Etwas gebracht werden können, ist individuelle Autonomie in diesem Gedankengang schwer unterzubringen.

Man sieht unmittelbar ein, dass diese Konfrontation nicht von Scheinproblemen handelt. Weder die sozialen Zwänge und Dynamiken, in denen und durch die Menschen im Nationalsozialismus massenhaft zu Tätern wurden und in anderen Zusammenhängen werden, sind von der Hand zu weisen, noch aber die Frage, wo

in solchen Erklärungsansätzen Raum für individuelle Verantwortung bleibt, oder die, woher jene sozialen Zwänge und Dynamiken kommen sollten, wenn sie nicht durch initiatives Handeln erzeugt würden. Andererseits hat die Forschung eine solch binäre Alternative auch eigentlich bereits hinter sich gelassen. Schon der Begriff ‚Täter‘, ist man sich einig, suggeriert ein einheitliches Bild, dass sich historisch bei weitem nicht so einheitlich darstellt; selbst bei gleichartigen Taten können die Hintergründe und Motive sehr verschieden sein, womit auch die jeweiligen Erklärungen verschieden sein müssten, und darüber hinaus ist zwischen zahlreichen ungleichartigen Taten und Tatbeteiligungen zu unterscheiden. Das derzeitige Forschungsbild zusammenfassend nennt Paul als immer wieder auftauchende Tätertypen etwa Weltanschauungstäter, die wollten und wussten, was sie taten, utilitaristisch motivierte Täter, kriminelle Exzess- und traditionelle Befehlstäter (Paul 2002: 61f.). Als mögliche Teilerklärungen führt er unter anderem Antisemitismus, Entsolidarisierung und moralische Verrohung in der Zwischenkriegszeit, die Eingewöhnung in ein Klima der Gewalt im Krieg, die sozialisierenden Folgen eines „esprit de corps“, die Delegation der Verantwortung im arbeitsteiligen Vernichtungsprozess und die Radikalisierung und scheinbare Selbstlegitimierung der Feindbilder infolge der sukzessiven Ausgrenzung an (ebd.: 63f.). Eine differenzierte und ausführliche Auseinandersetzung mit verschiedenen Täter-Typen stammt von Raul Hilberg (1992), der dazu feststellte:

Die Persönlichkeitsmerkmale der Täter folgten keiner Schablone. Vielmehr unterschieden sich die Ausführenden der Vernichtungsmaßnahmen sowohl in ihrer gesellschaftlichen Stellung als auch in ihrem psychologischen Profil. Mit zunehmender Brutalität gegenüber den Juden wandelte sich deutlich auch das Rollenverständnis der Täter. Einige von ihnen legten Übereifer an den Tag, andere neigten zu „Exzessen“, wieder andere standen ihrer Aufgabe mit Vorbehalten und Zweifeln gegenüber (ebd.: 64f.).

Darüber hinaus kann man mit Harald Welzer darauf hinweisen, dass im Zusammenhang relativ offen gehaltener Befehle und der für sie zunächst unklaren Situationen, in denen Gruppen von Soldaten und Polizisten dem Vernichtungsprozess seine Form gaben, oft gerade die Verschiedenheit der beteiligten Charaktere und ihres Verhaltens ihre Handlungsfähigkeit und Effizienz als Gruppe sichergestellt und den einzelnen eine Lesart ermöglicht hat, mit der sie leben konnten (Welzer 2005: 130ff.). Alles in allem dürfte noch heute konsensfähig sein, was 1998 einmal so formuliert wurde:

Die Kernfrage, ‚wie das alles hat geschehen können‘, bewegt nach wie vor zahlreiche Gemüter. Je weiter die Erforschung der Shoah fortschreitet, desto klarer wird, wie sehr diese Frage nach immer mehr Differenzierungen verlangt. So erscheint sie, genauer besehen, als Abkürzung für ein ganzes Bündel von Fragen, die durch die jeweils aktuellen Forschungen reduziert und im selben Atemzug vermehrt werden. [...] Die gesuchte Aufklärung und Erklärung ist nicht im Singular formulierbar. Jede ‚monokausale‘ Erklärung greift als solche daneben (Kochinka & Straub 1998: 95).

Doch alle Differenzierung, alle Beantwortung und Vermehrung von Einzelfragen, alle Einsicht in die Vielfalt der Akteure, Motive und Handlungskontexte wird konterkariert von der niederschmetternden Eindeutigkeit des Ergebnisses. In ihm fließt all das zuvor Differenzierte wieder zusammen:

Keine Alterskohorte, kein soziales und ethnisches Herkunftsmilieu, keine Konfession, keine Bildungsschicht erwies sich gegenüber der terroristischen Versuchung als resistent (Paul 2002: 62).

Und die Frage, wie *das* möglich ist, lässt sich durch Differenzierung nicht beantworten, die Bewegung der ‚Gemüter‘ *darüber* sich durch sie nicht beruhigen. Alle Verschiedenheiten der Beteiligungen verschiedener Gruppen und Individuen am Genozid münden in ein gemeinsames Ergebnis. Dieses stellt sich eben nicht differenziert dar. Die Frage, ob es wirklich so ist, dass wir Menschen unter entsprechenden sozialen Zwängen letztlich Austauschbares tun und im Rahmen dieses Austauschbaren auch zum Äußersten fähig sind, bleibt bestehen, und wenn man aus der Forschung den Schluss ziehen wollte, dass sie bereits zu bejahen sei, bliebe noch die beunruhigenden Anschlussfragen, wie dies mit unserem Selbstverständnis und Menschenbild zu vereinbaren wäre und welche Konsequenzen man daraus ziehen könnte. Deshalb ist eine Behauptung wie die folgende deklamativ:

Die Einsicht in die Mediokrität der Täter lässt insbesondere auch bestimmte moralische Urteile und Differenzierungen unberührt. Das Gewicht vergangener Taten wird nicht um einen Deut geringer, nur weil andere unter gewissen Umständen zu Ähnlichem imstande waren oder wären. Es entlastet keinen Täter von Verantwortung. Umgekehrt ist niemand, der zu außergewöhnlich verwerflichen Taten unter bestimmten Umständen womöglich imstande wäre, sich bislang aber nichts hat zuschulden kommen lassen, moralisch belastet. Um ihn steht es als moralisches Wesen wie um alle Menschen (Kochinka & Straub 1998: 100).

Die Tatsache, dass die Autoren dies einer Diskussion von Ansätzen zur Erklärung des Täterhandelns voranstellen, verweist auf einen Konflikt zwischen wissenschaftlicher Erklärung und moralischem Urteil, der aber nicht durch die bloße Behauptung, es gebe ihn nicht, gelöst werden kann. Wir stellen den Anspruch an uns selbst, dass wir *prinzipiell* nicht töten – und viele andere Dinge nicht tun –, nicht nur den, dass wir es bisher nicht getan haben. Wenn wir Grund zu der Annahme hätten, dass unser Nachbar ohne Weiteres einen Menschen töten könnte, erschiene er uns als moralisches Wesen eben *nicht* wie alle Menschen. Wenn durch die Erklärung extremer Gewalttaten anhand alltäglicher Muster des Verhaltens und Empfindens das Gewicht vergangener Taten nicht geringer wird, dann wird die Hypothek auf unserem eigenen Selbstverständnis als moralische Wesen größer. Wenn wir, ganz schlicht ausgedrückt, wie die Täter sind, sind entweder die Täter teilweise entschuldigt oder wir teilweise beschmutzt, oder eben beides. Wir beurteilen uns selbst und einander auch an dem, was wir uns selbst und einander als Potentialität zuschreiben. Und wenn wir in Rechnung stellen, dass nationalsozialistische Täter nicht über Nacht und aus sich selbst heraus zu Tätern wurden, sondern im Zuge einer bestimmten sozialen Dynamik, dann verschiebt sich das Problem auf den hypothetischen Umstand, dass wir selbst dann wahrscheinlich Teil einer solchen Dynamik wären, sei es ein eher aktiver oder ein eher passiver. Und sind wir nicht auch in unserer eigenen Gegenwart und Realität Kräfte verschiedener Dynamiken, die wir eigentlich nicht gutheißen und die uns beunruhigen?

## 2.2 Die Helferschaft als Spiegelbild

Die wissenschaftliche Beschäftigung mit denjenigen vergleichsweise wenigen, die unter nationalsozialistischer Herrschaft verfolgten Juden halfen, gibt in vieler Hinsicht ein genaues Negativbild der Täterforschung ab und ringt entsprechend spiegelverkehrt gewendet mit denselben Problemen. Wie man bei den Tätern zunächst an Psychopathen oder Sadisten denkt, beschwört die Vorstellung einer Hilfeleistung für Verfolgte inmitten einer gewaltigen sozialen Dynamik, die in die andere Richtung drängt, Konzeptionen von Helfern als Helden oder gar Heiligen herauf. Doch auch hier stellt sich die Empirie differenzierter dar. Ein anschauliches Beispiel dafür bietet der Umstand, dass Helfer sich von den Verfolgten oft für ihre Hilfe bezahlen oder auf andere Weise entschädigen ließen (Grabowski



2008). Der Charakter und die moralische Qualität der Hilfeleistung scheinen hier vom gezahlten Preis abzuhängen. Allgemeiner führt Moore (2004) mit Blick auf Hilfeleistungen in Belgien, Frankreich und den Niederlanden aus:

Nicht alle derjenigen, die Verfolgte retteten, hatten vor der Besatzung tadellose Leben geführt, und sind auch nach dem Krieg nicht unbedingt auf dem rechten Pfad geblieben. Dies bringt vielleicht den Fehlschluss ans Licht, dass alle Retter vor 1940 ehrliche, aufrechte Bürger gewesen seien. Zum Bild gehören Gauner und Kriminelle ebenso wie Mitglieder von kommunistischen und anderen Parteien der extremen Linken oder ihren Frontorganisationen, die schon vor der Besatzung jenseits der Gesetze operiert hatten.

Soziologische und sozialpsychologische Studien über die Retter konzentrieren sich im Einklang mit vielen der veröffentlichten Oral Histories stark auf die Motivationen von Individuen. Das ist unzweifelhaft ein Schlüsselaspekt zum Verständnis der Tatsache, dass manche Menschen handelten, wie sie es taten, doch gleichzeitig neigt man damit unausweichlich zur Hervorhebung positiver Elemente, die den vorherrschenden kulturellen Normen des Westens entsprechen. [...] Allerdings werden die meisten dieser Menschen in Isolation diskutiert, obwohl sie sich üblicherweise in irgend einer Art von sozialem Netzwerk wiederfanden. Rettungsaktionen, die über die ganze Besatzungszeit von einem Individuum oder einer Familie allein durchgeführt wurden, waren eher die Ausnahme als die Regel (ebd.: 389).<sup>4</sup>

Das naheliegende Bild eines Retters als „tapferer, einsamer Ritter, der gegen eine völlig feindselige Umwelt ankämpft, hält der sozio-historischen Analyse nicht stand“ (Semelin 2011: 8).<sup>5</sup> Man stößt also auf zwei negativ gewendete Kernegeb-

---

<sup>4</sup> „Not all of those involved in rescue had led entirely blameless lives before the occupation, nor did they stay on the paths of righteousness after the war was over. This perhaps highlights the fallacy of assuming that all rescuers had been solid upright citizens in the period before 1940. Crooks and criminals were part of the picture, as were members of communist and extreme left-wing parties and their various front organizations who were operating outside the law even before the occupation began.

The sociological and social psychological studies on rescuers, together with many of the published oral histories, focus heavily on the motivation of individuals. This is undoubtedly a key issue in understanding why some people acted in the way they did, but inevitably tends to focus on positive elements that fit well with prevailing western cultural norms. . . . However, most of these people are discussed in isolation, in spite of the fact that they usually ended up involved in some form of network system. Rescues carried out by one individual or family for the entire occupation period were the exception rather than the rule.“ Übersetzung S. W.

<sup>5</sup> „As a moral category, it [the ‚Righteous among the Nations; S. W.‘] defines the rescuer as ‚a hero of Good,‘ making him a sort of brave lone knight, surrounded by passive if not anti-Semitic individuals. This elitist representation of the rescuer, which implies an actor struggling against a totally hostile environment, does not really stand up to socio-historical analysis.“ Übers. S. W.

nisse der Täterforschung, nämlich erstens, dass die Betroffenen keine besonderen persönlichen Attribute aufzuweisen scheinen, die dieses Handeln erklären würden, sowie zweitens und damit verbunden, dass jeweils die spezifische soziale Dynamik zur Erklärung herangezogen werden muss, die ihr Handeln kontextuierte und bedingte. Die Täter-Helfer-Analogie wird inzwischen so weit getrieben, dass man unter Berufung auf Arendt und Milgram von der „ordinariness of goodness“ spricht, um die kollektive Hilfeleistung der Einwohner des französischen Dorfs Le Chambon für verfolgte Juden zu erklären (Rochat & Modigliani 1995), und eine Helfer-Biographie den Titel *Die Banalität des Guten* trägt (Deaglio 1994). Gleichzeitig macht der Befund, dass Helfer überwiegend in *Hilfenetzwerken* agierten, die hinsichtlich eines ‚Gleichgewichts‘ des wahrgenommenen Bildes näherliegende Analogie zwischen ihnen und den Unabhängigen im Asch-Experiment hinfällig, denn letztere waren unverkennbar allein. Wenn sie das nicht waren, wenn es also zwei nichteingeweihte Versuchspersonen pro Gruppe gab oder einer der Konfidenten korrekt antwortete, fielen die Anpassungsraten auf 10,4 bzw. 5,5 Prozent (Asch 1951: 185f.).

Auch hier werfen die unvermeidlichen Differenzierungen und Grautöne die Frage auf, was sie für unsere ursprünglichen normativen Wertungen bedeuten. Inwiefern können Täter und Helfer noch für ihr Handeln verantwortlich gemacht und entsprechend verurteilt oder geehrt werden, wenn dieses Handeln bei näherer Betrachtung als ‚normal‘ einzuschätzen ist? Kommt eine Erklärung dieses Handelns anhand gewöhnlicher sozialpsychologischer Mechanismen nicht einer Entschuldigung der Täter und Relativierung des Verdienstes der Helfer gleich? Weil es darauf keine einfache Antwort gibt, nimmt die Helferschaft zuweilen eine „unbequeme Mittelstellung“ zwischen einer „Entweihung und Teilnahme an der Ehrung der ‚Gerechten‘“ ein (Gensburger 2011: 15).<sup>6</sup>

Nimmt man die oben dargestellten experimentellen Erscheinungsformen von Konformität als Ausgangspunkt, vollzieht sich auch in der entsprechenden sozialpsychologischen Grundlagenforschung ein solcher Differenzierungsprozess. Die Publikationen des Asch- und des Milgram-Experiments sind bereits in sich differenzierter als das Bild, das sich auf der Grundlage einer Wiedergabe ihrer quantitativen Ergebnisse zunächst einstellt. So befand Asch:

---

<sup>6</sup> „The contributions that follow, situated between history and memory, between desanctification and participation in the worship of the ‚Righteous‘, occupy an uncomfortable halfway mark.“ Übers. S. W.

Mit dem Voranschreiten des Experiments wurde allerdings deutlich, dass es diverse Gründe für Unabhängigkeit wie fürs Nachgeben gab und dass Individuen mit ähnlichen oder identischen Ergebnissen (was Fehler betrifft) sich in ihren psychologischen Reaktionen oft stark voneinander unterschieden (Asch 1956: 36).<sup>7</sup>

Unter den unabhängig Antwortenden berichteten die meisten entweder, dass sie sich ihrer Sache sehr sicher, oder dass sie zwar von Zweifeln erfüllt gewesen seien, sich aber verpflichtet gefühlt hatten, ehrlich zu berichten, was sie sahen (ebd.: 36ff.).<sup>8</sup> Die Gründe der Nachgebenden waren breiter gefächert. Manche schienen sich gar nicht bewusst gemacht zu haben, dass sie sich auf falsche Antworten eingelassen hatten (ebd.: 42f.). Andere schlossen aus der Einstimmigkeit der Mehrheit, dass sie selbst sich wohl irren mussten, obwohl sie sich das nicht erklären konnten, und passten sich mitunter an, weil sie befürchteten, das Experiment zu beschädigen (ebd.: 43f.). Wieder andere waren sich sicher, Recht zu haben, passten sich aber an, um den anderen nicht merkwürdig zu erscheinen (ebd.: 45). Die einzelnen Gedankengänge und Empfindungen der Versuchspersonen, ihr Erproben und Verwerfen von Hypothesen im Verlauf des Experiments, ihr Umgang mit der anschließenden Offenlegung und ihre Begründungen und Erklärungen für ihr Verhalten sind natürlich noch facettenreicher und nuancierter als diese Kategorisierungen, die lediglich einen Überblick über vorherrschende Trends bieten. Auf psychologischer Ebene stellen sich also die Reaktionen auch der angepassten Versuchspersonen nicht als ‚gleichförmig‘ dar. Als weitere Differenzierungen dieser Art, die zugleich auch weitere Einblicke in die fürs Konformitätsverhalten ausschlaggebenden Variablen in den Situationsdefinitionen der Beteiligten bieten, kann man die späteren Befunde der Konformitätsforschung nach Asch ansehen, die Auskunft darüber geben, welche Aspekte einer Gruppensituation am ehesten geeignet sind, Konformität zu erzeugen. So erhöht sich diese, wenn die wahrgenommene Interdependenz der Gruppe groß ist, wenn es im betreffenden Verhalten also um ein gemeinsames Schicksal oder Problem der Gruppe geht. Sie erhöht

---

<sup>7</sup>„As the experiment progressed, however, it became evident that the grounds of independence, as of yielding, were diverse, and that individuals with similar or identical performances (in terms of errors) often differed strikingly in their psychological reactions.“ Übersetzung S. W.

<sup>8</sup>Die Bemerkung einer unabhängig antwortenden Versuchsperson, „the experiment required an accurate answer“ (Asch 1956: 40), ähnelt einer der standardisierten Anstachelungen, deren sich der Versuchsleiter Milgrams bediente: „The experiment requires that you continue“ (Milgram 2009: 21), was wiederum den Eindruck nahelegt, Konformität sei vor allem eine Frage der Perspektive und der selektiven Berücksichtigung von Bezugsgruppen und -personen.

sich, wenn sich die Gruppenmitglieder miteinander identifizieren. Auch eine subjektive Einschätzung der Unabhängigkeit der jeweils *anderen* Gruppenmitglieder voneinander geht in die Entscheidung über Konformität oder Unabhängigkeit ein, denn mehrere unabhängig voneinander getroffene Urteile, die übereinstimmen, sind ein stärkeres Indiz für die Richtigkeit des Urteils als ein Gruppenurteil. Auch die Art des Stimulus spielt eine Rolle: Die Konformitätswirkung von Urteilen, die Meinungs- und Geschmacksfragen betreffen, steigt mit der Gruppengröße immer weiter an, während bei Fragen, auf die es eine sachlich korrekte Antwort gibt, die maximale Wirkung bereits bei einer Gruppengröße von drei bis fünf Mitgliedern erreicht ist.<sup>9</sup> Auf der Ebene der Theoriebildung hat sich die bereits kurz erwähnte Unterscheidung zwischen informativem und normativem sozialem Einfluss etabliert. Im ersten Fall wird die Gruppe als Informationsquelle benutzt, wenn und weil man sich des eigenen Urteils nicht sicher ist, im letzteren erfolgt eine Anpassung an Gruppennormen – „The need to know what’s right“ versus „The need to be accepted“ (Aronson, Wilson & Akert 2005: 240ff., 250ff.). Wenn die normative Variante ausschlaggebend ist, differenziert man weiter zwischen tatsächlicher Akzeptanz der Gruppennorm auf Seiten des Individuums und nur äußerlicher Anpassung, die nicht von einem entsprechenden Wandel der Einstellung begleitet ist. Die nur äußere Anpassung nennt man ‚compliance‘, die erste etwa „private acceptance“ (ebd.: 251) – oder auch „genuine conformity“ (Hogg 2010: 1169). Diese Kategorien werden im siebten Kapitel näher diskutiert.

Auch das Milgram-Experiment gibt auf den zweiten Blick ein differenzierteres Bild ab. Schon die Zusammenfassung des Geschehens als „Autoritätsgehorsam“ suggeriert einen einheitlichen Prozess oder Mechanismus dort, wo schon in Milgrams eigener Analyse ein komplexes Ineinander von verschiedenen Situationsbedingungen aufgezeigt wird.<sup>10</sup> So weist Milgram etwa mit Erving Goffman darauf hin, dass es üblicherweise als moralische Verfehlung empfunden wird, eine Situationsdefinition in Frage zu stellen, auf die sich Interaktionspartner einmal verständigt haben, und eine schlimmere noch, einem anderen die Legitimität seiner Selbstdefinition in seiner sozialen Rolle zu bestreiten – ein Abbruch des

<sup>9</sup>Dieser kurze Überblick beruht auf Hogg 2010: 1180f.

<sup>10</sup>Diesen Umstand verfehlen Aussagen der Art, bei Milgram gehe es gar nicht um Gehorsam, sondern um *X* (zum Beispiel um „Vertrauen“; vgl. Goldhagen 1996: 665), wie man sie häufig in der Literatur findet. Man kann dem Geschehen viele Namen geben, die etwas Richtiges treffen, aber immer plakative Verkürzungen sind, die andere Aspekte vernachlässigen. Milgram hat dem allerdings Vorschub geleistet, indem er das Schlagwort ‚Gehorsam‘ in den Mittelpunkt rückte, das an sich wenig aussagekräftig ist.

Experiments kommt einer Beleidigung oder zumindest Kränkung des Versuchsleiters gleich, weil man ihm damit die Kompetenz abspricht, bezüglich der Arbeit in seinem Labor vernünftige Entscheidungen zu treffen (Milgram 1982: 174f.). Ein Zögern, dies zu tun, entspricht kaum dem, was man gemeinhin unter ‚Gehorsam‘ versteht. Die erst allmähliche Steigerung der Schockstärke kann man als Anwendung der sogenannten ‚Foot-in-the-Door‘-Technik beschreiben, die darauf beruht, dass Menschen einer Bitte eher entsprechen, wenn sie zuvor bereits einer kleineren entsprochen haben (vgl. Hogg 2010: 1171ff.). Ein Vergleich mit dem klassischen ‚Bystander‘-Phänomen bringt einen weiteren Aspekt ans Licht: Man neigt eher zur Passivität, wenn andere Menschen an der Situation beteiligt sind, die ja auch handeln könnten und sich dabei möglicherweise kompetenter anstellen würden als man selbst. Hier wäre es nur keine „Diffusion der Verantwortung“, wie Latané & Darley (1968: 215) diesen Effekt genannt haben, sondern eine Übertragung, aber diese drängt sich um so mehr auf, als der Versuchsleiter *offiziell* verantwortlich ist und nach allem, was die Versuchsperson wissen kann, auch kompetent sein müsste. In dieser Weise lassen sich viele Stränge der Sozialpsychologie vom Milgram-Experiment aus entfalten. In einer sozialpsychologischen Überblicksdarstellung steht über dem Abschnitt zu Milgram, der auf die Diskussion einiger sozialpsychologischer Klassiker folgt, dementsprechend „Putting It All Together: Stanley Milgram and the Banality of Evil“ (Ross & Nisbett 1991: 52).

Aber auch hier gilt: Das ändert alles nichts am Ergebnis. Deswegen sind auch die obigen Ausführungen über undifferenzierte Begriffsverwendungen und übertriebene Vorstellungen von der sozialen Fremdbestimmbarkeit menschlicher Individuen nicht als Strategie der Auflösung des Konformitätsproblems geeignet. Im Ergebnis hat man eine gewisse Anzahl und einen gewissen Anteil von Menschen, die das gleiche tun, obwohl sie es vielleicht nicht für richtig halten oder früher nicht für richtig gehalten hätten, auch wenn sie auf verschiedenen Wegen dorthin gelangen und das Ergebnis unterschiedlich deuten. Klar ist ebenfalls, dass solchen Vorgängen eine erhebliche Gefahr innewohnen kann. Und es bleibt der Verdacht, dass sie mit der allgemeineren Verunsicherung über das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft sowie den damit verbundenen ‚Selbstfindungsproblemen‘ in der Moderne zusammenhängen, wie bereits Mill und Tocqueville andeuteten.

Und schließlich erlauben auch die aufgezählten Differenzierungen nur Aussagen statistischer Art. Unter den Situationsbedingungen *a*, *b* und *c* werden 75 Prozent der Beteiligten *x* tun. Das ist gut zu wissen, doch das Individuum bleibt in

solchen Aussagen eine Black Box, deren Verhalten wir uns ebenso gut als zufällig wie als determiniert vorstellen könnten, solange wir nicht sagen können, wer von den Beteiligten warum zu welcher Seite hin neigt. Mit Blick auf jedes Individuum innerhalb einer Stichprobe ist nur eine Wahrscheinlichkeitsaussage möglich, die aber nichts mit diesem konkreten Individuum zu tun hat, sondern nur ein anderer Ausdruck für die Verteilung der Verhaltensweisen ist, die man für die Gesamtstichprobe prognostiziert. Über Autonomie lässt sich auf dieser Grundlage wenig sagen. Die Verunsicherung über unsere gesellschaftliche Natur, unsere Potentialität und die praktische Bedeutung dessen, was wir uns als individuellen Charakter zuschreiben, bleibt bestehen.

### **2.3 Zurück zur Person?**

Anders sähe es aus, wenn man die Verhaltensweisen von Individuen auf deren Persönlichkeitseigenschaften zurückführen könnte, und spezifischer, die Fähigkeit zu einer gewissen Widerständigkeit gegen sozialen Druck und Einfluss auf eine Persönlichkeitseigenschaft Autonomie. Wenn eine solche Eigenschaft einmal identifiziert wäre, könnte man im nächsten Schritt herauszufinden versuchen, warum sie bei manchen Menschen stärker und bei anderen weniger stark ausgeprägt ist, und man könnte sie eventuell gezielt kultivieren und schulen, sei es bei sich selbst oder durch entsprechende Bildungsmaßnahmen auf gesellschaftlicher Ebene, oder auch beides.

Asch und Milgram haben sich nur am Rande zu dieser Frage nach dem Stellenwert persönlicher Prädispositionen in ihren Szenarien geäußert; am Rande nicht deshalb, weil sie ihnen unwichtig erschienen wäre, sondern weil sie jenseits informierter Vermutungen und programmatischer Überlegungen keine Antwort wussten. Unter dem unmittelbaren Eindruck des Verhaltens ihrer Versuchspersonen neigten beide zu der Annahme, dass es Persönlichkeitseigenschaften geben müsse, die den Unterschieden in den experimentell beobachteten Verhaltensweisen zugrunde lagen. Asch zufolge konnte man sich „des Eindrucks einer Übereinstimmung“ zwischen dem Handeln seiner Versuchspersonen „und dem Typ Mensch, der sie zu sein schienen, nicht erwehren“ (1956: 51). Er regte an, im Zuge weiterer Forschung „den Grad der individuellen Konsistenz in der Unabhängigkeit“ zu überprüfen, indem „dieselbe Person in verschiedenen Situationen“ beobachtet wird, in denen sie jeweils vor der „Alternative zwischen Unabhängigkeit und

Nachgeben“ steht (Asch 1956: 51)<sup>11</sup>. Milgram äußerte sich ähnlich: „Ich bin sicher, dass es eine komplexe Persönlichkeitsbasis für Gehorsam und Gehorsamsverweigerung gibt. Aber ich weiß, dass wir sie noch nicht gefunden haben“ (1982: 234).

Einen prominenten Versuch, das Täter-Problem auf der Ebene charakterlicher Dispositionen anzugehen, stellt das Werk *The Authoritarian Personality* von Theodor W. Adorno, Else Frenkel-Brunswik, Daniel J. Levinson und R. Nevitt Sanford dar, das im Rahmen der fünfbandigen *Studies in Prejudice* 1949 und 1950 in den USA erschienen ist. Die Hauptthese, dass die Moderne einen Charaktertyp hervorgebracht habe, der stark zu einer Unterwerfung unter Autoritäten und gleichzeitig zur Aggression gegenüber als statusschwächer oder normabweichend Wahrgenommenen neige, war bereits in Wilhelm Reichs 1933 erstmals erschienener *Massenpsychologie des Faschismus* (Reich 1986), in den *Studien über Autorität und Familie* des Frankfurter Instituts für Sozialforschung (Horkheimer 1936) und in Erich Fromms *Escape from Freedom* (1941)<sup>12</sup> vertreten worden, jeweils unter starker Bezugnahme auf die Psychoanalyse (vgl. Rippl, Kindervater & Seipel 2000: 14ff.). Kernstück der *Authoritarian Personality* war ein Fragebogen, die Faschismus-Skala oder kurz F-Skala, der den Anspruch erhob, das besagte Charaktermerkmal einer faschistischen Einstellung messen und damit auch exakt beschreiben zu können, das die Trägergruppen des Nationalsozialismus ausgezeichnet habe (Adorno 1973: 40ff.). Die Komponenten, die zum Syndrom der autoritären Persönlichkeit demzufolge gehörten und vom Fragebogen abgedeckt werden sollten, waren Konventionalismus, autoritäre Unterwürfigkeit, autoritäre Aggression (gegen Personen, „die konventionelle Werte missachten“), Anti-Intrazeption, Aberglaube und Stereotypie, Machtdenken und ‚Kraftmeierei‘, Destruktivität und Zynismus, Projektivität und Sexualität („Übertriebene Beschäftigung mit sexuellen ‚Vorgängen‘“) (ebd.: 45).

Die Kritik, die seither an der F-Skala und dem Konzept der autoritären Persönlichkeit geübt wurde, braucht hier nicht im Einzelnen dargestellt zu werden. Sie betrifft auf der einen Seite methodische Mängel der Skala sowie der klinischen

---

<sup>11</sup> „One could not observe the subjects and escape the impression of a coherence between their actions and the kind of persons they appeared to be. [...] To proceed with this problem it would be most desirable to establish the degree of individual consistency of independence. The most convincing way would be to observe the same person in different situations each of which poses an alternative between independence and yielding [...]“ Übersetzung S. W.

<sup>12</sup> Deutsch: *Die Furcht vor der Freiheit* (Fromm 1977).

Interviews, die einen Zusammenhang zwischen autoritärer Persönlichkeit und frühen Sozialisationserfahrungen mit übermächtigen und kühlen Vaterfiguren herstellen sollten, wobei erstere eher technischer Art sind und letztere die generelle Schwierigkeit tiefenpsychologischer Beweisführung spiegeln (vgl. Altemeyer 1996: 45f., 61f.; Rippl, Kindervater & Seipel 2000: 18ff.). Dies macht den Ansatz an sich jedoch nicht hinfällig, wie unter anderem die RWA-Skala („Right-Wing Authoritarianism“) zeigt, die Altemeyer (1996) nach einer Vielzahl von Erhebungen und methodischen Verfeinerungen vorgelegt hat. Sie reduziert das ursprüngliche Konstrukt von Adorno et al. auf die Kernbestandteile autoritäre Unterwürfigkeit, autoritäre Aggression und Konventionalismus und hat ihre Validität in zahlreichen empirischen Erhebungen und Tests erwiesen. Zudem überschneidet sich das Konstrukt Autoritarismus mit dem, was heute als Rechtsextremismus oder allgemeiner als gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit bekannt ist (Sommer 2010: 121; Heitmeyer & Heyder 2002: 59), und dass es empirisch fassbare Einstellungen dieser Art gibt, ist nicht zu bezweifeln. Der springende Punkt im Hinblick auf das Täter-Problem ist aber, dass kollektive Gewaltexzesse, wie oben dargestellt, solcher psychischer Dispositionen gar nicht bedürfen, jedenfalls nicht bei einer Mehrheit der Täter. Die Forschung zu rechtsextremen Einstellungen ist als Devianzforschung angelegt, auch wenn sie nachdrücklich darauf hinweist, dass man diese Devianz nicht nur im rechtsextremen Milieu finde, sondern auch in der ‚Mitte der Gesellschaft‘. Ein ‚Rechtsextremismus der Mitte‘, so wahr der gemeinte Befund sein mag, bleibt ein begrifflicher Widerspruch, der den ‚Mitte‘-Begriff unterminiert, den entsprechende Studien gleichzeitig voraussetzen (vgl. Decker, Kiess & Brähler 2014: 8). Die älteren Arbeiten von Reich und Fromm hatten die autoritäre Persönlichkeit als im damaligen gesellschaftlichen Kontext dominanten, nicht als devianten Charaktertyp dargestellt. Doch mit der *Authoritarian Personality* änderte sich das, und in deren Tradition steht die Autoritarismusforschung seither (vgl. Oesterreich 1974: 20f.). Ihre Exterritorialisierung der Täter wird auch nicht dadurch aufgehoben, dass die Autoren von einem in der deutschen Gesellschaft weit verbreiteten Typus ausgingen – was sie mussten, wenn sie den Nationalsozialismus damit erklären wollten –, denn sobald man Einstellungen erhebt, muss man einen Normalfall postulieren, von dem die erhobene Einstellung abweicht. Eine Erhebung ‚ganz normaler Einstellungen‘ ergäbe keinen Sinn; die Zustimmung normaler Menschen zu normalen Items müsste den ebenso normalen Lesern der Studie trivial erscheinen. Damit ließe sich nichts unterscheiden.



Deshalb muss trotz allem eine gesellschaftliche ‚Mitte‘ postuliert werden, in der man die problematisierten Einstellungen nicht teilt.

Was die autoritäre Persönlichkeit als Erklärung des Nationalsozialismus und der Taten, die unter ihm begangen wurden, aus heutiger Sicht aber in erster Linie anachronistisch erscheinen lässt, ist ihre Beschäftigung mit individuellen Einstellungen bei gleichzeitiger Vernachlässigung sozialer Dynamik und Handlungskontexte. Aus sozialwissenschaftlicher Sicht muss man hier den Grund dafür suchen, dass bisher alle Versuche einer pauschalisierenden Zurückführung von Taten auf Persönlichkeitseigenschaften der entsprechenden Täter fehlgeschlagen sind; und als quantifizierbare Größen sind Persönlichkeitseigenschaften immer und notwendig pauschalisierend. Dem entspricht es, dass sich unter Milgrams Versuchspersonen tatsächlich eine Korrelation zwischen ihrem Wert auf der F-Skala und ihrem Gehorsam im Experiment ergab, die sich jedoch als „nicht sehr eng“ erwies (Milgram 1982: 233). Autoritäre Persönlichkeitstypen konnten somit bestenfalls eine Teilerklärung des experimentellen Verhaltens darstellen.

Die Spiegelbildlichkeit der Täter- und Helfereforschung setzt sich darin fort, dass die letztere das Werk *The Altruistic Personality* (Oliner & Oliner 1988) hervorgebracht hat, in dem versucht wird, die titelgebende Persönlichkeit zu ermitteln. Die Stichprobe bildeten Personen, die für ihre erwiesene Hilfeleistung für Juden unter nationalsozialistischer Herrschaft von der Shoah-Gedenkstätte Yad Vashem als ‚Gerechte unter den Völkern‘ geehrt wurden, sowie eine demographisch ähnliche Kontrollgruppe von Nichthelfern. Dass die systematische Forschung über Helfer erst später einsetzte und weniger umfangreich ist (vgl. Kosmala & Schoppmann 2002: 18f.), dürfte an erster Stelle dem tragischen Umstand geschuldet sein, dass diese vor allem in Deutschland relativ zur Gesamtgesellschaft nur eine sehr kleine Gruppe ausmachten, die zudem geheim operieren musste und deshalb noch einmal weniger Spuren hinterließ (vgl. Semelin 2011: 2ff.). Jedenfalls hatten die Oliners in den 1980ern bereits viel von dem oben skizzierten sozialpsychologischen und historischen Forschungsstand vor sich, und so überrascht es nicht, dass sie sich zunächst mit einer Reihe von Kontextbedingungen beschäftigten, die das Zustandekommen von Handlungen der Hilfe begünstigen könnten. Als Variablen diskutieren sie etwa das Vorhandensein von Wissen über die Not der Verfolgten, die Wahrnehmung des Risikos, dem man sich aussetzte, die materiellen Ressourcen, die man zur Verfügung hatte, und das Vorkommen eines auslösenden Ereignisses, zum Beispiel einer direkten Bitte um

Hilfe, wie sie sich in der Forschung als bedeutsamer Faktor erwiesen hat (Oliner & Oliner 1988: 113ff.).<sup>13</sup> Sie gestehen mehr oder weniger zu, dass begünstigende Bedingungen dieser Art eine Rolle gespielt haben mögen; vor allem den schon erwähnten *Helfernetzwerken* schreiben sie eine wesentliche Bedeutung zu (ebd.: 130f.). Weil aber derart begünstigende Umstände zum Teil auch bei den Nicht-helfern erfüllt waren, könnten sie nicht „allein bestimmt haben, wer Juden rettete und wer untätig blieb“ (ebd.: 141). Diese Erklärungslücke fülle nun die altruistische Persönlichkeit.

Interne Kontrollüberzeugungen<sup>14</sup> ließen mehr Retter eine Wahl erkennen, wo andere nur die Möglichkeit zur Anpassung sahen, und ließen sie an ihren Erfolg glauben, wo andere nur die Niederlage vorhersahen. Dies, das stärkere Empfinden der Verbundenheit mit anderen, ihr stärkeres Verantwortungsgefühl und ihr größeres Mitgefühl für Schmerzen prädisponierte sie für altruistisches Verhalten im Allgemeinen. Aber es war ihre Inklusivität – ihre Bereitschaft, verschiedene Arten von Menschen als im Wesentlichen ähnlich zu sich selbst zu sehen, und ihre Neigung, sich mit anderen auf der Grundlage persönlicher Qualitäten zu befreunden statt aufgrund der Religion oder des sozialen Status –, die zu erklären hilft, warum sie Juden halfen (ebd.: 178).<sup>15</sup>

Aufgrund der strengen Kriterien, nach denen Yad Vashem seine ‚Gerechten‘ auswählt, dürfte dies eine idealisierende Stichprobe derjenigen sein, die auf die eine oder andere Art jemandem überleben halfen (Kosmala & Schoppmann 2002: 18; Semelin 2011: 3, 7). Das bedeutet natürlich nicht, dass eine solche altruistische Persönlichkeit sich nicht günstig auf die Bereitschaft ausgewirkt haben kann, zu helfen; es bedeutet nur, dass die Oliners keine repräsentative Stichprobe der Gesamtheit der Helfer<sup>16</sup> hatten und die altruistische Persönlichkeit als Erklärung

<sup>13</sup>Vgl. zur direkten Bitte als Auslöser Varese & Yaish 2000.

<sup>14</sup>Das Konzept der internen versus externen Kontrollüberzeugung erfasst ein Persönlichkeitsmerkmal, das Menschen danach unterscheidet, wie weit sie sich die Fähigkeit zuschreiben, etwas zu bewirken, bzw. wie weit sie im Gegenteil die Ursachen für sie betreffende Ereignisse in höheren Mächten oder Kräften jenseits ihrer Kontrolle sehen. Vgl. Abschnitt 3.1.

<sup>15</sup>„A sense of internal control did allow more rescuers to recognize a choice where others perceived only compliance and to believe they could succeed where others foresaw only failure. This, their stronger feelings of closeness to others, their greater sense of responsibility toward them, and their heightened empathy for pain – predisposed them to altruistic behavior generally. But it was their inclusiveness – their willingness to see different types of people as essentially similar to themselves and their inclination to befriend others on the basis of personal qualities rather than religion or status – which helps explain why they helped Jews.“ Übersetzung S. W.

<sup>16</sup>Wobei prinzipiell jede Vorstellung von einer Gesamtheit der Helfer dasselbe tun muss, was die Kriterien von Yad Vashem tun, nämlich festlegen, wen man dazuzählen möchte. Sicher ist

allein nicht hinreicht. Mit größeren Problemen ist das Verfahren behaftet, anhand von Interviews und Fragebögen auf Handlungsmotive und Einstellungen zu schließen, die mehrere Jahrzehnte in der Vergangenheit liegen. Das Problem verschärft sich dadurch, dass die Interviewten seither eben bereits geehrt wurden und in dem Bewusstsein leben, dass ihre Hilfeleistung ungewöhnlich war und seit der Nachkriegszeit rückblickend als Heldentat erscheint. Wenn man vor dem Hintergrund dieser Erfahrung und im Rahmen eines Interviews, das explizit aufgrund dieser Hilfeleistung stattfindet, Dinge wie Mitgefühl abfragt, kann man schlechterdings nicht davon ausgehen, dass die Antworten von diesen Erfahrungen und diesem Kontext unbeeinflusst so ausfallen, wie sie zur Zeit der Hilfehandlung ausgefallen wären.

Die Konzepte der autoritären und der altruistischen Persönlichkeit bilden den obigen Befund ab, dass die Vorstellung autonomen Verhaltens mit bestimmten Prämissen darüber einhergeht, wie dieses Verhalten *inhaltlich* bestimmt wäre, also nicht nur die Erwartung beinhaltet, dass jemand eigenen Einstellungen folgt, sondern auch Erwartungen, was für Einstellungen das wären. Rein theoretisch könnte man postulieren, dass es bei der Autonomie nur um die psychischen Voraussetzungen dafür geht, eigene Neigungen *welcher Art auch immer* in die Tat umzusetzen. Insofern wäre Autonomie nur eine formale, keine inhaltliche Bestimmung des Verhaltens. Theoretisch könnte es Menschen geben, die Böses wollen, und solche, die Gutes wollen, und in beiden Gruppen mehr und weniger Autonome, die sich dementsprechend schwerer oder leichter von ihren bösen oder guten Absichten abbringen lassen. Dann wäre die Einstufung von Absichten und Handlungen als gut oder böse von derjenigen als autonom oder weniger autonom unabhängig. Empirisch verhält es sich hingegen so, dass man unter Helfern eher viele Autonome und unter Tätern eher viele Konforme vermuten würde. Im Einklang damit ist die autoritäre Persönlichkeit zugleich *definiert* durch ihre Neigung zu im Auge des Betrachters bösen Handlungen und ihren Mangel an Autonomie, der sie gerade zu diesen Handlungen prädisponiert, und die altruistische entsprechend im Gegenteil durch ihre Neigung zu im Auge des Betrachters guten Handlungen im Einklang mit eigenen Überzeugungen und Empfindungen und gegen soziale Widerstände. Wieder nimmt man also an, dass die normativen Orientierungen von Handelnden zunächst mit den eigenen, also denen eines

---

aber, dass auch etwa die erwähnten bezahlten Hilfeleistungen, die für Yad Vashem ausscheiden, Leben gerettet haben.

Beobachters, übereinstimmen, der in den hier diskutierten Extremfällen die eine Kategorie von Handlungen verabscheut und die andere bewundert. Ein autonomer Mensch, so scheint es, verhielte sich so, wie ich mich verhielte, wenn ich die Freiheit dazu hätte. Was diese Freiheit begrenzt und bedroht, sind soziale Zwänge und Einflüsse, und je mehr ich über Autonomie verfüge, desto mehr kann ich trotz dieser Zwänge und Einflüsse so handeln, wie ich es für richtig halte. Wieder erscheint die Forderung nach Autonomie als Forderung nach Konformität mit den normativen Orientierungen derjenigen, die Autonomie zuschreiben, solange nicht gezeigt wird, dass diese normativen Orientierungen ihren Anspruch auf Gültigkeit nicht nur daraus ableiten, dass man selbst sie teilt. Wäre letzteres der Fall, läge Autonomie als Gegenbegriff zu Konformität wirklich nur im Auge des Betrachters.

Die autoritäre und die altruistische Persönlichkeit bilden je einen logischen Pol der Auseinandersetzung mit der Frage, wie bestimmte ungewöhnliche Verhaltensweisen zustande kommen oder zustande gekommen sind. Verschiedene soziale Situationen legen verschiedene Verhaltensweisen nahe und lassen den beteiligten Individuen auch verschieden große Spielräume für Normabweichung und Gestaltung. Gleichzeitig zeigen die hier diskutierten Experimente und historischen Szenarien eine große Varianz im Verhalten der Individuen, die sich in derselben äußeren Situation befanden. Diese Varianz ist erklärungsbedürftig, und die genannten Persönlichkeitstheorien sind Versuche, diese Erklärungslücke zu füllen.

Hier muss man die Einschränkung machen, dass sich verschiedene Personen psychologisch gesprochen niemals in derselben Situation befinden. Oben wurde mit Asch darauf hingewiesen, dass die Tatsachen der direkten Erfahrung das empirische Material bilden, an dem psychologische Erklärungen ansetzen müssen, und jede Situation wird von den Beteiligten unterschiedlich erfahren. Eine ‚objektive Situation‘ gibt es nicht; es gibt bestenfalls eine Situationsdefinition, auf die sich verschiedene Beteiligte einigen können. Dabei wird aber auch diese Einigung nur solche Aspekte der Situation enthalten, die den einzelnen intersubjektiv relevant erscheinen, und nicht ihre persönlicheren Empfindungen, Gedanken und Wahrnehmungen, die immer die private und individuelle Seite auch gemeinsamer Wirklichkeiten und den Unterschied zwischen einem Erleben und einer Beschreibung ausmachen. Dies tut aber dem Versuch gar keinen Abbruch, zur Erklärung der Varianz von Verhaltensweisen in ‚derselben Situation‘ Persönlichkeitseigenschaften heranzuziehen, denn die unterschiedlichen Situationswahr-

nehmungen und -deutungen verschiedener Individuen sind ja selbst Aspekte von deren Persönlichkeit. Nur wenn man soziale Kräfte auf der einen und Persönlichkeitseigenschaften auf der anderen Seite als rein quantitative Größen denkt, fällt das Problem der von Mensch zu Mensch *qualitativ* unterschiedlichen Situationsdefinitionen unter den Tisch.

So oder so wirft die Varianz im Verhalten von Versuchspersonen wie historischen Akteuren die Frage auf, warum jeweils auf individueller Ebene die Entscheidung für Anpassung, Widerspruch oder einen Mittelweg fällt; warum der einen Person das eine und der anderen das andere näher zu liegen scheint. Diese Frage bedarf einer Antwort, sowohl wenn man der intuitiv naheliegenden Annahme einer ‚Persönlichkeitsbasis‘ für Gehorsam oder Konformität folgt, als auch, wenn man argumentieren wollte, dass es sie nicht gebe. Und diese Antwort würde einen vielversprechenden Zugang zum Problem der Autonomie bieten, der es im nächsten Schritt erlauben würde, Hypothesen darüber zu entwickeln, ob die Autonomie im Verlauf der Neuzeit tatsächlich abgenommen (oder zunächst zu- und dann wieder abgenommen) hat, sowie darüber, was für Sozialisationsbedingungen und individuelle Biographieverläufe ihrer Entstehung und Stärkung förderlich sind.

In dem Forschungsprojekt *Autonomie – Handlungsspielräume des Selbst* haben wir einen Versuch unternommen, eine Persönlichkeitseigenschaft Autonomie nachzuweisen, die hypothetisch zu größerer Unabhängigkeit von sozialem Konformitätsdruck befähigen müsste. Im folgenden Kapitel wird dieser Versuch detailliert dargestellt und diskutiert. Dass bereits im ersten und zweiten Kapitel einige Aufmerksamkeit auf Fragen der Wahrnehmung und Problematisierung von Konformität gerichtet, also die Beobachterperspektive problematisiert wurde, ist dem Umstand geschuldet, dass sich im Zuge der empirischen Untersuchung eine Vorstellung von Autonomie, die in Alltagsdenken und Wissenschaft fest verankert ist und nahezu alternativlos erscheint, als untauglich erwiesen hat, zur Aufklärung der Varianzen im Konformitätsverhalten unserer Versuchspersonen beizutragen. Dies zwang zu einer Revision der Vorstellung selbst, die bis hierher noch nicht vollzogen wurde, um dem Gang des Nachdenkens und Forschens nicht vorzugreifen, aber doch zumindest angedeutet und vorbereitet werden sollte. Der eigentliche Lösungsversuch findet sich in den Kapiteln vier bis sieben.

## Kapitel 3

# Die autonome Persönlichkeit? Eine experimentelle Annäherung

„Wenn meine Frau also sagt, ich soll den Rasen mähen, weil die Nachbarn das gerade getan hätten ... -“  
„Was brauchen Sie dann, um sich dem zu entziehen?“  
„Ein gesundes Selbstbewusstsein.“

Dieser Dialog ergab sich im Juli 2014 in der Sprechstunde eines Arztes, nachdem ich ihm von meiner Forschungsarbeit erzählt und die Autonomiefrage skizziert hatte. Inhalt und Gewissheit seiner Antwort scheinen nicht nur auf der Ebene der ‚naiven Psychologie‘ oft eine Selbstverständlichkeit zu sein. Solomon Asch meinte, wie erwähnt, einen Zusammenhang zwischen dem Konformitätsverhalten seiner Versuchspersonen „und dem Typ Mensch, der sie zu sein schienen“, zu sehen (Asch 1956: 51). Nicht bei allen, aber bei einer Teilgruppe der Unabhängigen schien ihm deren Widerständigkeit gegen den Gruppeneinfluss in „Stärke“ begründet zu liegen („Independence of strength“).

Das hervorstechende Charakteristikum der Versuchspersonen in dieser Gruppe ist ihre Fähigkeit, in der Konfrontation mit gebündelter Opposition das Vertrauen in ihre eigene Wahrnehmung zu bewahren (ebd.: 36).<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> „The outstanding characteristic of subjects in this group is their capacity to retain faith in their experience in the face of massed opposition.“ Übersetzung S. W.

„Faith in their experience“ könnte man auch etwas freier mit ‚Selbstvertrauen‘ übersetzen. Aschs Annahme, dass dieses zu mehr Unabhängigkeit befähige, wäre für Heider plausibel gewesen, der schrieb:

Viele Psychologen haben festgestellt, dass man mehr tun kann, wenn man Selbstvertrauen hat, und weniger, wenn man seiner eigenen Macht misstraut. Die Wirkung von Persönlichkeitszügen zeigt sich, wenn eine Person mit hoher Fähigkeit in einer Gruppe machtlos wird, weil sie kein Selbstvertrauen hat. Darüber hinaus gibt es genügend klinische Beweise dafür, dass sogar so stabile Charakteristika wie die Fähigkeiten einer Person sehr stark und dauernd durch Einstellungen des Selbstvertrauens beeinflusst werden können. Wird das Selbstvertrauen einer Person zerstört, kann sich das auch auf ihre Fähigkeiten auswirken. Sie wird zu der Person, die sie nun zu sein glaubt (Heider 1977: 116).

Dies wiederum nimmt tendenziell das Konzept der Selbstwirksamkeitserwartungen vorweg, dem Albert Bandura 1997 eine Monographie widmete. Darin präsentiert er umfassende und differenzierte empirische Belege für den psychologische Bedeutsamkeit dessen, was man umgangssprachlich als Glauben an die eigenen Fähigkeiten oder einfach Glauben an sich selbst bezeichnen könnte.

Die wahrgenommene Selbstwirksamkeit bezieht sich auf den Glauben an eigene Fähigkeiten, Handlungsabläufe zu organisieren und durchzuführen, die nötig sind, um bestimmte Leistungen zu erbringen (Bandura 1997: 3).<sup>2</sup>

So erzielen dieselben Personen bessere Ergebnisse, wenn sie in diesem Sinn eine bessere Einschätzung der eigenen Fähigkeiten haben (ebd.: 56ff.); tatsächlich ist eine optimistische *Überschätzung* der eigenen Fähigkeiten – in Maßen – funktional (ebd.: 72ff.). Bandura geht so weit, die Selbstwirksamkeitserwartungen als „Schlüsselfaktor menschlicher Handlungsfähigkeit“ zu bezeichnen (ebd.: 3)<sup>3</sup>, und spricht von selbstwirksamen und weniger selbstwirksamen *Personen*. Diese unterscheiden sich dadurch, dass erstere es besser verstehen, „Gelegenheitsstrukturen zu ihrem Vorteil zu nutzen und Wege zu finden, institutionelle Schranken zu umgehen oder durch kollektives Handeln zu verändern“, während letztere sich

---

<sup>2</sup> „Perceived self-efficacy refers to beliefs in one’s capabilities to organize and execute the courses of action required to produce given attainments.“ Übers. S. W.

<sup>3</sup> „Beliefs of personal efficacy constitute the key factor of human agency. If people believe they have no power to produce results, they will not attempt to make things happen.“ Übers. S. W.

„von institutionellen Hindernissen leicht entmutigen lassen“ (Bandura 1997: 6).<sup>4</sup> Die Verbindung zwischen dem, was man alltagssprachlich Selbstbewusstsein oder -vertrauen nennt, und Autonomie im hier diskutierten Sinn ist hinreichend deutlich: Selbstwirksamkeitserwartungen sind zentral für die menschliche Fähigkeit, gewünschte Effekte hervorzubringen, und dies, die „Akteursverursachung“ („agent causation“), beinhaltet die Fähigkeit, „sich anders zu verhalten als Umwelteinflüsse diktieren, statt sich ihnen unausweichlich auszuliefern“. In Situationen „des Zwangs und der Verführung“ drücke sich „Handlungsfähigkeit in der Fähigkeit zur Zurückhaltung aus“ (ebd.: 6f.). „Akteursverursachung“ ist immer ein Aspekt menschlichen Verhaltens, doch mit den Selbstwirksamkeitserwartungen nimmt die Fähigkeit zur „Ausübung von Kontrolle“ (Der Untertitel des Buches: „The Exercise of Control“) sowohl über sich selbst als dadurch auch über Umweltobjekte zu.

Bereits Emerson nannte seinen Essay, in dem er die Konformität attackierte und ein Loblied des selbstbestimmten Individuums sang, *Self-Reliance* (Emerson 2010). Er hätte Tocqueville zweifellos beigeplüschet, der schrieb:

Weit entfernt zu glauben, man müsse unseren Zeitgenossen die Demut empfehlen, möchte ich also, dass man sich bemühe, ihnen eine großzügigere Vorstellung von sich selbst und von ihrer Gattung zu geben; die Demut bekommt ihnen nicht; was ihnen meines Erachtens am meisten fehlt, ist Stolz (Tocqueville 1962: 267).

Ebenso Mill:

Es gibt einen charakteristischen Zug in der heutigen Richtung der öffentlichen Meinung, der besonders darauf berechnet ist, sie gegen jede bemerkenswerte Bekundung von Individualität unduldsam zu machen. Der gewöhnliche Durchschnittsmensch ist nicht nur bescheiden an Verstand, sondern auch bescheiden in seinen Neigungen. [...] Energische Charaktere mit großem Format gehören schon jetzt bloß noch in den Bereich der Sage (Mill 2009: 197, 199).

In der wissenschaftlichen Psychologie spiegeln Theoreme der Selbstaktualisierung oder -verwirklichung Annahmen dieser Art über autonome Persönlichkeiten wider. In seiner Bestandsaufnahme von Theorien der seelischen Gesundheit stellt Becker (1997) fest, dass „westliche Theoretiker [...] übereinstimmend

---

<sup>4</sup> „Efficacious people are quick to take advantage of opportunity structures and figure out ways to circumvent institutional constraints or change them by collective action. Conversely, inefficacious people are less apt to exploit the enabling opportunities provided by the social system and are easily discouraged by institutional impediments.“ Übers. S. W.



den Grad der seelischen Gesundheit eines Menschen unter anderem an seinen Fähigkeiten und Bereitschaften zum produktiven Tätigsein und zum Eingehen liebevoller, ‚intimer‘ Beziehungen bemessen“ (145). Neben dieser verbindenden Gemeinsamkeit unterscheidet er „Regulationskompetenzmodelle, Selbstaktualisierungsmodelle und Sinnfindungsmodelle“ als „übergeordnete Modellvorstellungen“ in der Theorielandschaft. In den Selbstaktualisierungsmodellen, zu deren Vertretern Fromm, Rogers, Maslow und Jourard gezählt werden, kommen die angenommenen Zusammenhänge zwischen Selbstvertrauen und Autonomie am deutlichsten zum Ausdruck.

Der größte Konsens zwischen den vier Selbstaktualisierungstheoretikern besteht hinsichtlich des Unabhängigkeitskriteriums. Für seelisch gesunde Menschen ist vor allem kennzeichnend, dass sie sich frei entwickeln, ihre eigenen Anlagen und Potentiale auf schöpferischem Weg zur Entfaltung bringen und einen gewissen Widerstand gegen Enkulturation leisten. Sie orientieren ihr Verhalten nicht an von außen aufgezwungenen oder kritiklos übernommenen Normen und Wertvorstellungen, sondern erreichen die Stufe der autonomen Moral und der Selbstverantwortlichkeit für sich und andere. [...] Die seelisch gesunde Person verhält sich natürlich, spontan und unbefangen; sie verfügt über Selbstachtung und Selbstvertrauen (Becker 1997: 148).

Dahinter stehe ein Ideal der Selbstverwirklichung, das in der Renaissance an Bedeutung gewonnen habe und beispielhaft im Schaffen Leonardo da Vincis verkörpert gewesen sei (ebd.: 153).

Diese Beiträge weisen eine gemeinsame Tendenz auf, die auf einen festen Glauben an den Wert der eigenen Person und Fähigkeiten als auszeichnendes Charakteristikum eines autonomen Menschen hinausläuft. Das ist eine einleuchtende Intuition, die auch logisch betrachtet fast zwingend erscheint, denn wenn sich jemand weniger an äußeren Vorgaben ausrichten soll, muss er in der Lage sein, diesen aus sich selbst heraus etwas entgegenzusetzen; muss eigene Orientierungen haben und diesen ausreichend vertrauen, um auch im Zweifel auf sie zurückzugreifen.

Das Forschungsprojekt *Autonomie – Handlungsspielräume des Selbst* sollte diesen Zusammenhang prüfen. Dazu wurde eine Einstellungsskala zur Erfassung eines Syndroms von Eigenschaften der beschriebenen Art entwickelt. Aus einer Erhebung unter 1.131 Studierenden wurden zwei Extremgruppen gebildet, bei denen dieses Syndrom am stärksten versus am schwächsten ausgeprägt war. Der

psychometrisch<sup>5</sup> festgestellte Unterschied zwischen beiden Gruppen war aufgrund der großen Gesamtstrichprobe wie gewünscht erheblich. Alle Ausgewählten nahmen an biographischen Interviews sowie einer Reihe weiterer Tests einschließlich eines Konformitätsexperiments nach dem Vorbild Aschs und einer Gruppendiskussion teil. Gewissermaßen haben wir damit das von Asch als Ausblick formulierte Forschungsprogramm umgesetzt, den Grad der individuellen Konsistenz in der Unabhängigkeit zu überprüfen, indem jeweils dieselbe Person in verschiedenen Situationen beobachtet wurde, in denen sie jeweils vor der „Alternative zwischen Unabhängigkeit und Nachgeben“ stand (Asch 1956: 51), allerdings mit der Ergänzung, dass es bezüglich der einzelnen Versuchspersonen in unserem Projekt durch ihre Auswahl anhand der Autonomieskala bereits eine Verhaltensprognose gab.

### **3.1 Hypothetische Komponenten der Persönlichkeitseigenschaft Autonomie**

Weil die Entwicklung völlig neuer Fragebogeninstrumente aufwändig ist und bereits zahlreiche Konstrukte zur Verfügung standen, die Eigenschaften wie die von uns gesuchte zumindest berührten, wurde die Autonomieskala von einer Kombination vorhandener Fragebögen ausgehend entwickelt. Die Skalenkonstruktion übernahmen Prof. Alois Wacker und Dr. Jelena Jaunzeme vom Institut für Sozialpsychologie der Leibniz-Universität Hannover im Auftrag des Projekts. Die neun Konstrukte, die zunächst hypothetisch als Teilaspekte einer autonomen Einstellung in Frage kamen und erprobt wurden, waren die folgenden (vgl. Wacker 2009: 63).

*Autonomie im engeren Sinn* nach Becker (1989). Diese Skala ist Teil des von Becker entwickelten umfassenderen Konstrukts der seelischen Gesundheit. Sie erfasst vor allem das erlebte Ausmaß eigener Hilfe- und Anlehnungsbedürftigkeit bzw. die entgegengesetzte Fähigkeit, ohne fremde Hilfe und Unterstützung mit Schwierigkeiten zurechtzukommen. Dies sollte in einem Konstrukt zur Erfassung der hier gemeinten Autonomiefähigkeit abgebildet sein, wäre allein aber zu eng, vor allem weil die Einschätzung, allein zurechtzukommen, auch auf eine Tendenz

---

<sup>5</sup>Psychometrie ist die Messung von Einstellungen, Persönlichkeitsmerkmalen oder -eigenschaften anhand von Skalen (Fragebögen). Zu deren Konstruktion und Funktionsweise siehe unten.

zum sozialen Rückzug hinweisen könnte. Um die gesuchte, möglichst umfassende Kompetenz abzudecken, insbesondere soziale Situationen zu bewältigen, mussten daher andere Konstrukte hinzugezogen werden.

*Selbstwertgefühl.* Die englischsprachige Ursprungsversion der ‚Self-Esteem Scale‘ von Rosenberg (1965) wurde 1996 erstmals ins Deutsche übertragen (Ferring & Filipp 1996). Aufgrund mangelhafter Kennwerte eines der deutschsprachigen Items wurde die deutsche Übersetzung später noch einmal modifiziert (von Collani & Herzberg 2003). Dem Anspruch nach bildet das Selbstwertgefühl „als organisierte Einheit aller bereichs- und situationsspezifischen Selbstbewertungen die wesentliche Komponente des Selbstkonzepts“ ab (Ferring & Filipp 1996). Wenn Asch die Fähigkeit seiner ‚starken‘ Versuchspersonen, „ohne erhebliche Schwierigkeiten den Zweifeln und der Einsamkeit ihrer Situation standzuhalten“, als Grundlage einer selbstsicheren Unabhängigkeit identifiziert (Asch 1956: 36)<sup>6</sup> oder das Bedürfnis, von anderen akzeptiert zu werden, als eine von zwei Hauptmotivationen konformen Verhaltens beschrieben wird (vgl. Aronson, Wilson & Akert 2005: 250ff.), liegt recht nahe, dass ein stabiles Selbstwertgefühl ein Bestandteil der Fähigkeit sein sollte, sich gegebenenfalls auch gegen die Anpassung zu entscheiden.

*Resilienz.* In der klinischen Psychologie und Psychotherapie soll mit dem Konstrukt Resilienz der Grund dafür erfasst werden, dass „manche Personen trotz ausgeprägter Belastungen und Risiken gesund bleiben oder sich vergleichsweise leicht von Störungen erholen, während andere unter vergleichbaren Bedingungen besonders anfällig für Störungen und Krankheiten sind“ (Schumacher u. a. 2005: 17). Es ist also eine „psychische Widerstandsfähigkeit“ gemeint, die sich als „positives Gegenstück zur Vulnerabilität“ darstellt (ebd.: 17). Der Umstand, dass die Fähigkeit zur Normabweichung oft als Widerständigkeit gegen ‚sozialen Druck‘ erscheint, sowie die von Asch und Milgram berichteten Anspannungs- und Stresssymptome ihrer Versuchspersonen legen nahe, Resilienz als Komponente individueller Autonomie zu testen.

*Prüfungsängstlichkeit.* Für Studierende sind Prüfungen regelmäßig wiederkehrende soziale Situationen, die für ihre weitere Biographie bedeutsam sind, in denen die Aufmerksamkeit wichtiger Anderer auf sie gerichtet ist und bestimmte

---

<sup>6</sup> „*The independence of strength.* [...] What is most characteristic of the present group is their capacity to withstand without substantial difficulty the doubts and the loneliness of their situation.“ Übers. S. W.

Leistungen von ihnen gefordert werden. Da die Stichprobe des Forschungsprojekts nur aus Studierenden bestand, bot es sich an, eine niedrige Prüfungsängstlichkeit als hypothetisches Pars pro toto für die Angstfreiheit in potentiell folgenreichen sozialen Interaktionen zu werten, in denen die individuelle Leistungsfähigkeit gefordert ist. Eingesetzt wurde die von Wacker, Jaunzeme & Jaksztat (2008) entwickelte Kurzform der Prüfungsängstlichkeitsskala von Hodapp (1991).

*Interne und externe Kontrollüberzeugung.* Dieses Konstrukt, das oben im Zusammenhang der altruistischen Persönlichkeit bereits erwähnt wurde, geht auf die Theorie des sozialen Lernens von Rotter (1966) zurück. Ihm zufolge „bilden Personen generalisierte Kontrollerwartungen über ihre Fähigkeiten aus, die Ereignisse in ihrem Leben selbst bestimmen zu können“ (Jakoby & Jacob 2014). Mit eher internen Kontrollüberzeugungen sucht man die Gründe für die Konsequenzen des eigenen Verhaltens eher in eigenen Fähigkeiten und Bemühungen, mit eher externen in Gegebenheiten, die man selbst nicht kontrollieren kann, etwa in Glück, Zufall oder sozialen Verhältnissen (ebd.). Selbstbestimmtes Verhalten sollte begünstigt sein, wenn man sich nicht Umweltkräften ausgeliefert fühlt, sondern davon ausgeht, ihnen gegenüber etwas bewirken zu können.

*Optimismus und Pessimismus.* Der dispositionelle Optimismus und Pessimismus wurde mit einer eingedeutschten und modifizierten Version des ‚Life-Orientation-Tests‘ von Scheier & Carver (1985) erhoben, die Glaesmer u. a. (2008) vorgelegt haben. Gemeint ist damit ein Persönlichkeitsmerkmal, das „durch inhaltlich generalisierte und zeitlich stabile positive bzw. negative Ergebniserwartungen gekennzeichnet ist“ (ebd.: 26). Eine Reihe von Studien zeigt einen Zusammenhang zwischen einer optimistischen Einstellung in diesem Sinn „mit psychischem Wohlbefinden, körperlicher Gesundheit, Gesundheitsverhalten, Mortalität und positiven Genesungsverläufen“ (ebd.: 26). Wiederum ist die Annahme, dass positive Ergebniserwartungen autonomes Handeln unter Inkaufnahme eventuell unangenehmer oder ungewisser Folgen begünstigen sollten.

*Ungewissheitstoleranz.* Mit dem Konstrukt lassen sich Personen, die ungewisse Situationen als Herausforderung empfinden und geradezu aufsuchen, von solchen unterscheiden, die sie eher als Bedrohung empfinden und meiden oder möglichst schnell beenden (Dalbert 1999: 4ff.). Verwandte Konstrukte sind „need for cognition“ versus „need for structure“, wobei ersteres ein Bedürfnis nach ungelösten Problemen bezeichnet, die Gelegenheit zur Auseinandersetzung und zum Lernen bieten, und letzteres ein Bedürfnis nach der Möglichkeit zur Bewältigung

von Aufgaben und Anforderungen unter klaren Bedingungen (Dalbert 1999: 5). Ungewissheitstolerante bzw. -orientierte Personen neigen dazu, sich nur oberflächlich mit klar strukturierten Situationen zu befassen, während dasselbe für Gewissheitsorientierte in unklaren Situationen gilt. Die im ersten Kapitel diskutierten sozialpsychologischen Experimente und Situationen des Täterhandelns haben gemeinsam, dass sie für die betreffenden Akteure neuartig und in vieler Hinsicht unklar waren. Explizit wird durch das Bystander-Theorem die Unklarheit der betreffenden Situation als wesentlicher Grund der Untätigkeit angeführt. Es scheint deshalb eindeutig, dass von ungewissheitstoleranten Personen eher eine aktive Auseinandersetzung mit Situationen zu erwarten sein sollte, in denen Konformitätseffekte auftreten und zum Problem werden können.

*Selbstwirksamkeitserwartungen.* Dieses Konstrukt, wie erwähnt von Albert Bandura eingeführt, wurde bereits in den 1980er Jahren in deutscher Sprache als Einstellungsskala operationalisiert (Jerusalem & Schwarzer 1986). Es bezieht sich auf „die persönliche Einschätzung der eigenen Kompetenzen, allgemein im täglichen Leben mit Schwierigkeiten und Barrieren zu Recht zu kommen und kritische Anforderungssituationen aus eigener Kraft erfolgreich bewältigen zu können“. Dabei erweist es sich als „personale Bewältigungsressource mit prädiktivem Wert für das Wohlbefinden und eine konstruktive Lebensbewältigung“ (Hinz u. a. 2006: 26). Das heißt, es geht um die Überzeugung, selbstgesetzte Ziele auch erreichen zu können, mit der sich tatsächlich die Chancen darauf erhöhen. Neben Beckers Autonomie-Skala kommt das Konzept der Selbstwirksamkeitserwartungen dem der hier gesuchten individuellen Autonomie am nächsten.

*Soziale Erwünschtheit.* Diese Skala ist ursprünglich dazu gedacht, eine Tendenz der Antwortenden aufzuspüren, mit den Antworten ein vorteilhaftes Bild von sich zu zeichnen, das sich der Beobachtungssituation verdankt und nicht unbedingt der tatsächlichen Selbsteinschätzung entspricht (Winkler, Kroh & Spiess 2006: 2). Der Idee nach kann sie also im Zusammenhang mit Erhebungen, in denen derart verzerrte Antworten naheliegen, als Korrektiv eingesetzt werden (ebd.: 3). In unserem Fall liegt das Konstrukt der sozialen Erwünschtheit allerdings so nah an Haltungen und Motivationen, die hypothetisch Konformität bedingen, dass wir es nicht als Kontrolle, sondern als Bestandteil der Eigenschaft Autonomie erprobt haben. Dabei war natürlich nicht eine stark, sondern eine möglichst schwach ausgeprägte Tendenz zu sozial erwünschtem Antwortverhalten als Hinweis auf stark ausgeprägte Autonomie zu werten.

## 3.2 Die Fragebogenerhebung

Aus den genannten neun Skalen wurde eine Batterie von 74 Items zusammengesetzt. Einige wenige Item-Formulierungen wurden geringfügig geändert, was an dieser Stelle des Verfahrens unschädlich ist, weil die Validität des Ergebnis-konstrukts ohnehin noch zu überprüfen war. Jede der Ursprungsskalen nahm im schließlich ausgehändigten Fragebogen eine eigene Seite ein, so dass ersichtlich war, dass sie inhaltlich mehr oder weniger eigenständige und voneinander unterschiedene Blöcke bildeten, aber die Konstrukte, um die es jeweils ging, waren nicht benannt. Abweichend von den Ursprungsskalen boten wir einheitlich sechs Antwortpositionen von völliger Ablehnung bis völliger Zustimmung an, wodurch eine neutrale Mittelposition vermieden wurde. Verbalisiert waren jeweils nur die Extrempositionen, wobei die genaue Wortwahl entsprechend den Item-Formulierungen der Ursprungsskalen variierte. Sie lauteten etwa „trifft voll und ganz zu“ versus „trifft überhaupt nicht zu“, „stimmt genau“ versus „stimmt überhaupt nicht“ oder im Fall der Beckerschen Autonomieskala „immer“ versus „nie“. Trotz dieser Variationen in der inhaltlichen Bezeichnung der Skalierung bildete die durchgehende Sechsstufigkeit der Antwortoptionen, jeweils mit den verneinenden Antworten links und den zustimmenden rechte der Mitte, ein einheitliches Format. Einige der Skalen enthalten negativ formulierte Items, so dass Zustimmung eine schwache Ausprägung des entsprechenden Merkmals ausdrückt, z. B. „Manchmal fühle ich mich richtig nutzlos“ für Selbstwertgefühl. Die Skala zur Prüfungsängstlichkeit ist in diesem Sinn hinsichtlich der hier gesuchten Eigenschaft vollständig negativ formuliert, da sie das Vorhandensein verschiedener Symptome für Prüfungsängstlichkeit abfragt, die bei einer autonomen Person gerade nicht vorhanden sein sollten. Gemeinhin wird angenommen, dass ein solcher Wechsel der Polarität dem verzerrenden Einfluss einer Ja-Sage-Tendenz oder anderen möglichen itemübergreifenden Antwortheuristiken entgegenwirkt, etwa derjenigen, sich mehr am intuitiv erfassten Gehalt der Skalen insgesamt als an den einzelnen Items zu orientieren.

Der Fragebogen enthielt zu Beginn eine Seite mit Anweisungen zum Ausfüllen. Hier fand sich die Auskunft, durch die Erhebung solle ermittelt werden, „wie Unterschiede in der Selbstwahrnehmung mit dem Verhalten in alltäglichen Situationen zusammenhängen“. Weiter wurde um eine möglichst spontane und vollständige Bearbeitung gebeten. Abschließend folgten eine Versicherung der

Vertraulichkeit der Angaben und ein Hinweis auf die Möglichkeit, gegen ein Honorar von 100 Euro an einer Nachfolgeuntersuchung in Form von Interviews und Gruppendiskussionen teilzunehmen. Wer daran interessiert war, konnte auf der letzten Seite eine Kontaktadresse angeben.

Die Erhebung wurde in den Monaten Mai bis Juli 2009 in Vorlesungen und einigen wenigen Seminaren von unserer Projektkoordinatorin Dr. Claudia Niewels und mir selbst durchgeführt. Die meisten Erhebungen fanden an Universitäten in Nordrhein-Westfalen statt (565 Teilnehmer); darauf folgen Rheinland-Pfalz mit 247 und Berlin mit 173 Teilnehmern. Kleinere Gruppen von jeweils weniger als 100 wurden in Niedersachsen, Hessen, Sachsen-Anhalt und in der Schweiz (Zürich) befragt. Die ausschließliche Zusammensetzung der Stichprobe aus Studierenden stellt im Zusammenhang dieser Studie keine Schwäche dar, weil keine Repräsentation der Bevölkerung angestrebt wurde, sondern lediglich eine Kontrastierung der psychometrisch bestimmten Extremgruppen. Im Licht dieses Zwecks ist die demographische Ähnlichkeit der Teilnehmer sogar von Vorteil, weil es darum ging, die Verhaltensrelevanz eines bestimmten psychischen Merkmals festzustellen. In einem fiktiven Idealszenario hätten die Teilnehmer sich ausschließlich in diesem Merkmal voneinander unterschieden. Ihre demographische Ähnlichkeit ist eine Annäherung an dieses Szenario.

Nach der Erhebung lagen 1142 ausgefüllte Fragebögen vor. Bei 11 davon waren eine oder mehrere Subskalen unbearbeitet geblieben, weshalb sie entfernt wurden. In 73 Fällen fehlten einzelne Werte, für die per SPSS-Routine<sup>7</sup> der Mittelwert aller Nachbarpunkte eingesetzt wurde. Wir erhielten damit 1131 vollständige Datensätze. Diese wurden von Alois Wacker und Jelena Jaunzeme analysiert und der Skalenkonstruktion zugrunde gelegt. Die folgende Darstellung des Vorgehens und der Ergebnisse beruht auf dem internen Arbeitspapier Nr. 2 von Wacker u. a. (2009).<sup>8</sup>

---

<sup>7</sup>SPSS ist das Kürzel der gängigen Statistikssoftware *Statistical Package for the Social Sciences*.

<sup>8</sup>Ich beanspruche keinerlei Urheberschaft an der Skalenentwicklung, die vollständig von Wacker und Jaunzeme übernommen wurde. Die folgende textliche Darstellung psychometrischer Annahmen und Verfahren stammt allerdings von mir, sofern nicht entsprechende Literatur referenziert ist. Diese Grundkenntnisse werden im Working Paper vorausgesetzt. Ich erkläre das ganze etwas grundsätzlicher, weil die Teilnehmerauswahl und insofern alles Weitere auf der Skala beruht und diese deshalb auch für statistisch nicht geschulte Leser keine Black Box sein soll.

### 3.2.1 Zusammensetzung der Gesamtstichprobe

Von den 1131 Befragten waren 62 Prozent Frauen. Mehr als 87 Prozent gaben Deutsch als Muttersprache an. Die Hälfte der Befragten ordnete ihr Hauptfach den Gesellschaftswissenschaften zu. Auf Sprach- und Kulturwissenschaften entfielen 18,1 Prozent der Befragten ( $n = 203$ ), weitere Fachbereiche bleiben unterhalb der 10-Prozent-Grenze.

Im Durchschnitt waren die Befragten 23,3 Jahre alt.<sup>9</sup> Die Altersangaben schwankten zwischen 17 und 76 Jahren. 91 Prozent der Befragten gaben ein Alter zwischen 20 und 29 Jahren an; 62,5 Prozent lagen zwischen 20 und 23 Jahren. Knapp ein Drittel (32,7 Prozent) befand sich seinerzeit im zweiten Fachsemester. Im Mittel war ein Befragter im 4,3. Fachsemester. Die Fachsemesterangaben liegen zwischen 1 und 21 Semester, wobei mehr als zwei Drittel (66,8 Prozent) angaben, bis zu 4 Fachsemester studiert zu haben. Befragt wurden also überwiegend Studierende im Grund- bzw. Bachelorstudium. Gut die Hälfte der Befragten (54,5 Prozent) gaben eine Kontaktadresse an, um für eine Fortsetzung der Studie erreichbar zu sein.

### 3.2.2 Skalenentwicklung

Eine Einstellungsskala begründet ihren Anspruch, ein Messinstrument zu sein, mit regelmäßig auftretenden Korrelationen zwischen Antworten auf die Items, aus denen sie besteht. Das heißt, statistisch gesprochen, wer einem Item in bestimmtem Maß zustimmt, stimmt tendenziell auch den anderen in ähnlichem Maß zu. Die postulierten Persönlichkeitsmerkmale, die erfasst werden sollen, gelten dabei „als latente Dimensionen und die einzelnen Testitems als Indikatoren dieser latenten Dimensionen“ (Bortz & Döring 2006: 206). Lässt sich eine stabile Korrelation der Items einer Skala zeigen, wertet man dies als Hinweis auf das Vorhandensein des postulierten ‚latenten Merkmals‘ (ebd.: 206). Wie dieses Merkmal zu benennen ist, richtet sich nach dem Inhalt der Items. In Fällen wie unseren, in denen von vornherein nach einer bestimmten Eigenschaft gesucht wird, stellt sich die Frage der Bezeichnung natürlich nicht. Vielmehr gilt es umgekehrt, ein Set von Items zu finden, die miteinander korrelieren und inhaltlich das Gesuchte abzudecken scheinen. Entwickelt man eine Skala von Grund auf neu, sind des-

---

<sup>9</sup>Die Standardabweichung betrug 4,7 Jahre. Die Standardabweichung ist die durchschnittliche Abweichung vom Durchschnitt und dient als Indikator der Streuung von Werten.



halb in der Regel mehrere Erhebungen nötig, da es zunächst nur eine Vermutung bzw. Hypothese ist, dass die Antworten auf die von Forschern erdachten Items innerhalb einer realen empirischen Stichprobe in befriedigendem Maß miteinander korrelieren. In einer Reihe von Erhebungen müssen so lange Items modifiziert, entfernt oder neu hinzugefügt werden, bis auf der einen Seite diese Korrelation vorhanden und stabil ist – diese Stabilität über verschiedene einzelne Erhebungen hinweg nennt man auch ‚Retestrelabilität‘ (vgl. Bortz & Döring 2006: 196) –, und auf der anderen die Items in der Summe inhaltlich ein Bild ergeben, das der gesuchten Eigenschaft möglichst nahe kommt. Dazu ist eine gewisse Breite oder Fächerung der Iteminhalte nötig. Man könnte theoretisch eine Befragung mit nur einem einzigen Item durchführen, und die Korrelation der Antworten auf dieses Item mit sich selbst wäre logischerweise immer perfekt. Damit wäre aber nur die Aussage möglich, dass so und so viele Menschen unter einer Zufallsstichprobe der Aussage  $x$  zustimmen; der Rückschluss auf eine dem zugrunde liegende Persönlichkeitseigenschaft bliebe spekulativ. Das sinnhafte Bild einer allgemeinen Einstellung oder Eigenschaft entsteht erst aus der gemeinsamen Korrelation von Items, die verschiedene Spezifika erheben (vgl. ebd.: 194). Im Prinzip aus demselben Grund sind hohe, aber nicht absolute Korrelationen unter den Itemantworten erwünscht.

Viele Skalen sind mehrdimensional oder -faktoriell, was dasselbe bedeutet. Die psychischen Einstellungen, die mit einer Skala erfasst werden sollen, sind zunächst an Wahrnehmungen und Intuitionen der naiven und der wissenschaftlichen Psychologie orientiert. Bevor man eine Skala zu Selbstwertgefühl, Optimismus, Ängstlichkeit etc. entwickelt, gibt es erst einmal einen Begriff, eine Vorstellung von solchen Eigenschaften oder Einstellungen. Damit ist aber noch nicht gesagt, dass die auf der Ebene sprachlicher Beschreibung identifizierte Eigenschaft auch psychologisch *eine* undifferenzierte Eigenschaft ist. Intuitiv liegt zum Beispiel die Annahme nahe, dass Optimismus und Pessimismus ein einziges bipolares Kontinuum bilden. Im Zuge der statistischen Analyse von Daten, die mit dem entsprechenden ‚Life-Orientations-Test‘ erhoben wurden, zeigte sich aber interessanterweise, dass „geringer Optimismus nicht zwangsläufig mit erhöhtem Pessimismus einhergeht, sondern dass die beiden Faktoren unabhängig voneinander variieren können“ (Glaesmer u. a. 2008: 27). Optimismus-Pessimismus ist somit ein zweifaktorielles oder -dimensionales Konstrukt. Die Dimensionen Optimismus und Pessimismus korrelieren (negativ) miteinander, aber nicht perfekt; sie stehen psy-

chisch miteinander im Zusammenhang, aber der Zusammenhang ist nicht absolut und nicht starr.<sup>10</sup> Das hier verwandte Konstrukt Prüfungsängstlichkeit beinhaltet sogar vier unterscheidbare Dimensionen, Faktoren oder ‚Komponenten‘ in diesem Sinn, nämlich Aufgeregtheit, Mangel an Zuversicht, Besorgtheit und Interferenz (Wacker, Jaunzeme & Jaksztat 2008: 79)<sup>11</sup>

Aufgrund der „eigentümlichen Mischung aus normativen, moralischen und empirischen Elementen“, die sich im Autonomiebegriff niederschlagen, postulierten wir, dass auch ein Autonomiekonstrukt mehrdimensional sein würde (Wacker 2009: 15); daher der Name *Multidimensionale Autonomie-Skala*, kurz MAUS. Die hypothetischen Teilkomponenten dieses Konstrukts bildeten zunächst die oben aufgeführten Skalen, die in der erhobenen Batterie von 74 Items enthalten waren. Durch den Rückgriff auf diese bereits vorhandenen und erprobten Skalen erübrigte sich die Formulierung und Erprobung neuer Items. Ein Faktor Autonomie im Sinne Beckers sollte im Ergebniskonstrukt auf jeden Fall enthalten sein, weil diese Skala empirisch erprobt, theoretisch gut begründet und für das von uns gesuchte Merkmal einschlägig war (Wacker u. a. 2009: 2). Zu prüfen blieb, welche Korrelationen sich zwischen ihr und Items der anderen Skalen ergeben würden, die sich zu einem inhaltlich sinnvollen und statistisch validen umfassenderen Autonomiekonstrukt zusammensetzen ließen, anhand dessen dann die Teilnehmer für die nächsten Stufen des Forschungsprojekts auszuwählen waren.

In mehreren Analysezyklen wurden nun Items anhand von Trennschärfeberechnungen<sup>12</sup> und Schwierigkeitsindizes<sup>13</sup> entfernt und anschließend Faktoren ex-

---

<sup>10</sup>Vgl. zur Dimensionalität von Testergebnissen Bortz & Döring 2006: 221.

<sup>11</sup>„*Aufgeregtheit* meint die subjektive Wahrnehmung der eigenen Erregung vor einer Prüfung [...]. Als *Besorgtheit* werden Kognitionen bezeichnet, die um Prüfungsanforderungen, die Antizipation von Misserfolg und die Konsequenzen einer nicht bestanden Prüfung kreisen [...]. [Herv. i. O.]“ *Mangel an Zuversicht* bezieht sich auf das Vertrauen in die eigene Leistung, das sich ähnlich wie bei Optimismus-Pessimismus nicht einfach als Gegenpol von Aufgeregtheit oder Besorgtheit erweist, und *Interferenz* bezeichnet die Ablenkung durch prüfungsirrelevante Gedanken (vgl. Wacker, Jaunzeme & Jaksztat 2008: 74, 77).

<sup>12</sup>Die Trennschärfe eines Items gibt die Korrelation der Itemantwort mit dem jeweiligen Gesamtergebnis des Tests oder Fragebogens an. Ihr ist damit „zu entnehmen, wie gut das gesamte Testergebnis aufgrund der Beantwortung eines einzelnen Items vorhersagbar ist“ (Bortz & Döring 2006: 219). Sie ‚trennt‘ entsprechend scharf zwischen Personen mit hoher und mit niedriger Ausprägung des gesuchten Merkmals (ebd.: 219).

<sup>13</sup>Das Gütekriterium der ‚Item-Schwierigkeit‘ ist unter dieser Bezeichnung ein Erbe der Konstruktion von Tests im engeren Sinn, also etwa Prüfungsaufgaben. Wenn niemand mehr als die Hälfte einer Aufgabe löst, ist sie zu schwierig, wenn alle sie vollständig lösen, zu leicht. Analog dazu gilt auch ein Item einer Einstellungsskala als zu ‚schwierig‘ oder zu ‚leicht‘, wenn die Antworten sich auf einer Seite bündeln und das Item somit wenig geeignet ist, unter den Befragten zu differenzieren (vgl. ebd.: 219). In diesem Fall wurden 18 aus dem ursprünglichen Satz von

trahiert<sup>14</sup>, immer an einem Kernbestand von Items aus Beckers Autonomie-Skala festhaltend, um zu prüfen, wie sich diese statistisch bzw. empirisch valide und inhaltlich sinnvoll durch Items der anderen einbezogenen Skalen ergänzen ließ. Dies ergab schließlich eine Skala mit 30 Items und vier Faktoren, die 48,2 Prozent der Gesamtvarianz erklären. Sie enthält Items der Skalen Autonomie (Becker 1989), Selbstwirksamkeitserwartungen (Hinz u. a. 2006), Resilienz (Schumacher u. a. 2005), Prüfungsängstlichkeit (Wacker, Jaunzeme & Jaksztat 2008) sowie interne und externe Kontrollüberzeugung (Jakoby & Jacob 2014). Aus ihnen wurden aufgrund der festgestellten Korrelationen neue Faktoren gebildet, die somit zugleich einen empirischen Befund abbilden und inhaltlich ein schlüssiges Bild vermitteln. Sie lassen sich wie folgt charakterisieren:

- Selbstwirksamkeitserwartungen, Selbstbewusstsein (Varianzaufklärung: 25,2 Prozent)
- geringe (Prüfungs-)Ängstlichkeit (Varianzaufklärung: 10,8 Prozent)
- hohes Selbstwertgefühl (Varianzaufklärung: 6,3 Prozent)
- Selbstständigkeit, Unabhängigkeit (Varianzaufklärung: 5,9 Prozent)

Die 30 Items dieser Endversion der Skala lauten wie folgt. Ich ordne sie nach den identifizierten Faktoren und setze die Ursprungsskala des jeweiligen Items in Klammern dahinter, wo nötig. Außerdem gebe ich jeweils die Bezeichnungen der Extrempositionen der sechsstufigen Antwortskala an.

*Selbstwirksamkeitserwartungen, Selbstbewusstsein*

- Wenn ich mit einem Problem konfrontiert werde, habe ich meist mehrere Ideen, wie ich damit fertig werde (Selbstwirksamkeitserwartungen; Antwortpositionen von „stimmt nicht“ bis „stimmt genau“)
- Wenn ich mit einer neuen Sache konfrontiert werde, weiß ich, wie ich damit umgehen kann (Selbstwirksamkeitserwartungen)
- Für jedes Problem habe ich eine Lösung (Selbstwirksamkeitserwartungen)

---

74 Items entfernt, weil nur etwa 20 Prozent der Befragten das jeweilige Item bejahten bzw. verneinten.

<sup>14</sup>Bei einer Faktorenanalyse geht es schließlich darum, „korrelierende Variablen [hier: Items, S. W.] auf höherer Abstraktionsebene zu Faktoren zusammenzufassen. Damit ist die Faktorenanalyse ein datenreduzierendes Verfahren. [...] Neben dieser pragmatischen Funktion hat die Faktorenanalyse einen hohen heuristischen Wert, der darin besteht, für die faktoriellen Variablenbündel inhaltlich sinnvolle Interpretationen zu finden“ (Bortz & Döring 2006: 378).

- In unerwarteten Situationen weiß ich immer, wie ich mich verhalten soll (Selbstwirksamkeitserwartungen)
- Schwierigkeiten sehe ich gelassen entgegen, weil ich mich immer auf meine Fähigkeiten verlassen kann (Selbstwirksamkeitserwartungen)
- Es bereitet mir keine Schwierigkeiten, meine Absichten und Ziele zu verwirklichen (Selbstwirksamkeitserwartungen)
- Ich übernehme gerne Verantwortung (Interne und externe Kontrollüberzeugung; Antwortpositionen von „stimme überhaupt nicht zu“ bis „stimme sehr zu“)
- Ich kann mehrere Dinge gleichzeitig bewältigen (Resilienz; Antwortpositionen von „stimme nicht zu“ bis „stimme völlig zu“)
- Ich bin ein entschlossener Mensch (Resilienz)
- In mir steckt genügend Energie, um alles zu machen, was ich machen muss (Resilienz)
- Es hat sich für mich als gut erwiesen, selbst Entscheidungen zu treffen, anstatt mich auf das Schicksal zu verlassen (Interne und externe Kontrollüberzeugung)
- Wenn ich Pläne habe, verfolge ich sie auch (Resilienz)

Die Items aus der *Prüfungsängstlichkeitsskala* bilden eine eigene Komponente. Im Fragebogen geht ihnen eine Aufforderung voran, sich eine Prüfungssituation vorzustellen. Die Antwortpositionen reichen von „fast nie“ bis „fast immer“.

- Ich denke über die Konsequenzen eines möglichen Misserfolges nach
- Ich denke daran, was passiert, wenn ich schlecht abschneide
- Das Herz schlägt mir bis zum Hals
- Ich frage mich, ob meine Leistung ausreicht
- Ich habe ein beklemmendes Gefühl
- Ich fühle mich unbehaglich

Der Faktor *Selbstwertgefühl* besteht aus Items der gleichnamigen Skala, abgesehen von einem, das aus *interne und externe Kontrollüberzeugung* hier Eingang gefunden hat. Dies ist unten vermerkt. Die Extremantworten in der Skala zum Selbstwertgefühl sind mit „trifft überhaupt nicht zu“ und „trifft voll und ganz zu“ verbalisiert.

- Alles in allem bin ich mit mir selbst zufrieden

- Ich habe eine positive Einstellung zu mir selbst gefunden
- Hin und wieder denke ich, dass ich gar nichts taue
- Ich fühle mich von Zeit zu Zeit richtig nutzlos
- Ich wünschte, ich könnte vor mir selbst mehr Achtung haben
- Ich kann vieles genau so gut wie die meisten anderen Menschen auch
- Ich habe häufig das Gefühl, dass ich wenig Einfluss darauf habe, was mit mir geschieht (Interne und externe Kontrollüberzeugung)

#### *Selbstständigkeit, Unabhängigkeit*

In Beckers Autonomieskala sind die Items als Lückentexte formuliert; einzusetzen sind die Antwortmöglichkeiten ‚nie‘ und ‚immer‘ oder Annäherungen an einen dieser beiden Pole.

- Ich lehne mich ... an stärkere Menschen an (Autonomie)
- Bei wichtigen Entscheidungen lehne ich mich ... gerne an die Urteile (Auffassungen, Empfehlungen) anderer Menschen an (Autonomie)
- Bei wichtigen Entscheidungen orientiere ich mich oft an dem Verhalten von anderen (Interne und externe Kontrollüberzeugung)
- Um mein Leben zu meistern, brauche ich ... die Unterstützung anderer (Autonomie)
- Es fällt mir ... schwer, Entscheidungen selbständig zu treffen (Autonomie)

Die sechs Antwortpositionen der Items wurden jeweils in einen Punktwert von 1 bis 6 übersetzt, wobei etwa ‚trifft überhaupt nicht zu‘ einem Punkt und ‚trifft voll und ganz zu‘ sechs Punkten entsprach. Die negativ formulierten Items waren dabei umgekehrt zu zählen, so dass eine starke Ausprägung des Items (z. B. ‚Ich lehne mich *immer* gerne an stärkere Menschen an‘) als Hinweis auf schwache Autonomie mit einem Punkt zu werten war. Bei 30 Items à 1 bis 6 Punkte waren also Werte zwischen 30 und 180 Punkten möglich.

In unserer Stichprobe betrug der niedrigste erzielte Fragebogenwert 53 Punkte, der höchste war mit 174 Punkten nahe am Maximum. Als ersten Indikator des Kontrasts, den wir zwischen den auszuwählenden Extremgruppen erwarten konnten, betrachteten wir zunächst jeweils 100 Teilnehmer am unteren und am oberen Ende der Verteilung. Bei den 100 mit den niedrigsten Werten („Lows“) lag der Durchschnitt bei 85,76 Punkten; die Standardabweichung betrug 8,30. Am oberen Ende („Highs“) ergab sich ein Durchschnitt von 152,36 und eine Standard-

abweichung von 6,39. Der Unterschied zwischen den Extremgruppen war damit hochsignifikant.

In die späteren Erhebungen, Interviews und Gruppenexperimente ließ sich der Kontrast annähernd in dieser Schärfe übertragen, obwohl zum einen nicht alle Teilnehmer eine Adresse im Fragebogen hinterlassen hatten und rund ein Jahr später, wie zu erwarten war, nicht mehr alle zur Verfügung standen, die das hatten. Zum zweiten mussten wir hinsichtlich der MAUS-Werte einen Kompromiss eingehen, weil die Daten der genannten Extremgruppen à 100 Personen einen Zusammenhang mit den Geschlechtern aufwiesen: Männer erzielten im Durchschnitt generell höhere MAUS-Werte. In der 100er-Gruppe mit den niedrigsten Werten waren 72 Frauen, in der Gruppe mit den höchsten war das Verhältnis mit 52 Frauen und 48 Männern annähernd ausgeglichen, was gemessen an der zu 62 Prozent weiblichen Gesamtstichprobe eine Überrepräsentanz von Männern bei den Highs und Unterrepräsentanz bei den Lows ist. Diese Schiefe entlang der Geschlechter zeigt sich auch in der Gesamtstichprobe, wo die obere Hälfte nach MAUS-Werten wiederum zur Hälfte männlich und weiblich ist, die untere Hälfte aber nur zu knapp 35 Prozent männlich. Im Durchschnitt der Gesamtstichprobe stellt sich der Unterschied allerdings nicht besonders groß dar – die Männer kamen durchschnittlich auf 123,15 MAUS-Punkte, die Frauen auf 119,59.

Auf die psychometrischen Unterschiede zwischen den Geschlechtern komme ich im Abschnitt über die quantitativen Ergebnisse noch zu sprechen. Da unser Forschungsdesign aber nicht auf Geschlechterunterschiede aus war, sondern auf die Verhaltensrelevanz der per MAUS erfassten Eigenschaften, entschieden wir zunächst, bei der Gewinnung unserer Extremgruppen für die Weiterarbeit jeweils auf ein ausgeglichenes Geschlechterverhältnis hinzuarbeiten. In der Praxis bedeutete das vor allem, dass wir uns besonders um Männer vom unteren Ende der Verteilung bemühen mussten, da es an ihnen mangelte. So war es im Ergebnis auch die Gruppe der hypothetisch niedrigautonomen Männer, die am weitesten zur Mitte hin gedehnt werden musste und trotzdem am schwächsten besetzt blieb.

An den biographischen Kurzinterviews, die wir im Herbst und Winter 2009/10 führten, nahmen noch 90 Studierende teil. Wir hatten auf 100 gezielt, 50 ‚Highs‘ und 50 ‚Lows‘ mit jeweils ausgewogenem Geschlechterverhältnis, ohne bei der Erfüllung dieser Kriterien zu weit zur Mitte der Verteilung vorrücken zu müssen und den Kontrast zwischen hoch- und niedrigautonom zu verlieren. Wir begannen

also an den Endpunkten der Verteilung damit, gleich viele Frauen und Männer zu kontaktieren, die eine Adresse angegeben hatten. Am unteren Ende bedeutete das, zugunsten von Männern mit etwas höheren Werten Frauen mit niedrigeren zu überspringen, um ein gewisses Minimum an Männern mit schwacher Ausprägung des Merkmals in die Stichprobe zu bekommen. Weil eine weitere Dehnung der ‚Low‘-Gruppe zur Mitte hin uns an einem gewissen Punkt nicht mehr sinnvoll erschien, begnügten wir uns dann mit 90.

Darunter waren 42 Niedrig- und 48 Hochautonome, wobei die Schiefege sich aus der angesprochenen Männerknappheit unter den ersteren ergab. Die Werte der ‚Lows‘ reichten von 53 bis 106 Punkten auf der MAUS, die der ‚Highs‘ von 137 bis 173. Die entsprechenden Durchschnittswerte waren 88,9 versus 150,25 Punkte. In der Gruppe der ‚Lows‘ waren 16 Männer und 26 Frauen, bei den ‚Highs‘ waren es 24 Männer und 24 Frauen.

Ein Konformitätsexperiment, Gruppendiskussionen und weitere fragebogenbasierte Tests fanden im April 2010 am Kulturwissenschaftlichen Institut Essen statt. Da wiederum nicht alle der einige Monate zuvor Interviewten erreichbar waren und an einem der drei angebotenen Termine Zeit hatten, sank die Teilnehmerzahl hier auf 56. Davon waren 31 hoch- und 25 niedrigautonom, mit 17 Männern und 14 Frauen versus 10 Männern und 15 Frauen. Die MAUS-Werte reichten von 53 bis 106 (Durchschnitt: 88,52) bzw. 146 bis 173 (Durchschnitt: 150,58).

### **3.3 Prüfung der Verhaltensrelevanz des MAUS-Konstrukts**

#### **3.3.1 Biographische Interviews**

Wir kontaktierten die 90 ausgewählten Teilnehmer zumeist per Telefon oder E-Mail, identifizierten uns mit Verweis auf die einige Monate zuvor durchgeführte Erhebung und baten sie, im Rahmen des Forschungsprojekts ein etwa halbstündiges biographisches Interview zu führen und später für einen Tag nach Essen zu reisen, um an weiteren Erhebungen und Tests teilzunehmen, zu denen wir an dieser Stelle noch nichts Genaues sagten. Für die Interviews würden wir sie an ihrem Wohnort treffen und eine Aufwandsentschädigung von 20 Euro bezahlen, für den Präsenztag am KWI boten wir 100 Euro plus Reisekosten an. Auf Fragen

nach dem Thema des Forschungsprojekts antworteten wir, es gehe darum, „wie Menschen Handlungsspielräume nutzen“. Dies war für die meisten zufriedenstellend. Wenn es das nicht war, boten wir die alternative Formulierung an, es gehe um „Entscheidungsverhalten“.

Je nach Wohn- und Studiensituation sowie räumlichen Gegebenheiten fanden die Interviews an verschiedenen Orten statt – in Seminarräumen, Privatunterkünften, Cafés, Mensen oder auch im Besprechungsraum eines Hotels. Wir richteten uns dabei weitgehend nach den Wünschen der Teilnehmer. Das löste nicht nur das Raumproblem, sondern hatte auch den Vorteil, dass sich jene während der Interviews insofern in ähnlichen Situationen befanden, als es für sie selbstgewählte und mehr oder weniger vertraute Orte waren. Die Interviews wurden von Claudia Niewels, mir selbst und einigen Hilfskräften durchgeführt. Niemand von uns wusste vor einem Termin, welcher der Extremgruppen die Person zugehörte, mit der wir uns trafen.

Inhaltlich waren die Interviews relativ frei gehalten. Ein grober Leitfaden sah vor, mit der Bitte zu beginnen, überblicksartig das bisherige Leben oder die bisherige Lebensgeschichte zu erzählen, hier noch ohne die Absicht, das Gespräch auf etwas Bestimmtes zu fokussieren. Wir fragten nach dem Abschluss dieser biographischen Erzählung lediglich nach, wenn uns darin größere Lücken zu bestehen schienen; zum Beispiel, wenn Elternhaus oder Schule nicht erwähnt worden waren.

Die zentralen thematischen Leitfragen waren „Was war die wichtigste Entscheidung in deinem Leben?“ und „Musstest du mal etwas, das du wolltest, gegen Widerstände durchsetzen?“ Zu den Situationen und Erfahrungen, die daraufhin geschildert wurden, stellten wir dann individuell bedingte Nachfragen, bei denen wir auch die Möglichkeit nutzten, uns in Richtung auf so etwas wie Konformität und sozialen Einfluss hin vorzutasten, indem wir etwa fragten, ob der Betreffende etwas allein entschieden oder bei anderen Rat eingeholt habe. Mit der vorherigen Rahmung des Themas als ‚wie Menschen Handlungsspielräume nutzen‘ bzw. ‚Entscheidungsverhalten‘ war das möglich, ohne unser Interesse an Konformitätsverhalten erkennen zu lassen. Die letzte Leitfragenfrage war schließlich die nach eventuellen Lebenszielen. Abgesehen davon hielten wir die Gespräche offen, stellten uns auf die Schwerpunktsetzungen der Interviewten ein und zogen möglichst freie, ‚autonome‘ Erzählungen einem Frage-Antwort-Spiel vor.



Bevor ich auf Ergebnisse und Auswertung zu sprechen komme, stelle ich die weiteren Tests und Erhebungen vor, die im April 2010 das empirische Material des Projekts vervollständigten. Die Zusammenstellung und, wo nötig, Gestaltung der Instrumente geschah in unserer Arbeitsgruppe am KWI, bestehend aus Harald Welzer, Claudia Niewels und mir, unterstützt durch einen freien Mitarbeiter, den Psychologen David Keller.

### **3.3.2 Experimente und Gruppendiskussion**

Es gab drei Erhebungstage, die auf den 9., 10. und 24. April 2010 fielen, einen Freitag und zwei Samstage. Es nahmen 15, 19 und 22 Personen teil. Bereits beim Empfang der Teilnehmer im Foyer des Instituts teilten wir diese in jeweils drei Gruppen ein. Das hatte mehrere Gründe. Zum einen entstanden so gute Teilnehmerzahlen für die Gruppendiskussionen. Außerdem stand unter anderem ein Persuasionsexperiment bevor, in dem ein Text in verschiedenen Variationen jeweils verschiedenen Autoren zugeschrieben wurde, so dass zumindest hierfür die Teilnehmer getrennt werden mussten, um die Manipulation vor ihnen zu verbergen. Vor allem aber mussten wir für ein Konformitätsexperiment nach Asch ein Szenario schaffen, in dem wir Konfidenten einführen konnten, die als Studienteilnehmer glaubhaft waren. Durch die Aufteilung zu Beginn hatten die Teilnehmer von vornherein keinen Überblick über die Gesamtgruppe oder die Zahl der Teilgruppen, so dass wir ihnen vor dem Konformitätsexperiment einfach sagen konnten, dass hierfür die Gruppen noch einmal neu gemischt würden.

Da ein Gestaltungsspielraum daraus entstand, dass es im Licht dieser Zwecke gleichgültig war, wie sich die einzelnen Gruppen zusammensetzten, entschieden wir uns, sowohl rein niedrigautonom, rein hochautonom und gemischt zusammengesetzte Gruppen zu bilden, um zu sehen, ob sich daraus in der Gruppendiskussion Unterschiede ergeben würden. Es entstanden vier gemischte, zwei Low- und drei High-Gruppen. Die Geschlechter waren in allen Gruppen gemischt.

Nach der Aufteilung der Gruppen gingen wir mit diesen jeweils in verschiedene Räume, wo wir ihnen einen Überblick über das Bevorstehende gaben. An jedem Erhebungstag wurde je eine Gruppe von Claudia Niewels, mir selbst und David Keller geleitet, der auch Interviews geführt hatte und später die statistische Auswertung der quantitativen Ergebnisse übernahm. Dann begann die Erhebung.

Zuerst händigten wir den NEO-FFI-Persönlichkeitstest aus, um unabhängig von der MAUS noch ein standardisiertes und quantitatives Bild der Persönlich-

keitseigenschaften der Anwesenden zu bekommen. Der Bogen erhebt die Persönlichkeitsvariablen Neurotizismus, Extraversion, Offenheit für Erfahrung (daher der NEO-Teil des Namens), Gewissenhaftigkeit und Verträglichkeit. „FFI“ steht für „Fünf-Faktoren-Inventar“. Die genannten Faktoren sind sehr breite Konstrukte auf hohem Allgemeinheitsniveau.<sup>15</sup> Die im Fragebogen enthaltenen Items wurden durch den „psycho-lexikalischen Ansatz“ gewonnen, der davon ausgeht, dass alle wichtigen Persönlichkeitsunterschiede zwischen Menschen in die natürliche Sprache Eingang gefunden haben, und aus einer Inventur entsprechender Begriffe – vornehmlich Adjektive – eine Taxonomie von Persönlichkeitseigenschaften ableitet (Borkenau & Ostendorf 2008: 7ff.). Die fünf Faktoren, auch die ‚Big Five‘ genannt, bilden nun fünf große Eigenschaften bzw. Eigenschaftscluster, denen sich alle Eigenschaftsbegriffe zuordnen lassen und die sich auch in Item-basierten Persönlichkeitstests immer wieder als stabile Faktoren herauschälen.

Der Testbogen war von uns leicht bearbeitet und einfach als „Fragebogen 1“ etikettiert worden. Darauf folgte ein „Fragebogen 2“, der Einstellungen zu gemischten Themen des Zeitgeschehens abfragte, beispielsweise „Der Klimawandel macht mir Angst“ oder „Im Flugverkehr ist die Sicherheit wichtiger als die Privatsphäre“. Ähnlich wie bei der MAUS gab es sechs Antwortpositionen von „stimme überhaupt nicht zu“ bis „stimme voll und ganz zu“. Der Bogen umfasste 11 Items. Er bildete den ersten Teil des Persuasionsexperiments und sollte Einstellungen messen, die später durch eine persuasive Botschaft in Form eines Zeitungskommentars beeinflusst und dann noch einmal erhoben werden sollten. Vier von den 11 Items kamen in der Nachher-Messung in identischer Form noch einmal vor; die anderen sieben waren Füller-Items, die helfen sollten, die Anlage des Persuasionsexperiments zu kaschieren. Aus demselben Grund fanden vor dessen zweitem Teil die Gruppendiskussionen statt, die inhaltlich damit nichts zu tun hatten.

Die Gruppendiskussionen dauerten 15 bis 20 Minuten. Als Gesprächsimpuls diente das Musikvideo „Adolf – ich hock’ in meinem Bonker“ von Walter Moers, in dem Adolf Hitler als Comicfigur einsam in seinem Führerbunker sitzt, nachdem der Krieg längst verloren ist, und sich in einem Raggae-Stück weigert, zu

---

<sup>15</sup> *Neurotizismus* fasst Neigungen zu Ängstlichkeit, Nervosität, Verlegenheit und Besorgtheit zusammen. Hohe Werte in *Extraversion* erzielen gesellige, aktive, gesprächige und optimistische Personen. *Offenheit für Erfahrung* erfasst ein Interesse an Neuem, Wissbegier und Abwechslung und geht mit Kreativität und Fantasie einher. *Verträglichkeit* bezeichnet eine altruistische, mitfühlende, verständnisvolle und wohlwollende Einstellung. *Gewissenhaftigkeit* umfasst Haltungen wie Ordnungsliebe, eine strenge Arbeitsethik, Zuverlässigkeit, Disziplin und Pünktlichkeit (vgl. Borkenau & Ostendorf 2008: 7).

kapitulieren. Das Thema des Videos war für uns nur insofern entscheidend, als wir dazu mehr oder weniger kontroverse Meinungen und Reaktionen erwarteten. Meist genügte die Aufforderung, Meinungen zu dem Clip abzugeben, um eine Diskussion in Gang zu bringen. Die Diskussionen wurden aufgezeichnet, wobei eine stichwortartige Protokollierung die anschließende Zuordnung der Wortbeiträge zu den einzelnen Sprechern ermöglichte. Für die Auswertung wurden die Aufnahmen schließlich transkribiert.

Hierauf folgte der zweite Teil des Persuasionsexperiments. Als persuasive Botschaft diente ein Zeitungskommentar, der argumentierte, dass die Definition der Armut in Deutschland immer mehr ausgeweitet, das Ausmaß heute existierender Armut überschätzt und der Aspekt des eigenen Verschuldens von Notlagen im Armutsdiskurs vernachlässigt werde. Die vier Items, mit denen die Einstellungen zu dieser Ansicht vor und nach der Lektüre des Textes erfasst wurden, waren:

- Der ausufernde deutsche Sozialstaat ist eine Bedrohung der individuellen Freiheit.
- Das Problem der Armut in Deutschland wird oft größer dargestellt, als es ist.
- Armut ist meistens selbstverschuldet.
- Jeder ist seines Glückes Schmied.

Anschließend wurde noch um eine Einschätzung der Stichhaltigkeit und Qualität des Artikels und der Glaubwürdigkeit der Quelle gebeten, wobei es wieder die gewohnten sechs Antwortpositionen gab.

Gepprüft werden sollte damit vor allem, ob sich die ‚Lows‘ in höherem Maß von der Argumentation des Zeitungskommentars beeinflussen lassen würden. Darüber hinaus führten wir aber eine weitere Differenzierung ein, indem wir zwei Versionen des Textes erstellten. In der einen Version gaben wir als Verfasser einen fiktiven Herbert Brendstrup und als Quelle „Focus online“ an, wobei das Layout der Seite das Erscheinungsbild eines Ausdrucks direkt von „Focus online“ imitierte. In der anderen Version war der Verfasser Helmut Schmidt und die Quelle „ZEIT online“. Die Idee war, mit Herbert Brendstrup einen Urheber einzusetzen, dem man weder besonderes Vertrauen noch Misstrauen entgegenbrachte, der also ein relativ unbeschriebenes Blatt war, und mit Helmut Schmidt einen, dem in Deutschland

gemeinhin große Autorität zugeschrieben wird.<sup>16</sup> Dies sollte die Möglichkeit eröffnen, zusätzlich zu prüfen, ob die Autorität einer bestimmten Person und Quelle die ‚Lows‘ stärker beeinflussen würde als die ‚Highs‘. Es gab also vier Konditionen: ‚Highs‘ mit Schmidt und Brendstrup (16 bzw. 15 Teilnehmer), ‚Lows‘ mit Schmidt und Brendstrup (10 und 15 Teilnehmer).

Als nächstes stand der „Moralisches-Urteil-Test“ (MUT) auf dem Programm, den Georg Lind auf Grundlage der Theorie der Moralentwicklung von Lawrence Kohlberg (1996) erarbeitet hat (Lind 2008).<sup>17</sup> Kohlberg unterscheidet drei Stufen der moralischen Entwicklung eines Menschen, nämlich eine präkonventionelle, eine konventionelle und eine postkonventionelle. Die erste entspricht einem noch naiven, eigennützigem Individualismus, wie er sich etwa äußert, wenn Regeltreue mit der Angst vor Strafe begründet wird; die zweite einer Orientierung an sozialen Normen der Gesellschaft, der man angehört; die dritte der Haltung eines „rationalen, moralischen Subjekts“, das sich als Mitglied der Gesellschaft definiert, aber ihre Regeln einer kritischen Reflexion unterzieht (Kohlberg 1996: 133ff.). Der Test präsentiert zwei Dilemma-Situationen, in denen jemand eine moralisch problematische Entscheidung trifft, und jeweils sechs Argumente für und gegen diese Entscheidung. Im ersten Szenario brechen Arbeiter in Büros der Firmenleitung ein, um Beweise für ihren Verdacht zu suchen, dass die Belegschaft abgehört wird; im zweiten übt ein Arzt auf Bitten einer schwer kranken Patientin aktive Sterbehilfe aus. Jeweils zwei Pro- und zwei Kontra-Argumente repräsentieren die präkonventionelle, die konventionelle und die postkonventionelle Stufe des moralischen Urteilens im Sinne Kohlbergs. Beim Ausfüllen ist erstens anzugeben, in welchem Maß man den getroffenen Entscheidungen zustimmt oder sie ablehnt, und zweitens, in welchem Maß man die vorgeschlagenen Argumente akzeptiert. Der Test unterstellt keine der Entscheidungsoptionen als richtig oder falsch, sondern ergibt unabhängig von der jeweiligen Entscheidung dafür oder dagegen einen Wert für die moralische Urteilskompetenz („C-Score“) und einen Indikator der individuellen Einstellung zu den verschiedenen Stufen moralischen Urteilens (Lind 2008: 200). Eine hohe Urteilskompetenz ergibt sich, wenn man Argumente einer bestimmten Stufe auch dann als gültig akzeptiert, wenn sie der eigenen Haltung

---

<sup>16</sup>In einer „Spiegel“-Umfrage aus demselben Jahr war Helmut Schmidt führend bei den Antworten der Deutschen auf die Frage nach einer „wichtigen moralischen Instanz“ (Smolczyk 2010).

<sup>17</sup>Den Test selbst haben wir auf Anfrage direkt von Georg Lind erhalten. Seit Frühjahr 2014 heißt er „Moralische Kompetenz Test“ (Lind 2014).

zum strittigen Fall widersprechen (Lind 2008: 202). Für uns kam in Frage, nicht nur die C-Scores der hypothetisch Hoch- und Niedrigautonomen zu vergleichen, sondern auch zu prüfen, ob letztere möglicherweise stärker zu Argumenten auf der konventionellen Stufe tendieren, in denen etwa die breite Zustimmung von Beteiligten als Beleg für die Richtigkeit einer Entscheidung angeführt wird. Es wäre plausibel, wenn eine solche Orientierung mit einer hohen Konformitätsneigung einherginge.

Als letztes kam schließlich das Konformitätsexperiment. Es folgte im Prinzip dem Aufbau Aschs, jedoch mit ein paar Modifikationen. Weil inzwischen bekannt ist, dass die maximale Konformitätswirkung bereits bei drei bis vier Konfidenten erreicht ist, begnügten wir uns mit dreien. Außerdem verwendeten wir nicht Linien, sondern ambivalentere Muster (Abb. 3.1). Dies erstens, um die Teilnehmer nicht mehr als nötig unter Druck zu setzen, und zweitens, um sicherzugehen, dass wir einen starken Konformitätseffekt bekamen. Es ging uns ja nicht um eine Vergleichbarkeit mit anderen Asch-Replikationen und -Varianten, sondern allein um den Vergleich unserer Highs und Lows. Zudem ist das Urteilen in ambivalenten Situationen, wo man sich nicht restlos sicher ist, ein realitätsnäheres Szenario – Asch hatte seine Linien ja bewusst so gestaltet, dass ein Irrtum eigentlich nicht möglich war, und in Gestalt einer Mehrheit, die eine offensichtlich falsche Auffassung äußert, bewusst eine außeralltägliche Situation geschaffen.

Unser Konformitätsexperiment bestand aus 25 Vergleichen, denen fünf als Probelauf vorangestellt waren, damit sich die Teilnehmer mit der Aufgabe vertraut machen konnten. Als weitere Abweichung von Asch enthielten die gewerteten Durchgänge fünf, in denen die Konfidenten uneinheitlich antworteten, sich also untereinander widersprachen. Dies sollte die Situation glaubwürdiger erscheinen lassen. In zwölf von den restlichen 20 Durchgängen wurden einstimmig falsche Antworten vorgegeben, in acht einstimmig richtige.

Die Mustervergleiche wurden an eine weiße Wand projiziert, wo sie ca. einen Meter breit waren; die Gruppe saß drei bis vier Meter davon entfernt und etwas seitlich versetzt, so dass die Versuchsperson am Ende der Reihe noch einen möglichst frontalen Blick darauf hatte. Der jeweilige Versuchsleiter rief immer manuell den nächsten Vergleich auf, nachdem er die Antworten des vorangehenden notiert hatte, und die Vergleichsfolien selbst erschienen dann automatisch für genau eine Sekunde. Die Teilnehmer wurden gebeten, die linke Seite mit „A“



**Abbildung 3.1** – Ein Muster der von uns verwendeten Vergleichsquadrate. Sie wurden immer genau eine Sekunde lang angezeigt, woraufhin die Versuchspersonen anzugeben hatten, welches Quadrat ihnen insgesamt dunkler erscheine. In diesem Fall ist das linke dunkler. Es enthält 1060 kleine, schwarze Quadrate gegenüber den 1000 des helleren. Das Verhältnis 100 zu 106 wurde durchgehend beibehalten. Der Punkt in der Mitte diente als Fixationspunkt, auf den ständig der Blick gerichtet werden sollte. Diese Stimuli wurden von den Mitarbeitern des neurowissenschaftlichen Projektmoduls, Christoph Herrmann und Sina Trautmann-Lengsfeld, bereitgestellt.

und die rechte mit „B“ zu benennen, und in den Probeläufen waren die Quadrate entsprechend beschriftet.

Aus Zeitgründen konnten wir keine ausführlichen Interviews im Anschluss führen, weil immer direkt das nächste Experiment folgen musste, damit der Tag ausreichte. Wir fragten lediglich unmittelbar im Anschluss kurz nach Eindrücken vom Experiment, machten dazu Notizen und klärten die Teilnehmer dann über die Täuschung auf. Abschließend luden wir sie ein, bei Snacks und Getränken noch ein wenig zu bleiben, die im Foyer des Instituts serviert wurden. Einige nahmen diese Einladung auch an.

### 3.3.3 Quantitative Ergebnisse

Die Hypothese einer größeren Unabhängigkeit, ‚Standhaftigkeit‘ oder Durchsetzungsfähigkeit der ‚Hochautonomen‘ hat im Rahmen dieser Experimente nirgends Bestätigung gefunden. Fangen wir vorne und mit den quantitativen Ergebnissen an. Die Berechnungen wurden von David Keller durchgeführt.

Der NEO-FFI hat weitestgehend die Ergebnisse der MAUS bestätigt. Diese korrelierte signifikant negativ mit Neurotizismus, was aufgrund der Verwandtschaft zwischen Autonomie und seelischer Gesundheit im Sinne Beckers zu erwarten war, und signifikant positiv mit Extraversion und Gewissenhaftigkeit, wobei die negative Korrelation mit Neurotizismus die stärkste war. Zudem war bei Frauen der Neurotizismus stärker ausgeprägt. Dies ist zum Teil der Unterrepräsentanz von Männern am unteren Ende der MAUS-Verteilung geschuldet, die zur Folge hatte, dass die ‚Low‘-Frauen in unserer Stichprobe auch einen niedrigeren durchschnittlichen MAUS-Wert hatten (83,47) als die ‚Low‘-Männer (96,1), entspricht zum Teil aber auch regelmäßigen Befunden anderer Erhebungen. Die höheren Neurotizismus-Werte von Frauen stellen den größten Geschlechterunterschied nach dem Big-Five-Modell dar, wie sie sich etwa in der Eichstichprobe der deutschen NEO-FFI-Version gezeigt haben, welche aus 11.724 Teilnehmern bestand (Borkenau & Ostendorf 2008: 18), aber auch in internationalen Studien mit noch größeren Stichproben (Lippa 2010: 1104f.). Letztere erbrachten in vergleichbarem Umfang höhere Werte der Frauen für Verträglichkeit und geringfügig höhere für die übrigen drei Faktoren. In tendenziellem Einklang damit fielen die Unterschiede in der Stichprobe von Borkenau und Ostendorf für Neurotizismus mittelgroß, für Verträglichkeit klein und für die übrigen sehr klein aus, jeweils in Richtung höherer Werte für Frauen (Borkenau & Ostendorf 2008: 27f.). In unserer Stichprobe war neben dem Neurotizismus lediglich in geringerem Umfang die Offenheit für neue Erfahrungen bei Frauen stärker ausgeprägt (Keller, Niewels & Wessels 2010: 8ff.). Angesichts der starken negativen Korrelation der MAUS mit Neurotizismus und den empirisch verlässlich auftretenden höheren Neurotizismus-Werten bei Frauen sind die eingangs berichteten geringeren MAUS-Werte der Frauen insgesamt ein zu erwartendes Ergebnis.<sup>18</sup>

Im Persuasionsexperiment ergab sich lediglich für das Item „Armut ist meistens selbstverschuldet“ eine statistisch signifikante Veränderung von der ersten zur zweiten Messung. Bei den sechs Stufen von völliger Ablehnung bis zu völliger

---

<sup>18</sup>Del Giudice, Booth & Irwing (2012) sowie Weisberg, DeYoung & Hirsh (2011) argumentieren, dass die ‚Big Five‘ zu global seien, um Geschlechterunterschiede schlüssig abzubilden, und kommen mit feiner differenzierenden Faktorenlösungen in der Summe zu größeren, aber auch spezifischeren Geschlechterunterschieden, die sich möglicherweise plausibler deuten lassen. Dies kann hier nicht weiter verfolgt, geschweige denn geklärt werden, ist für die vorliegende Fragestellung aber auch nicht zentral. Gute Überblicke der wissenschaftlichen Befunde und Diskussion über Geschlechterunterschiede bieten Pinker (2003: 466ff.), Lippa (2010) sowie Wood & Eagly (2010).

Zustimmung, abgebildet als Punktwert zwischen eins und sechs, lag der Durchschnitt vor der Textlektüre bei 2,09 und danach bei 2,32. Unter den Fragen zur Glaubwürdigkeit und Qualität der Quelle wurde der Schmidt-Version mit einem Durchschnittswert von 4,69 eine knapp signifikant höhere Glaubwürdigkeit zugesprochen als der Brendstrup-Version mit 4,03. Ein Zusammenhang dieser Ergebnisse mit der Autonomieausprägung war jedoch nicht gegeben; die ‚Highs‘ ließen sich ebenso beeinflussen wie die ‚Lows‘ (Keller, Niewels & Wessels 2010: 12ff.).

Im ‚Moralisches-Urteil-Test‘ erreichten die ‚Highs‘ zwar tatsächlich im Durchschnitt einen höheren C-Wert, doch der Unterschied war nicht statistisch signifikant. Ebenso wenig ergab sich eine bedeutsame Korrelation zwischen MAUS-Werten – im Unterschied zur binären Kategorisierung als hoch- oder niedrigautonom – und C-Werten. Auch in ihren Präferenzen für bestimmte Stufen des moralischen Urteilens unterschieden sich die Extremgruppen nicht. Weit überwiegend wurden über beide Gruppen hinweg die Argumente der postkonventionellen Stufe favorisiert (ebd.: 16, 24).

Im Konformitätsexperiment ergab sich ein geringfügiger, nicht signifikanter Gruppenunterschied mit durchschnittlich 4,52 Anpassungen an falsche Vorgaben bei den ‚Highs‘ gegenüber 4,92 bei den ‚Lows‘. Eine einzige Versuchsperson folgte nie einer falschen Vorgabe, eine andere erreichte mit 11 Anpassungen fast das Maximum von 12. Der konsequent unabhängig Antwortende war nach der MAUS niedrig-, der mit den 11 konformen Antworten hochautonom. Beide werden im folgenden Kapitel näher vorgestellt.

### **3.4 Quantitative Annäherung an die Gruppendiskussionen**

Ergänzend zu diesen quantitativ erfassten Verhaltensäußerungen sollten vor einer qualitativen Betrachtung auch die Interviews und Gruppendiskussionen zu einem Abgleich zwischen MAUS-Werten und Verhalten herangezogen werden. An den Gruppendiskussionen war etwa zu prüfen, ob die als hochautonom eingestuft dort mehr Raum einnehmen, also mehr sprechen, oder auch mehr *widersprechen*, stärker auf ihren Standpunkten beharren oder andere mehr unterbrechen würden. Diese Kriterien lassen sich relativ leicht quantifizieren. Auch diese Auswertung übernahm David Keller.



Für die Variable Rededauer wurde die Länge der Gesprächsbeiträge aller Versuchspersonen in Sekunden gemessen. Die Variable Redehäufigkeit erfasste die Anzahl neu einsetzender Redebeiträge jeder Person. Auch kurze Einschübe (z. B. „Ja, das stimmt!“, „Ach nee!“) wurden als neue Gesprächsbeiträge gezählt. Diese galten noch nicht als Unterbrechung. Als solche wurde es gewertet, wenn der neu einsetzende Redebeitrag über solche eingeworfenen Äußerungen von Zustimmung oder Ablehnung hinausging. Für die Variable Redeposition wurde die Reihenfolge des jeweils ersten Gesprächsbeitrags jeder Versuchsperson in der Diskussion erfasst (Keller 2010: 3).

Alle Teilnehmer meldeten sich in den Gruppendiskussionen zu Wort, dies aber in sehr unterschiedlichem Ausmaß. Im Mittel sprachen sie für 142 Sekunden, trugen annähernd zehn Mal zur Diskussion bei und unterbrachen etwa ein Mal einen anderen Gesprächsteilnehmer (ebd.: 4).

**Tabelle 3.1** – Streuung der Redehäufigkeit, -dauer und -unterbrechungen

	N	Minimum	Maximum	Mittelwert	Standardabweichung
Rededauer (Sek.)	56	12	421,5	142,22	95,94
Redehäufigkeit	56	1	27	9,52	7
Unterbrechungen	56	0	9	1,37	1,83

Keiner dieser Werte zeigte jedoch eine signifikante Korrelation mit dem MAUS-Wert. Dasselbe gilt für die Positionen der jeweils ersten Wortmeldungen. Keiner der fünf Faktoren des NEO-FFI korrelierte positiv oder negativ mit einem dieser Indikatoren des Verhaltens in der Gruppendiskussion (ebd.: 6ff.).

Auch die biographischen Interviews sollten darauf hin geprüft werden, ob sich die per MAUS erfassten Persönlichkeitsunterschiede in den hypothetisch angenommenen Verhaltensunterschieden ausdrücken. Hier war es jedoch nicht möglich, sich wie bei den Gruppendiskussionen an relativ leicht quantifizierbare Oberflächenindizes zu halten, weil die Gesprächsverläufe entsprechend dem Interview-Setting weitgehend von den Interviewern gesteuert wurden. Der Versuch einer Quantifizierung musste also an den Inhalten ansetzen; an den im Interview dargestellten Verhaltensweisen und Einstellungen.

### 3.5 Quantitative Annäherung an die Interviews

In der zweiten Jahreshälfte 2010 haben Claudia Niewels und ich eine Reihe von Versuchen unternommen, die Ausprägungen autonomer versus nichtautonomer Verhaltensweisen und Einstellungen in den Interviewtexten übereinstimmend zu quantifizieren. Dazu entwickelten wir ein Rating-System, dessen Kriterien bzw. Kategorien weder rein deduktiv noch rein induktiv zustande kamen. Sie entstanden unmittelbar in der Auseinandersetzung mit dem Material aus dem Bemühen, dieses anhand auf alle Interviews anwendbarer Kategorien zu strukturieren, aber gleichzeitig fanden theoretische Vorüberlegungen Eingang, da wir das Material ja speziell im Hinblick auf unsere Fragestellung betrachteten und fruchtbar machen wollten. Für jede Kategorie, so die Idee, sollte auf einer fünfstufigen Rating-Skala die Stärke oder Bedeutsamkeit des zum Ausdruck kommenden Merkmals oder der thematisierten Entscheidung oder Erfahrung eingeschätzt werden, wobei 1 eine besonders schwache Ausprägung, 3 eine unauffällig-normale und 5 eine besonders starke bezeichnen sollte. Die 13 Kategorien waren Selbstveränderungen, Entscheidungsbewertungen, Unterstützungsbedürfnis, Sozialität, Entscheidungsschwierigkeiten, Langsicht, Anerkennungsbedürfnis, soziale Bindungen, Konformität, personale Einflüsse, Selbstbewusstsein, Beharrlichkeit und Selbstbestimmtheit. Zu allen Kategorien wurden Definitionen formuliert und sukzessive verfeinert, um das Gemeinte möglichst weitgehend zu objektivieren.

Das Ziel war nun, mit diesen Kategorien eine hinreichende ‚Interrater-Übereinstimmung‘ zu erreichen, um auf der Grundlage unserer Ratings einen aussagekräftigen quantitativen Überblick zu bekommen, der eine Antwort auf die Frage ermöglichen sollte, ob sich zumindest auf der Ebene der Selbstbeschreibungen in den Interviews eine höhere Autonomie bei den ‚Hochautonomen‘ im Sinne der MAUS feststellen ließ.

Der genannte Satz von 13 Kategorien ist bereits Ergebnis kontinuierlicher Verfeinerungen über mehrere Codierzyklen hinweg, wobei unklare und unbefriedigende Kategorien entfernt, manchmal neue eingeführt und die bestehenden schärfer definiert wurden. Wir kamen dem Ziel dennoch kaum näher; unsere Einschätzungen und Bewertungen vieler Textstellen blieben unterschiedlich. Im Zuge unserer Diskussionen über diese Stellen kam es oft dazu, dass wir die Gründe der jeweils anderen Person für ihre Codierentscheidung durchaus einsahen, so dass sich nicht entscheiden ließ, welche Lesart ‚richtig‘ war, weil beide zulässig schienen. Dieses

Problem blieb auch bestehen, als wir es zuletzt mit einer radikalen Reduktion des Schemas auf vier Kategorien versuchten.

Um seinerzeit dennoch eine Annäherung an eine Quantifizierung zu bekommen, übertrugen wir wiederum David Keller den Auftrag, die Interviews anhand des obigen Schemas zu codieren und das Ergebnis auf eventuelle Korrelationen mit den sonstigen quantitativen Daten zu prüfen. Wenn eine Interrater-Übereinstimmung auch nicht zu erreichen war, hatte dies zumindest den Vorzug, dass Keller während des Codierens die MAUS-Werte der betreffenden Personen nicht kannte, so dass hier keine Voreingenommenheit zu befürchten war, und aufgrund der Konstanz der Person, bei aller Subjektivität, mit einer gewissen Konstanz der angelegten Maßstäbe gerechnet werden konnte.

Die Auswertung ergab tatsächlich einige Signifikanzen im statistischen Sinn, die aber relativ schwach und teilweise widersprüchlich ausfielen und selbst wiederum deutungssoffen sind.

Die fünfstufige Rating-Skala wurde in dieser Auswertung durchgehend als Anzeiger positiver Ausprägungen zugrunde gelegt, um das System zu vereinfachen. So zeigte nun ein Rating 1 für z. B. Selbstbewusstsein bereits ein positives Selbstbewusstsein und nicht, wie ursprünglich, ein fehlendes.

David Keller erprobte nun drei Varianten der Auswertung:

- Eine Korrelationsrechnung für die *Häufigkeit* der Codierungen jeder Kategorie mit MAUS- und den anderen quantitativen Werten der Erhebung
- Eine Korrelationsrechnung für die *Mittelwerte* der Ratings für jede Kategorie je Interview mit MAUS- und den anderen quantitativen Werten der Erhebung
- Eine Korrelationsrechnung für die *summierten Werte* der Ratings für jede Kategorie je Interview mit MAUS- und den anderen quantitativen Werten der Erhebung

*Häufigkeiten der Codierungen.* Bei Hochautonomen im Sinne der MAUS wurden signifikant häufiger ‚personale Einflüsse‘ (27 Mal bei ‚Lows‘, 53 Mal bei ‚Highs‘) und ‚Selbstbestimmtheit‘ (25 Mal bei ‚Lows‘, 52 Mal bei ‚Highs‘) codiert. Insgesamt enthielt die Stichprobe, wie erwähnt, 42 ‚Lows‘ und 48 ‚Highs‘.

Dies ist, auch davon abgesehen, dass die Korrelation mit Selbstbestimmtheit hypothesenkonform und die mit personalen Einflüssen eher hypothesenkonträr ist, kaum eindeutig zu interpretieren. Wie erwähnt, hängt die Häufigkeit der Er-

wähnung von Themen auch von der Interviewführung ab. Diesbezüglich könnte man noch optimistisch davon ausgehen, dass Zufälligkeiten der Interviewführung sich über die Zahl der Interviews hinweg ausbalancieren, aber darüber hinaus ist auch nicht eindeutig, was die Häufigkeit, mit der von etwas gesprochen wird, eigentlich aussagt. Die Nichterwähnung von etwas wie Selbstbestimmtheit bei Entscheidungen könnte auch bedeuten, dass diese als selbstverständlich empfunden wird; allgemein gesprochen ist eine Erwähnung von etwas zunächst einmal eine Problematisierung, auch wenn eine positive Einschätzung ausgedrückt wird. Ebenso muss die häufigere Erwähnung personaler Einflüsse nicht größere Beeinflussbarkeit bedeuten, sondern könnte auch anzeigen, dass weniger Scheu davor besteht, sich vor Entscheidungen mit anderen auszutauschen oder solchen Austausch im Interview zu erwähnen. Es ergibt sich kein eindeutiges Bild.

*Mittelwerte.* Hiermit wurde sozusagen die zentrale Tendenz der Interviews für jede Kategorie erfasst, wobei Häufigkeiten des Vorkommens durch die Auflösung der verschiedenen Ratings in einem Mittelwert nicht mehr berücksichtigt sind. In dieser Variante ergaben sich tatsächlich hypothesenkonforme Korrelationen. Teilnehmer mit hohem MAUS-Wert erzielten einen niedrigeren Mittelwert in der Fremdeinschätzung ihres Unterstützungsbedürfnisses (Mittelwert ‚Highs‘ 2,92 versus ‚Lows‘ 3,56) und ihrer Entscheidungsschwierigkeiten (Mittelwert ‚Highs‘ 2,28 versus ‚Lows‘ 3,32). Ein höherer Mittelwert ergab sich bei Hochautonomen in der Fremdeinschätzung ihrer Sozialität (Mittelwert 3,38 versus 2,85). Hierbei wurde der MAUS-Wert nur als Variable mit zwei möglichen Werten (hoch/niedrig) behandelt.

Für die genauen MAUS-Punktwerte und Kategorien-Mittelwerte ergaben sich signifikante Korrelationen mit Selbstbewusstsein und Unterstützungsbedürfnis. Je höher die MAUS-Werte, desto selbstbewusster wirkten die Betreffenden auf Basis der Interviewtranskripte und desto weniger Unterstützungsbedürfnis ließen sie erkennen. Darüber hinaus korrelierten die mittleren Codings für Beharrlichkeit, positive Entscheidungsbewertungen und Selbstbewusstsein positiv mit dem Faktor Gewissenhaftigkeit im NEO-FFI. Dessen Neurotizismus-Variable stand außerdem mit einer geringeren Einschätzung von Sozialität, Langsicht und Selbstbewusstsein im Zusammenhang.

Die Variablen Entscheidungsschwierigkeiten und Konformität korrelierten zudem mit den C-Werten des Tests zum moralischen Urteilen. Folgt man der angenommenen Bedeutung des C-Werts, steht eine hohe kognitive Kompetenz beim

moralischen Urteilen mit größeren Entscheidungsschwierigkeiten und einer geringeren Konformität, wie sie sich in den Interviews abbildeten, im Zusammenhang. Die Bedeutung von codierten Entscheidungsschwierigkeiten ist wiederum ambivalent – Stellen, an denen Entscheidungen problematisiert werden, könnten, wie der höhere C-Wert vermuten lässt, auf eine gründlichere Abwägung von Entscheidungskriterien hinweisen, aber auch auf Unentschlossenheit. Das resultierende Bild ist wiederum unklar: Personen aus der ‚High‘-Kategorie haben dieser Auswertung zufolge *geringere* Entscheidungsschwierigkeiten, aber gleichzeitig ergibt die Berechnung nach genauen MAUS-Werten für sie eine größere moralische Urteilskompetenz, die mit *mehr* Entscheidungsschwierigkeiten korreliert. Dieser Widerspruch könnte mit der angesprochenen Unklarheit der inhaltlichen Bedeutung von Entscheidungsschwierigkeiten zusammenhängen, verweist aber vor allem auf die relativ schwachen Korrelationen.

Einige inhaltlich plausible signifikante Zusammenhänge ergaben sich zwischen den Rating-Kategorien und den Faktoren des NEO-FFI, vor allem mit Gewissenhaftigkeit und Neurotizismus. Gewissenhaftigkeit ging mit einer stärkeren Beharrlichkeit, positiveren Entscheidungsbewertungen und einem höheren Selbstbewusstsein einher. Eine höhere Ausprägung in der Neurotizismus-Variable stand mit einer geringeren Einschätzung von Sozialität, Langsicht sowie Selbstbewusstsein im Zusammenhang. Dass die NEO-Faktoren sich umstandsloser als die Inhalte des MAUS-Konstrukts mit Selbstdarstellungen in natürlicher Sprache in Zusammenhang bringen lassen, ist insofern zu erwarten, als diese Faktoren aus Bezeichnungen von Persönlichkeitseigenschaften gebildet wurden, die man in der Sprache vorfindet. Die Bezeichnungen der Faktoren muten künstlich an, aber inhaltlich sind diese zum einen nahe an der naiven Psychologie und befinden sich zum zweiten absichtlich auf einer sehr allgemeinen Ebene der Beschreibung von Persönlichkeitseigenschaften.

Die Zahl der Anpassungen im Konformitätsexperiment wies keine signifikante Korrelation zu einer der codierten Variablen auf.

*Summenwerte:* Hier wurden die Rating-Werte der einzelnen Codings je Interview zu einem Gesamtwert addiert. Dabei ergab sich wie in der vorangehenden Berechnungsmethode bei den ‚Highs‘ ein niedrigerer Mittelwert für Entscheidungsschwierigkeiten (3,16 versus 5,53) und ein höherer für personale Einflüsse als bei den ‚Lows‘ (12,72 versus 8,11). Allerdings waren die dort festgestellten

Korrelationen mit Selbstbewusstsein und Unterstützungsbedürfnis hier nicht wiederzufinden.

Einige Interview-Ratings zeigten auch in dieser Variante Korrelationen mit den Faktoren Neurotizismus und Gewissenhaftigkeit des NEO-FFI, die als tendenziell hypothesenkonform ausgelegt werden können, aber wiederum nicht völlig eindeutig sind. Gewissenhaftigkeit korrelierte positiv mit Selbstbestimmtheit, Beharrlichkeit und personalen Einflüssen und negativ mit Entscheidungsschwierigkeiten; Neurotizismus positiv mit Entscheidungsschwierigkeiten und negativ mit Selbstbestimmtheit, Sozialität, personalen Einflüssen und Selbstbewusstsein.

Die Beziehung zwischen Entscheidungsschwierigkeiten und dem C-Wert des Moralischen-Urteil-Tests, die sich in der Mittelwert-Variante ergeben hatte, trat auch hier zutage; nicht allerdings diejenige zwischen einem niedrigeren C-Wert und Konformität. Aufgrund der Assoziation von Neurotizismus mit Entscheidungsschwierigkeiten müssten letztere bei den ‚Lows‘ stärker ausgeprägt sein, weil die starke negative Korrelation zwischen MAUS und Neurotizismus außer Zweifel steht. Die positive Korrelation zwischen C-Wert und Entscheidungsschwierigkeiten würde somit bedeuten, dass ‚Lows‘ hypothesenkonträr über eine größere moralische Urteilskompetenz verfügen.

Für das Konformitätsexperiment ergab sich eine Korrelation zwischen Anpassungen und dem Interview-Wert für die Kategorie soziale Bindungen, die jedoch nur knapp über der statistischen Irrtumswahrscheinlichkeit lag. Auch dies könnte man als hypothesenkonform auslegen; da sich jedoch für nur eine Kategorie ein Zusammenhang ergab und dieser schwach ausfällt, ist dieses Ergebnis kaum verwertbar.

Alles in allem deutet sich also in der Tendenz an, dass Unterschiede in der Selbsteinschätzung per Fragebogen auch in einer Selbstbeschreibung im Interview zutage treten. Dies wäre eine weitere tentative Bestätigung dafür, dass die MAUS tatsächliche Selbstbilder der Betreffenden erfasst hat, die auch in freien Erzählungen zum Ausdruck kommen. Allerdings sind die festgestellten Zusammenhänge nicht ganz konsistent, und vor allem ist die Frage nach der Bedeutung dieser Selbstbilder fürs manifeste Verhalten insofern weiterhin offen, als die Interviews eben nicht Verhaltens-Rohdaten transportieren, sondern sinnhafte Erzählungen, in denen Deutungen von Handlungsmotiven, -bedingungen und -folgen bereits vorweggenommen sind und die Erzählung in Form und Inhalt mitbestimmen. Unsere unüberwindlichen Schwierigkeiten bei dem Versuch, ein Codesystem zu

entwickeln, mit dem wir unabhängig voneinander zu übereinstimmenden Ratings gelangen würden, bildeten indes einen maßgeblichen Anlass für diese Arbeit, sich dem Problem der Autonomie nicht über eine systematische Definition zu nähern, sondern jene Schwierigkeiten als Hinweis auf die Bedingungen der Wahrnehmung und Zuschreibung von Autonomie und diese als Aspekt des Gegenstandes zu begreifen. Dieser Ansatz wird vom fünften Kapitel an entfaltet.

An dieser Stelle kann man sich aber nicht einfach damit zufriedengeben, dass die starken Persönlichkeitsunterschiede, die mit der MAUS erfasst wurden, überhaupt nicht mit dem praktischen Verhalten der Betroffenen im Zusammenhang stehen sollen. Den erhobenen Daten muss Rechnung getragen werden, wenn man ihre Erklärung nicht schuldig bleiben und mit der Fragestellung bei Null anfangen will. Deshalb wird im folgenden Kapitel an einer detaillierten Betrachtung vier ausgewählter Fälle versucht, sie doch noch in einen sinnvollen Zusammenhang zu bringen. Dies ist wieder die ‚einzoomende‘ Bewegung, die im zweiten Kapitel an der Konformitäts- und der Täterforschung festgestellt wurde, wo sie jeweils weitere Informationen und Erklärungsansätze lieferte, aber die ursprüngliche Frage nicht befriedigend zu beantworten schien. Auch hier liefert diese Bewegung Antworten, nur eben nicht die erwarteten, wodurch jene Erwartungen als solche klarer konturiert hervortreten. Sie sind dann Gegenstand des nachfolgenden fünften Kapitels.

## Kapitel 4

# Vier Fallstudien zur Individualität experimentellen Verhaltens

Indeed, sharing stories is the mechanism through which people become selves.

*Kate C. McLean et al.*<sup>1</sup>

Die Empirie des Autonomieprojekts hat in der Nichtbestätigung der Hypothese ein eindrucksvoll klares Ergebnis erbracht, das aber vieles im Unklaren lässt. Vor allem lassen die vorliegenden Daten einen zunächst ratlos hinsichtlich der Frage nach ihrem Zusammenhang zurück. Die deutlichen Persönlichkeitsunterschiede, die mit der MAUS abgebildet wurden, scheinen sich in keinem der experimentellen Szenarien im Verhalten auszudrücken. Wie kann das sein? Wie ist das unterschiedliche Verhalten vor allem im Konformitätsexperiment dann zu erklären? Haben Verhaltensäußerungen der Art, die wir hypothetisch von den ‚Hochautonomen‘ erwartet hatten, überhaupt etwas mit Autonomie zu tun? Oder hat die MAUS nur Autonomie falsch konzeptualisiert? Warum ist die Annahme dann so verbreitet und einleuchtend, dass Autonomie so beschaffen sei, und wie müsste man sich sie stattdessen vorstellen?

Solange die erhobenen Daten derart unzusammenhängend zu sein scheinen, ist es kaum möglich, ihre Bedeutung und ihren Stellenwert für die Konstitution der jeweiligen Person zu beurteilen. Das Scheitern der ursprünglichen Hypothese

---

<sup>1</sup>2007: 275



ist als solches ein Ergebnis, aber zunächst nur ein negatives. Wir sehen, dass der Zusammenhang, den wir postuliert hatten, nicht besteht, aber um daraus Erkenntnisse über Autonomie abzuleiten, müssten wir wissen, warum er nicht besteht. Und dies kann nur sinnvoll beantwortet werden, indem man herausarbeitet, wie der Zusammenhang zwischen den verschiedenen Datensätzen stattdessen beschaffen ist. Das wird in diesem Kapitel anhand einer detaillierteren Betrachtung der Daten von vier ausgewählten Teilnehmern versucht.

## 4.1 Auswahl der Fälle

Ähnlich wie im Extremgruppen-Ansatz zu Beginn orientiert sich die Fallauswahl an auffälligen quantitativen Daten. Dies nicht nur deshalb, weil es aus methodischen Gründen nicht zulässig wäre, die Fälle beliebig auszuwählen. Vielmehr geht es ja um das Verhältnis und die relative Aussagekraft von Fragebogen- und Verhaltensdaten, und wenn die einen oder anderen extrem ausfallen, scheint die Chance am größten, das jeweils Auffällige am jeweiligen Datensatz auch an anderen Stellen zu erkennen, so dass es näher charakterisiert werden kann und dadurch erklärbar wird, warum es sich nicht auch in der jeweils anderen Erhebungsmethode ausdrückt. Weil das Konformitätsexperiment das eindeutigste und belastbarste Ergebnis aufweist und gleichzeitig für unsere Daten die Brücke zum im ersten und zweiten Kapitel diskutierten Forschungsstrang schlägt, ziehe ich es hier als zweites Kriterium neben der MAUS zur Auswahl der vorgestellten Fälle heran. Zur Charakterisierung der vier Personen dienen die biographischen Interviews; um einen Eindruck von ihrem Verhalten in einer relativ natürlichen Interaktion zu gewinnen, betrachte ich jeweils auch ihr Verhalten in den Gruppendiskussionen.

Ausgewählt wurden:

- die Person, die im Konformitätsexperiment den meisten falschen Gruppenantworten gefolgt ist, nämlich 11 von möglichen 12, Adem Celik.<sup>2</sup> Er war mit 144 MAUS-Punkten als hochautonom eingestuft.

---

<sup>2</sup>Es gibt eine weitere Teilnehmerin mit diesem Ergebnis, die allerdings auf zwei einstimmig richtige Vorgaben der Gruppe falsch antwortete, was bei Celik nur ein Mal vorkam. Da diese Antworten zwar falsch, aber nonkonform waren, geht er als Teilnehmer mit den meisten konformen Antworten aus dem Vergleich hervor.

Die verwendeten Personennamen sind natürlich durchgehend Pseudonyme.

- die einzige Person, die im Konformitätsexperiment nie einer falschen Gruppenantwort gefolgt ist, Thomas Dechmann. Er war mit 96 MAUS-Punkten als niedrigautonom eingestuft.
- die Person mit dem niedrigsten MAUS-Wert in unserer Teilnehmergruppe und sogar in der Gesamtstichprobe, Kathrin Schneider mit 53 Punkten. Sie hat sich im Konformitätsexperiment zwei Mal einer falschen Vorgabe angepasst und drei Mal einer richtigen widersprochen.
- die Person mit dem höchsten MAUS-Wert in unserer Auswahl, Jan Sievers mit 173 Punkten. Der höchste Wert in der Gesamtstichprobe betrug 174. Er hat sich drei Mal einer falschen Vorgabe angepasst und vier Mal einer richtigen widersprochen.

Es folgt jeweils eine Zusammenfassung des betreffenden Interviews und ein Versuch, sowohl die entsprechenden MAUS-Werte als auch das Verhalten in der Gruppendiskussion und im Konformitätsexperiment daraus zu erklären, wobei erklären heißt, in einen schlüssigen Zusammenhang zu bringen. Persuasionsexperiment, MUT und NEO-FFI bleiben hier außen vor, weil ihre Berücksichtigung die Darstellung zu kleinteilig werden ließe und im Hinblick auf den Zweck dieses Kapitels, den Eindruck eines Widerspruchs zwischen MAUS-Daten und Verhalten aufzulösen, auch verzichtbar ist.

Aus Gründen der Lesbarkeit stehen die Zusammenfassungen überwiegend im Indikativ und fallen nur im Umfeld indirekter und direkter Zitate in den Konjunktiv, wo die Grammatik das verlangt. Die Zitate dienen der möglichst textnahen Wiedergabe insbesondere wertender und deutender Aussagen. Kommentierende Bemerkungen meinerseits beschränken sich auf ein Minimum, und wo sie vorkommen, wird durch entsprechend klare Formulierungen zwischen den Aussagen der Interviewten und meinen eigenen eindeutig unterschieden.

## **4.2 Adem Celik: größte Anpassung im Konformitätsexperiment**

Adem Celik, zum Zeitpunkt des Interviews 24 Jahre alt, ist als Sohn türkischer Einwanderer mit zwei älteren Geschwistern in einer nordrhein-westfälischen Großstadt aufgewachsen. Er ist mit sieben Monaten zur Welt gekommen und hat es trotz „Komplikationen“ geschafft – „ich war ein Kämpfertyp“. Von Kindheit an

spielt er Fußball im Verein. Sein Abitur hat er auf einer Gesamtschule erworben, „in einem sozialen Brennpunkt, wohlgemerkt“. Er zeigt großen Respekt vor seinem Vater, der ihn immer dazu angehalten hat, die Aufstiegschancen zu nutzen, die sich in Deutschland bieten. Zur Konfrontation mit ihm kam es einmal, als Celik die gymnasiale Oberstufe besuchte und der Vater verlangte, dass er mit dem Fußballspielen aufhörte. Er weigerte sich und handelte einen dahingehenden Kompromiss aus, dass er vor wichtigen Klausuren den Fußball ausfallen ließ, um zu lernen. Die Auseinandersetzung wiederholte sich zum Studienbeginn mit demselben Ergebnis.

Er studiert Biologie und Sozialwissenschaften auf Lehramt. Seit der zehnten Klasse war ihm klar, dass er studieren wollte. Er hatte seinerzeit mit dem Gedanken gespielt, Tierarzt zu werden, sich aber in der elften oder zwölften Klasse dagegen entschieden, „weil das vom Studium her viel zu lange dauert“. Am Lehrerberuf haben ihn zunächst die Arbeits- und Ferienzeiten gelockt, aber außerdem hatte es ihm bei Referaten in der Oberstufe Spaß gemacht, „ein bisschen im Vordergrund zu stehen“. Gelegenheit dazu hat er auch in seiner Arbeit als Waldlehrer, die er neben dem Studium ausübt. Die Waldausflüge sind für die Kinder und ihn selbst „nichts Anstrengendes eigentlich [...] die Kinder sind da ja auch ganz anders als in der Schule, weil die wissen, dort kann man 'rumtoben, dort kann man [...] auch 'n bisschen Quatsch machen in 'nem bestimmten Rahmen, aber ... da bin ich sozusagen nicht so streng, das ist für mich 'n Ausgleich“.

Er scheint stolz darauf zu sein, dass in seinem Freundeskreis niemand Zigaretten raucht. Das findet gleich zu Beginn des Interviews Erwähnung, und zwar als er auf die Frage nach prägenden Einflüssen in seinem Leben an erster Stelle die Familie und an zweiter eben diesen Freundeskreis nennt, in dem niemand raucht. Seine Eltern haben beide geraucht, aber in fortgeschrittenem Alter damit aufgehört, und auch sein Bruder hat geraucht. In seinem Freundeskreis hat sich das aber nie ergeben, was seiner Einschätzung nach vielleicht damit zusammenhängt, dass dieser im Kern aus Fußballfreunden bestand. Allerdings raucht er mit diesen Freunden gerne Chicha in einer Bar, und gelegentlich trinkt er auch gerne Alkohol. Dies sagt er auf die Frage, ob das Nichtrauchen für ihn religiös begründet sei, was er verneint. Einmal hat er als Jugendlicher zu viel getrunken, bei einem Freund übernachtet und dort „auf gut Deutsch gesagt die Bude vollgekotzt“, was ihm anschließend sehr peinlich war. Von den Eltern des Freundes haben seine eigenen davon erfahren. Auf deren Reaktion geht er nicht ein; allerdings gibt er

als Grund fürs Übernachten bei dem Freund an, dass sie wohl „sehr viel Stress“ gemacht hätten, wenn er derart betrunken nach Hause gekommen wäre. Seitdem trinkt er nur noch in Maßen, auch wenn seine Freunde „anfangen zu meckern, dass ich dann voll der Spießer bin und nicht weiter mittrinke und so“.

Er ist mit einer ebenfalls türkischstämmigen Frau verlobt und hatte bereits die Hochzeit mit ihr geplant, doch nachdem vor kurzem eine Großmutter der Verlobten gestorben ist, wurde die Hochzeit verschoben, bis „Gras über die Sache gewachsen ist“. Das sei so Tradition, fügt er hinzu, auch wenn sich nicht jeder daran halte.

Als gute Erfahrungen in seinem Leben nennt er den Abschluss des Abiturs und des Bachelor-Studiums, „weil da ist ja ein Druck, der auf einem lastet, [...] und wenn man dann diesen Abschluss hat und sozusagen so’n Abschnitt abgeschlossen hat, dann ist man sehr erleichtert“. Wenn man sich genug anstrengt, sei es „eigentlich fast unmöglich, dass man nicht das erreicht, was man will“. Er selbst kann sich vorstellen, später noch zu promovieren, um vielleicht Professor oder Schulleiter zu werden. Als weiteren Erfolg nennt er den Umstand, dass er anders als „viele Beispiele im nahen Umfeld“ nicht „auf die schiefe Bahn gekommen“, also nicht kriminell geworden ist oder Drogen nimmt. Man merke dann auch, „von der Familie aus her, also von der Um-... anderen Familien, die dann sozusagen, positiv aber, mit dem Finger zeigen, dass man ... dass sozusagen der Sohn oder die Tochter von dem und dem was aus sich gemacht hat, und das macht ... [Interviewerin: ‚Das kann ich mir vorstellen.‘] Ja, das macht einen sozusagen sehr stolz“. Allerdings ist er unsicher, ob er es sich als Verdienst zuschreiben kann: „Ich weiß nicht, ob das Glück war oder ob das sozusagen eigenes Vermögen war. Ich hatte eben das Glück, dass meine Freunde selber nicht ... ich meine, hätt’ ich kriminelle Freunde gehabt, wer weiß, was passiert wäre“.

Das Interview dauerte 29 Minuten. Die Interviewerin notierte anschließend unter anderem: „sehr höflich und gut erzogen (entschuldigt sich, dass er nicht gleich auf E-Mail-Anfrage geantwortet hat, kündigt an, das in Zukunft zu tun; bringt mich nach dem Interview zur S-Bahn-Station)“, „wirkt diszipliniert“ und „kurze Unterbrechung durch sein Handy, er geht nicht dran, stellt es ab“.

Die Entsprechungen zwischen Celiks Einstufung als hochautonom im Sinne der MAUS und seinem Interview sind nicht schwer zu sehen. Er blickt auf eine geradlinige Biographie ohne etwaige Abbrüche von Bildungswegen oder Arbeitsbeziehungen, Interessenverschiebungen, Unentschlossenheiten oder existenzielle

Verunsicherungen zurück. Seit seiner Kindheit spielt er begeistert Fußball und bleibt dem Freundeskreis aus diesem Zusammenhang treu. Er verfolgt seinen Wunsch, Lehrer zu werden, ohne Zögern und Zweifel, und traut sich auch eine Professur oder eine Position als Schulleiter zu. Die kurzzeitige Erwägung, Tiermedizin zu studieren, verwirft er nach rationaler Abwägung der Vor- und Nachteile im Licht seiner persönlichen Präferenzen. In für heutige Verhältnisse recht jungem Alter entschließt er sich zur Heirat, auch das ohne Zweifel am gewählten Weg erkennen zu lassen. Er sieht die eigene Biographie als erfolgreich an; der Erwerb des Abiturs und des Bachelors und sein ordentlicher Lebenswandel („nicht auf der schiefen Bahn“) machen ihn stolz. Er steht gerne im Vordergrund und bringt anderen etwas bei. Ausdrücklich hält er es für „fast unmöglich, dass man nicht das erreicht, was man will“, wenn man sich anstrengt. Dies entspricht der Tendenz des Faktors Selbstwirksamkeit/Selbstbewusstsein, der das entschlossene Verfolgen von Zielen auch gegenüber Schwierigkeiten und Widerständen abbildet. Der Stolz auf seine Erfolge und Leistungen und das Fehlen zumindest expliziter Selbstzweifel oder -vorwürfe entsprechen den positiven Angaben zum Faktor Selbstwertgefühl. Von Prüfungs- oder anderer sozialer Angst ist im Interview nicht direkt die Rede, was aufgrund der Spezifität dieses Faktors ein Urteil hierzu erschwert. Allerdings gibt er ausdrücklich als Grund für seine Berufswahl an, gerne im Vordergrund zu stehen, was das Vorhandensein einer solchen Angst eher nicht nahelegt. Den positiven Antworten zum Faktor Selbstständigkeit/Unabhängigkeit entspricht, dass er zumindest seine Bildungserfolge eigener Leistung zuschreibt, seine Berufswahl aufgrund eigener Abwägungen getroffen hat und eigene Orientierungen auch gegen maßgebliche Träger sozialer Normen durchsetzt, etwa das Fußballspielen gegen den Vater und die Mäßigung beim Alkohol gegen die Freunde.

Bei der Betrachtung individueller Fälle muss man sich allerdings vor Augen halten, dass die Einteilung in ‚High‘ und ‚Low‘ eine künstliche Dichotomisierung eines Kontinuums darstellt und auch die Punktwerte, die dieses Kontinuum bilden, sich aus verschiedenen Verteilungen der Punkte auf die einzelnen Items zusammensetzen können, auch wenn die Itemantworten statistisch kovariieren. Die Antworten enthalten somit differenziertere Informationen. Mit 144 Punkten befindet sich Celik eher am unteren Rand der ‚High‘-Gruppe. Dem entspricht, dass er nur wenige Extremantworten gibt und oft die vierte Position auswählt, also etwa ein knappes „eher ja“. Im Gesamtbild zeigen sich Einschränkungen vor

allem bei Selbstwirksamkeit und Selbstwertgefühl. Bei Selbstwirksamkeit wählt er acht mal die vierte und vier mal die fünfte Position, wählt also zum Beispiel bei „Schwierigkeiten sehe ich gelassen entgegen, weil ich mich immer auf meine Fähigkeiten verlassen kann“ nur ein „eher ja“. Beim Faktor Selbstwertgefühl beantwortet er das Item „Ich habe eine positive Einstellung zu mir selbst gefunden“ ebenfalls nur mit „eher ja“, was wiederum das Vorhandensein gewisser Selbstzweifel oder -kritik erkennen lässt. Für die negativ formulierten Items dieses Faktors, etwa „Ich fühle mich von Zeit zu Zeit richtig nutzlos“, vergibt er allerdings durchweg ein „trifft überhaupt nicht zu“. Bei der Prüfungsängstlichkeit verneint er die physiologisch-affektiven Symptome, hat also in Prüfungssituationen kein „beklemmendes Gefühl“ oder dergleichen, gibt aber mittlere Antworten auf die kognitive Komponente, denkt also beispielsweise daran, was passiert, wenn er schlecht abschneidet („eher ja“). Der Faktor Unabhängigkeit ergibt das vergleichsweise eindeutigste Bild, mit zweimal der ersten und dreimal der zweiten Position im Hinblick auf Items, die Bedürfnisse nach Hilfe und Anlehnung sowie Orientierung am Verhalten anderer formulieren.

Diese Abstriche sind ebenfalls gut mit dem Interviewinhalt zu vereinbaren. Dieser lässt eine gewisse Strenge Celiks mit sich selbst erkennen, beispielhaft vor allem darin, dass er wegen eines einzigen Alkoholexzesses in der Jugend fortan konsequent seinen Alkoholkonsum mäßigt, auch um den Preis regelmäßiger Kritik der Freunde und obwohl er angibt, an sich gerne Alkohol zu trinken. Auch seine Zweifel, ob er mit einem anderen Freundeskreis vielleicht doch auf die schiefe Bahn gekommen wäre, deuten eher auf eine kritische Selbstbeobachtung als auf ein ungebrochenes Selbstwertgefühl hin. Wahrscheinlich würde man auch nicht noch nach dem Bachelor-Abschluss das Abitur als markantes Erfolgserlebnis in Erinnerung haben, wenn man nicht einigen Respekt vor den entsprechenden Prüfungen gehabt hätte. Das Interview vermittelt den Eindruck, dass er sich durchaus zutraut, die Aufgaben zu bewältigen, die er sich stellt, aber nicht den, dass er das für ein Kinderspiel hält.

Celiks Beteiligung an der Gruppendiskussion ist im großen und ganzen unauffällig. Er spricht gut 10 Prozent der gesprochenen Wörter; sein Anteil, wenn alle gleich viel gesprochen hätten, wären 12,5 Prozent gewesen. Er meldet sich an zweiter Stelle und insgesamt vier Mal zu Wort, ohne jemanden zu unterbrechen. Inhaltlich lehnt er das ‚Adolf‘-Video entschieden ab, weil er darin eine „Verharmlosung“ Hitlers sieht; eine Position, die von zwei anderen Teilnehmern der Gruppe

mit ähnlicher Entschiedenheit vertreten wird, aber im späteren Verlauf auch auf Widerspruch stößt. Als die Frage aufkommt, warum seinerzeit so viele Menschen Hitler gefolgt sind, führt er Propaganda als Erklärung an, vor allem die Propagandafilme der Nazis im Kino: „Man kann ja mit Film viele Leute manipulieren“, und genau deshalb lehnt er das Video ab.

Das Problem ist ja auch, wenn das jetzt jemand sieht, der damit sich gar nicht auskennt, [unverst.] der Hitler war doch nicht so schlimm, das war doch so'n lustiger, bisschen verwirrter Kerl. Das war ja Hitler eigentlich nicht.

Die Annahme einer grundsätzlichen und potentiell gefährlichen Beeinflussbarkeit und Manipulierbarkeit der Menschen passt vielleicht zu Celiks Erwägung, dass er mit einem anderen sozialen Umfeld hätte kriminell werden können, und noch mehr zu seiner Bemerkung im Anschluss an das Konformitätsexperiment (siehe unten), ist aber kein herausragendes Charakteristikum seiner Position, sondern kommt in den Gruppendiskussionen häufig vor. Die pädagogische Sorge, Videos wie dieses könnten bei nicht einschlägig Informierten ein nicht wünschenswertes Bild entstehen lassen, gehört zu den häufigsten Gründen, es abzulehnen.

Celiks hohe Konformität im Experiment steht im Einklang mit dem Bestreben zur Vermeidung von Devianz, die das Interview geradezu leitmotivisch durchzieht. Es zeigt sich im Stolz auf den erfolgreichen Bildungsweg, auf das Nicht-auf-der-schiefen-Bahn-Sein, das von der lokalen Öffentlichkeit anerkennend quittiert wird, und auf das Nichtrauchen; im Herausstellen eines peinlichen Alkoholexzesses als biographischen Fehler und der anschließenden Mäßigung des Alkoholkonsums, in der Benennung einer „Tradition“, an die sich „nicht alle halten“, als Grund für die Verschiebung der Hochzeit, und in der Höflichkeit und Diszipliniertheit, die unserer Interviewerin aufgefallen sind. Möglicherweise zeugt auch die Vermeidung solcher Antworten im MAUS-Fragebogen, die einen ungesunden Beigeschmack haben, von einer Tendenz, ein ordentlich-normales Bild abzugeben; die physiologischen Symptome der Prüfungsängstlichkeit oder Aussagen wie „Manchmal fühle ich mich richtig nutzlos“ verneint er absolut, während er sonst zu mittleren Antwortpositionen neigt. Er steht gerne im Vordergrund, dies aber in verlässlich normierten Kontexten; es gibt keine Hinweise auf irgend eine Exzentrik. Seine Teilnahme an der Gruppendiskussion gestaltet sich genau den Anforderungen entsprechend. In der Waldschule dürfen die Kinder ‚Quatsch machen‘, weil das dort vorgesehen ist, so wie er sich auch ein kleines bisschen gehen lässt, wo das

vorgesehen ist, zum Beispiel in der Chicha-Bar. Sein Erfolg beruht auf ordentlicher Erfüllung seiner Aufgaben, auch selbstgesetzter Aufgaben, im Sinne eines Werteschemas unauffälliger Anständigkeit.

Im Licht unserer Fragestellung ist festzuhalten, dass dieser Bezugsrahmen persönlicher Standards ihn durchaus nicht in allen Lebenssituationen angepasst erscheinen lässt. Die Szene der Freunde, die ihn necken, weil er seinen Alkoholkonsum begrenzt, ist ein lebensnahes Paradebeispiel für eine Gruppendrucksituation. Löst man sie aus ihrem Kontext und legt das Asch-Experiment als Deutungsfolie darüber, zeigt sich Celik hier als autonom, und es hätte auch keine Berechtigung, zu sagen, dass er das ‚eigentlich‘ nicht sei. Er hat Normen und Standards verinnerlicht, die im Kontext bestimmter Bezugsgruppen gültig sind und seinen Präferenzen entsprechen, und verhält sich auch inmitten einer Gruppe danach, die etwas anderes nahelegt. Im Unterschied zum Konformitätsexperiment steht beim Trinken mit seinen Freunden ein situationsübergreifender persönlicher Standard auf dem Spiel, ein Anspruch an sich selbst, der in seinem Wertesystem wurzelt. In der Konfrontation mit unseren an sich bedeutungslosen Mustern könnte ein entsprechender Standard höchstens darin bestehen, die Wahrheit zu sagen oder den Anweisungen der Versuchsleitung zu folgen. Aber schon im originalen Asch-Experiment war es für die Teilnehmer nicht so klar wie für Beobachter, welches Verhalten im Sinne einer erfolgreichen Durchführung des Experiments wäre – manche von ihnen fürchteten bekanntlich, es durch abweichende Antworten zum Scheitern zu verurteilen –, und in unserer Variation muss es noch weniger klar gewesen sein, weil die gezeigten Muster weniger eindeutig waren. Zudem ist Wahrhaftigkeit eine durchaus andere Wertorientierung als Höflichkeit; oft genug stehen beide miteinander im Konflikt. Eine besondere Autoritätsorientierung ist bei Celik auch nicht festzustellen. Er hat großen Respekt vor seinem Vater als Autoritätsperson, ohne dass aber die Beziehung zu ihm von blindem oder unbedingtem Gehorsam geprägt wäre. Vor diesem Hintergrund ist folgerichtig, dass Nichtdevianz in diesem Kontext zur entscheidenden Orientierung wurde und sich in angepassten Antworten ausdrückte.

Celik kommentierte nach der Aufklärung, er habe auch einige Male abweichend geantwortet und es sei unmöglich, sich nicht beeinflussen zu lassen. Damit charakterisierte er sein Verhalten wiederum als normal und unauffällig.



### 4.3 Thomas Dechmann: größte Unabhängigkeit im Konformitätsexperiment

Thomas Dechmann ist zum Zeitpunkt des Interviews 23 Jahre alt. Er kommt aus einer Kleinstadt in Nordrhein-Westfalen und studiert Geschichte und Politik in einer mittelgroßen Stadt in einem anderen Bundesland. Aufgewachsen ist er mit drei Halbgeschwistern bei seiner Mutter und dessen Lebensgefährten.

An Geschichte hatte Dechmann schon früh ein ausgeprägtes Interesse. Im Alter von elf oder zwölf Jahren fing er an, „irgendwelche kindgerechten Biografien großer Männer“ zu lesen. Dabei fiel ihm unter anderem auf, dass diese großen Männer immer Krieg geführt und „mit der Armee agiert“ haben. Um „dann auch mal daran teilzuhaben“, entschied er sich schon früh, zur Bundeswehr zu gehen. Dabei spielte auch deren Ansehen eine Rolle. Mit Blick auf die Alternative Zivildienst sagt er: „Die öffentliche Wahrnehmung für das, was die Bundeswehr macht, nicht als Einzelperson, sondern als Instrument, als Institution, ist, glaub’ ich, ’ne ganz andere.“ Aber auch die Aussicht auf Abwechslung nach der Schule gefiel ihm. Seine Mutter war dagegen, dass er zur Bundeswehr ging, und sein leiblicher Vater tendenziell auch. Sie haben sich allerdings „damit arrangiert“, als sie merkten, dass es ihm gefiel.

Bei der Bundeswehr übte er im Geschäftszimmer des Heeresführungskommandos Bürotätigkeiten aus. Einmal hatte er aber auch Gelegenheit, sich an der Ausbildung einiger Neuankömmlinge dort zu beteiligen, was er sehr viel reizvoller fand, als „den ganzen Tag im wohlgeheizten Geschäftszimmer zu sitzen“. Bei der Grundausbildung entdeckte er außerdem seine sportliche Ader, die er im Schulsport immer vermisst hatte. Nun merkte er, „mit ’nem bisschen Druck von außen, hey, du kannst ja, wenn du willst, ne, kannst ja laufen, kannst ja marschieren, kannst auch mal schwitzen, das ist alles mehr ’ne Frage des Wollens als ’ne Frage des Könnens“. Auf diese Erfahrung führt er es zurück, dass er während des Studiums anfang, im Verein Rugby zu spielen.

Nach dem Wehrdienst zog er wieder bei den Eltern ein und hatte ein halbes Jahr Leerlauf, nicht nur, weil er bezüglich des Studienfachs unentschlossen war, sondern auch, weil er in der Bequemlichkeit des Elternhauses „träge“ wurde: „je länger ich dann da zu Hause war eigentlich nach’m Wehrdienst, desto, pfff ... beschränkter ist eigentlich meine Sicht geworden. Wollte so den Status Quo, soweit es geht, irgendwie rüberretten“. Dazu gehörte die Nähe der alten Freun-

de ebenso wie der gemachte Haushalt der Eltern und die komfortable finanzielle Lage. So immatrikulierte er sich auch zunächst in einer nordrhein-westfälischen Großstadt, wo er studieren konnte, ohne umzuziehen. Weil er sich vom Informationsmaterial der Universitäten angesichts der Fülle der Studiengänge „ein bisschen abgeschreckt“ gefühlt hatte, war er zur Studienberatung gefahren, wo ihm der Studiengang Sozialwissenschaften empfohlen worden war, den er dann auch wählte, aber nach zwei Semestern abbrach. Er war „unter der falschen Prämisse dran gegangen“, nämlich zu einem guten Teil in dem Versuch, jenen „Status Quo“ zu bewahren. Er habe sich zu wenig mit dem Studiengang „identifiziert“, und aufgrund „fehlenden Anschlusses“ auch mit der Universität überhaupt. „Entsprechend gering war dann auch irgendwann mein Engagement. [...] Da bin ich halt unzufrieden geworden, also ... aufgrund fehlenden Erfolges“.

Stattdessen entschied er sich nun, Geschichte zu studieren, weil ihn das mehr interessierte und deshalb auch mehr motivieren würde. Während des Wartens auf den Studienbeginn, diesmal einschließlich Umzug, beschäftigte er sich mit Rugby, einem universitären Debattierclub sowie damit, „exzessiv Latein-Nachhilfe“ zu geben. Nun lebt er in einer Wohngemeinschaft, studiert engagierter und zeigt sich damit zufrieden. Dass es ihm hier besser gefällt, merkt er unter anderem daran, dass ihn seine Dozenten aus dem vorangehenden Semester bei zufälligen Begegnungen noch namentlich kennen und grüßen, was in seinem ersten Studium undenkbar gewesen sei. Neben dem Studium treibt er weiter Sport und ist auch hier im Debattierclub aktiv.

Auf die Frage nach prägenden Erlebnissen fällt ihm zunächst nichts ein. Man könne also sagen, dass er ein „Normalo“ sei, schlägt der Interviewer vor. Dechmann weist dies entschieden von sich: „Ja, das wär' ... (lacht) das nicht unbedingt, nein. Nein, nein, das mit Sicherheit nicht, also ... hm, bei aller Bescheidenheit, glaub ich nicht“. Sogar seine alten Lehrer von der Schule grüßten ihn noch, führt er als Beleg an. Woran das liegt? Er habe in der Schule „kultivierte Faulheit“ betrieben, aber auch „exzentrische Aktionen gebracht“, zum Beispiel Hausaufgaben als Gedicht, Theaterstück oder Messe vorgeführt. War er so eine Art Klassenclown? Zum Abschluss des Abiturs gebe es ja „immer so Wahlen“, antwortet er, und in der Kategorie „Clown der Jahrgangsstufe“ sei er mit 53 Stimmen erster geworden, vor dem Zweitplatzierten mit sechs Stimmen.

Auf die Frage, wo er sich in zehn bis 15 Jahren sehe, sagt er: „Ich hab nicht die geringste Ahnung“. Er weiß aber ein paar Dinge, die er nicht will, zum Beispiel in

den Staatsdienst, weil er bezweifelt, nach der Pensionierung mit 67 Jahren noch „die Energie und die Lust“ zu haben, „dann mit der massigen Freizeit, die ich da hab, dann noch mal was komplett Neues anzufangen“. Er bestätigt die Deutung des Interviewers, er brauche also immer etwas, das ihn treibe. Auch Öffentlichkeitsarbeit oder Journalismus wären nichts für ihn; Optionen, die er selbst an dieser Stelle ins Spiel bringt. „Sterbenslangweilig, über Sachen zu berichten, die andere Leute gemacht haben. Ich möchte lieber selber machen. Da sollen andere mal schön drüber berichten“.<sup>3</sup>

Das Gespräch dauerte 44 Minuten. Der Interviewer notierte unter anderem: „Interviewpartner hat sehr viel von sich und sehr ausschweifend erzählt, so dass ich ihn öfters bremsen und unterbrechen musste. [...] wirkte sprachlich ziemlich souverän, seine Eigenpräsentation selbstsicher und reflektiert, offen und freundlich.“

Wie schon bei Adem Celik, gibt auch hier ein näherer Blick auf die Fragebogenwerte im Einzelnen erheblich mehr Aufschluss als die Kategorisierung als ‚Low‘, zumal für ihn spiegelverkehrt dasselbe gilt wie für jenen, nämlich dass er sich innerhalb der ‚Low‘-Gruppe mit 96 Punkten eher am oberen Rand befindet.

Im Interview attestiert Dechmann sich selbst eine gewisse Antriebsschwäche. Er braucht äußere Anreize und Antriebe, um aktiv zu werden und seine Fähigkeiten einzusetzen; wenn diese äußeren Antriebe fehlen, wird er träge. So ist es nach dem Abschluss seines Wehrdienstes geschehen, und er befürchtet schon heute, dass es im Rentenalter wieder geschehen könnte. Er hat Zweifel an seiner Willenskraft, aber nicht an seiner Fähigkeit, seine Aufgaben zu bewältigen, wenn der Wille einmal da ist. Im Zusammenhang mit seiner neu entdeckten Sportlichkeit bei der Bundeswehr bringt er dies auf den Punkt, wenn er sagt, das sei „mehr 'ne Frage des Wollens als 'ne Frage des Könnens“. Im Hinblick auf sein gescheitertes erstes Studium führt er seine unbefriedigenden Leistungen auf mangelnde Motivation zurück, die darin begründet lag, dass er sich nicht wohl fühlte. Zweifel an seiner prinzipiellen Fähigkeit, bei ausreichender Motivation ein Studium zu bewältigen, kommen nirgends vor. Auch im Zusammenhang mit seinen Clownerien in der Schule fehlt jeder Hinweis, dass ihm die Anforderungen der Schule Schwierigkeiten bereitet hätten; er verweigert sich der vorgesehenen Form der Protokolle vielmehr deshalb, weil diese „sterbenslangweilig“ sei. Wenn er sie in Gedichtform vorträgt, tut er nicht einfach etwas anderes als das Verlangte,

---

<sup>3</sup>Hiermit geschehen.

sondern das Verlangte und mehr, wobei er in diesem Mehr sein Bedürfnis nach Stimulation (Vermeidung von Langeweile) zum Ausdruck bringt, was sich als Exzentrik äußert.

Im Fragebogen schlägt die Antriebsschwäche vor allem im Faktor Selbstwirksamkeit negativ zu Buche, zum Beispiel bei „Ich bin ein entschlossener Mensch“ oder „In mir steckt genügend Energie, um alles zu machen, was ich machen muss“, die er beide mit Position zwei verneint. Der Faktor Selbstwertgefühl ergibt unter dem Strich eher ein positives Bild; so ist bei „Ich habe eine positive Einstellung zu mir selbst gefunden“ die fünfte Position (etwa ‚trifft zu‘) angekreuzt. Auffällig ist die sechste Position (‚trifft voll und ganz zu‘) bei „Ich kann vieles genau so gut wie die meisten anderen Menschen auch“ – hier zeigt sich das Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten. Eine Frage des Wollens, nicht des Könnens.

Das am ehesten eindeutige ‚Low‘-Bild zeigt sich beim Faktor Unabhängigkeit – alle fünf Items sind mit der fünften Position, die etwa ‚oft‘ entspricht, beantwortet; d. h. er lehnt sich oft an andere Menschen und deren Urteile an oder orientiert sich an ihnen, braucht Unterstützung und hat Schwierigkeiten, Entscheidungen selbstständig zu treffen.

Ein weiterer Aspekt seines Antwortverhaltens erklärt sich vielleicht am besten auf der Grundlage einer Gesamtschau der Daten, die wir von ihm haben. Mitarbeiter des Projekts haben protokolliert, dass er beim Ausfüllen eines der Fragebögen in der Gruppe klagte, dass darin etwas falsch formuliert sei, und eine Diskussion darüber anfangen wollte, worauf in der Gruppe aber niemand einging. Auf einem Bogen des Persuasionsexperiments, wo in Bezug auf den vorgelegten Text gefragt wird, ob „die Quelle“ glaubwürdig sei, hat er handschriftlich notiert: „Das ist doch ein Kommentar, also keine Quelle!!!“, wobei das Wort „Quelle“ unterstrichen ist. Beide Äußerungen verraten einen kritischen Blick aufs Detail des Materials und die Bereitschaft, eventuelle Vorbehalte, die sich daraus ergeben, auch kundzutun. Im Einklang damit deutet auf ein eher reflektiertes als spontanes Ausfüllen des MAUS-Fragebogens hin, dass Dechmann an vier Stellen seine ursprünglichen Kreuzchen übermalt und dann woanders gesetzt hat.

Unter der Voraussetzung dieses kritischen Umgangs mit dem Wortlaut des Materials ist konsequent, dass Dechmann das Item „Für jedes Problem habe ich eine Lösung“ aus dem Faktor Selbstwirksamkeit mit der ersten Position beantwortet hat, „stimmt nicht“. Wenn man die Item-Formulierung genau nimmt, ist das die einzig vertretbare Einschätzung. Was erhoben werden soll, ist natürlich

eher das Grundgefühl, oft oder eben nie mit unlösbaren Problemen konfrontiert zu sein. Meine Vermutung ist, dass Dechmanns Antwort aber nicht auf ein Gefühl der Überforderung verweist, sondern vielmehr darauf, dass er die Formulierung wörtlich genommen hat – nicht aus Naivität, sondern aus einer Freude an der Betätigung seiner Intelligenz, wie sie sich auch in der Teilnahme am Debattierclub und im Aufführen von Deutschprotokollen in der Form von Lyrik zeigt. Dass bei seiner speziellen Art, die ihm gestellten Aufgaben mit Bravour und einem gewissen Extra zu bewältigen, ein auffälliges Verhalten herauskommt, ist nichts, was ihn stören würde; er selbst schätzt sich als auffällig ein und scheint damit im Reinen, wenn nicht stolz darauf zu sein. Dieser Effekt mag sich auch etwa bei dem Item „In unerwarteten Situationen weiß ich immer, wie ich mich verhalten soll“ bemerkbar machen, bei dem das Kreuzchen an zweiter Stelle steht, also eine starke, aber nicht absolute Verneinung ausdrückt. Auch diese Fähigkeit kann, streng genommen, niemand für sich beanspruchen.

Wenn diese Deutung in der Tendenz zutrifft, sind davon vielleicht auch drei Items des Faktors Prüfungsängstlichkeit betroffen. Dechmann vergibt die sechste Position, „fast immer“, auf alle drei Items der kognitiven Komponente, die besagen, dass er bei Prüfungen über Konsequenzen eines möglichen Misserfolges nachdenke, daran denke, was bei einem schlechten Abschneiden passiere, und sich frage, ob seine Leistung ausreiche. Wiederum, wenn man die Formulierungen wörtlich nimmt, dürfte es kaum jemanden geben, der sich nicht irgendwann im Umfeld einer jeden Prüfung fragt, ob seine Leistung ausreicht oder was die Folgen eines Misserfolgs wären. Diese Erwägungen sind, genau genommen, einfach eine Vergegenwärtigung der Bedeutung und Schwierigkeit der jeweiligen Prüfung. Die Items der physiologisch-affektiven Komponente beantwortet er dagegen mit der zweiten Position, die soviel besagt wie ‚selten‘.

In der Summe würde das bedeuten, dass Dechmann, wenn er eine weniger wortgenaue Interpretation der Items zugrunde gelegt hätte, vielleicht kein ‚Low‘ mehr gewesen wäre. Man muss sich immer wieder vergegenwärtigen, dass psychometrische Daten psychologische Muster identifizieren, die sich bei der Zusammenschau der Neigungen einer Vielzahl von Individuen abzeichnen, aber die Spanne der Eigenschaften, die ein einzelnes Individuum aufweisen kann, in seinen Fragebogenwerten nur grob umrissen ist. Bei zwei Personen mit derselben Punktzahl können diese Punkte von verschiedenen Items kommen, die bei einem Individuum eben nicht so verlässlich kovariieren wie in einer größeren Stichprobe, und somit

auf verschiedene Eigenschaften verweisen. Vor diesem Hintergrund muss man die Aussage interpretieren, dass ein Fragebogen eine Persönlichkeitseigenschaft erfasse, die es somit ‚wirklich gibt‘. Etwas wird erfasst, aber dieses Etwas ist in seiner allgemeinen Form eine nur statistisch erfassbare Grundtendenz, die bei jedem Individuum in verschiedener Ausprägung und differenzierteren Eigenschaftsprofilen in Erscheinung tritt, als ein Summenwert und ein Name für die betreffende Eigenschaft es erscheinen lassen.

Dechmann jedenfalls fällt gerne auf und stellt seine Intelligenz und Originalität zur Schau. Wie die Erwähnung seiner Wahl zum Clown der Jahrgangsstufe zeigt, ist es ihm recht, wenn die Anerkennung, die er dafür bekommt, ihn als etwas schräg, als Sonderling dastehen lässt, auch wenn es nicht Bedingung ist – seine Entscheidung für die Bundeswehr begründet er mit deren öffentlicher Anerkennung, und er möchte, dass später einmal über ihn berichtet wird, ohne zu spezifizieren, in welchem Zusammenhang oder mit welchem Inhalt er sich das wünscht. Auch in der unmittelbaren Umgebung des Studentenlebens legt er Wert darauf, ge- bzw. erkannt zu werden.

Seine Teilnahme an der Gruppendiskussion zum ‚Adolf‘-Video spiegelt diese Charakterzüge. Auf ihn entfielen unter sieben Teilnehmern 42 Prozent der gesprochenen Worte, womit den anderen jeweils im Schnitt knapp 10 Prozent verblieben. Er vertrat seine Standpunkte offensichtlich mit Vergnügen und von jeder Gegenrede unbeirrt. Die folgenden Auszüge vermitteln davon einen Eindruck.

Annina Lutgerin: [...] er hat sich ja selber umgebracht, also das ist ja die größte Kapitulation, die man machen kann, und ich finde, das wirft so'n falsches Bild auf die Geschichte, auch grad für Jugendliche, also ich find's nicht gut. S' halt schon ganz witzig aufgemacht, aber ich find's jetzt trotzdem nicht gut.

Thomas Dechmann: Braucht der Jugendliche doch nur ins Geschichtsbuch zu gucken und dann sieht er ja auch, dass er sich, dass er sich selber weggeschossen hat, oder nicht? Und ich mein, das wird ja auch gesagt, ne, er hat Blausäurekapseln und genug Benzin, also es wird ja nicht unterschlagen von dem Video.

Annina Lutgerin: Ja, ich find's aber trotzdem nicht gut.

Thomas Dechmann: Warum?

[...]

Annina Lutgerin: [...] es greift halt nicht jeder Jugendliche zum Geschichtsbuch. Es gibt dann halt auch viele, die denken, ja, unser tapferer Adolf oder was weiß ich, also wirklich.

Thomas Dechmann: ... der nackt mit seinem Hund in der Badewanne sitzt, also das will ich ja mal bezweifeln.

[...]

Jan Sievers: Worauf ich hinauswollte, ist halt dieses, dass er eigentlich ja auch ganz simpel angefangen hat. Mit seinem, mit seinem Studium, mit der Kunst, und dann da nicht angenommen wurde und eigentlich auch 'n Versager war. Muss man mal so wirklich klar sagen, dass er 'n absoluter Versager war. Und auch nachher, als er an der Regierung war, war er auch 'n Versager, aber auf 'ne mächtigere Art.

Thomas Dechmann: Na, Versager kann man nicht sagen.

Jan Sievers: Ja, ich (Th.D. unterbricht: „Also der hat ...“) will mich jetzt vernünftig ausdrücken, ne.

Thomas Dechmann: Ja, aber ich mein, da muss man 'türlich sehen, wenn man dann sieht, wo, aus welchen Verhältnissen er kommt, ja, also niederster Dienst ... niedrigstes Dienstbeamtentum, ja, sag mal, wenn ... 1920 war der Mann, oder 1920 war der Mann 'n politisches und soziales Nichts. Und nichts hätte darauf hingewiesen, was er mal werden hätte können, ja, und wenn man dann natürlich sieht, in was für 'n wirklich kompetentem Aufstieg (J.S.: Genau!), das ... zwischen ... also, vielleicht an einem Jahr vielleicht sogar mal geschafft hat, der mächtigste Mann der Welt zu werden. Soviel zu den Handlungsspielräumen, ja?

Jan Sievers: Ja, ja!<sup>4</sup>

In der Diskussion über Adolf Hitler mögen Dechmann seine Kenntnisse in Geschichte sowie die Übung in den Debattierclubs zweier Universitäten zugute gekommen sein. Die Neigung, sich in den Mittelpunkt zu stellen, konnte sich in situationsadäquaten Kompetenzen ausdrücken.

Mein Vorschlag zur Erklärung von Dechmanns Nonkonformität im Experiment ist nun der, dass dort ebendiese Neigungen und Kompetenzen zum Tragen kamen. Er ist es gewohnt, durch Abweichung aufzufallen, und es gehört zu seinem Selbstbild, dass er jemand ist, der das tut. Darüber hinaus fällt er gewöhnlich nicht *irgendwie* auf, sondern, wenn es nach ihm geht, durch eine kompetente Originalität. Das Konformitätsexperiment kam ihm entgegen, da es ermöglichte, dass

---

<sup>4</sup>Jan Sievers ist übrigens unser MAUS-Spitzenreiter mit 173 Punkten.

er schon durch die Kompetenz, die gestellte Aufgabe zu lösen, in genau diese Sonderrolle gelangte. In Form und Kontext ähnelte das Experiment einer Seminar- oder Prüfungssituation, wo Meinungen, Einschätzungen und Standpunkte bezüglich irgend eines Gegenstandes aufeinandertreffen; im Unterschied zu einer Prüfungssituation hier allerdings folgenlos, also eher wie im Debattierclub. Im kurzen Aufklärungsgespräch anschließend sagte er auf die Frage, ob ihm etwas aufgefallen sei, dass er „häufig was anderes“ gesagt habe als die anderen. Dies habe ihn „nicht wirklich gestört“ – „wenn es so ist, dann ist es so“.

#### 4.4 Kathrin Schneider: niedrigster MAUS-Wert

Kathrin Schneider ist zum Zeitpunkt des Interviews 24 Jahre alt. Sie hat Musik, Mathematik und Deutsch auf Grundschullehramt studiert, womit sie „quasi in die Fußstapfen“ ihrer Mutter getreten ist, die ebenfalls Grundschullehrerin ist. Sie „wollte das halt gerne“, „war immer schon gerne mit Kindern zusammen“, hat auch als Babysitterin gearbeitet und wollte etwas mit Musik zu tun haben. Sie ist in einem Dorf bei ihren Eltern und mit zwei jüngeren Geschwistern aufgewachsen.

Ihre Kindheit beschreibt sie als stark von einer Krankheit geprägt, als deren Folge sie still und introvertiert und in der Schule eine Außenseiterin war, die teilweise aktiv ausgeschlossen und gemobbt wurde. Als Kind hat sie „abgeschottet von der Außenwelt“ Monate im Krankenhaus verbracht. In der Grundschule hat sie sich daher „oft sehr außen vor gefühlt, also sehr ausgegrenzt“, wodurch sich das Gefühl „immer mehr verankert“ hat, dass sie „irgendwie komisch“ sei. „Zugespitzt“ hat es sich dann in der Realschule – „da wurd’ ich richtig gemobbt“. Einmal, als sie „richtig verkloppt“ wurde, hat sie einem der Mitschüler „’ne Backpfeife gegeben“, aber das war „fast das einzige Mal“, dass sie sich gewehrt hat. Sonst hat sie meist eher „gepetzt“, was aus Sicht der anderen „natürlich dann auch wieder doof“ war. Ein weiterer Umstand, der „den Hass der Mitschüler auch noch verstärkt“ hat, war ihr schulischer Ehrgeiz – sie hat sich auf der Realschule „sehr hohe Ziele gesetzt“ und „wollte unbedingt gut sein“, wodurch sie „dann sehr, sehr streberhaft“ wurde. Außerdem hat bei ihr die Pubertät erst später eingesetzt als bei den anderen, was ihre Sonderrolle zusätzlich akzentuiert hat. Sie war „vom Denken her“ noch lange ein Kind und hat sich mit Barbie-Puppen und den Tieren auf dem Bauernhof der Großmutter beschäftigt; „dieses ganze Pubertäre kam halt erst viel später“.



Was ihr in dieser Zeit Halt gab, war ihr christlicher Glaube und die Tätigkeit als Messdienerin, das Klavierspielen und ab dem zwölften Lebensjahr das Reiten. Mit Klavierspielen und Reiten hatte sie „zwei schöne Hobbies“, die ihr „dann irgendwie noch Spaß gemacht“ haben, und außerdem „’ne ganz tolle Familie, die hinter mir gestanden hat“.

Da sie „immer schon gerne studieren“ und sich „irgendwie bilden wollte“, wechselte sie nach der zehnten Klasse aufs Gymnasium. Dort hat sich die Situation entspannt und das Mobbing aufgehört, „wobei ich natürlich auch dann irgendwie durch die ganzen Erfahrungen so introvertiert war, dass ich gar nicht so in der Lage war, mich so auf andere Kontakte einzustellen“. Nach guten bis sehr guten Noten auf der Realschule sank sie nun auf einen Dreier-Durchschnitt, weil sie mit ihren Gedanken „oft woanders war“ und sich fragte, „wie sehen mich jetzt die anderen?“, und weil die „Umstellung [...] unter den Bedingungen [...] halt schwierig“ ist.

Sie hatte auf dem Gymnasium eine Freundin, die sie noch aus der Grundschule kannte. Diese zog sich später etwas zurück, weil Schneider sich sehr an sie „drangekettet“ habe, „sehr auf sie fixiert“ gewesen sei, anscheinend anstelle einer besseren Integration in die Schülerschaft insgesamt: „klar, die anderen Leute waren mir irgendwie auch wichtig, aber eben doch nicht so, dass ich mich da groß um Kontakt bemüht hab“. Gleichgültig war sie der Freundin aber nicht – wegen ihrer Ausgrenzung luden sie und eine weitere Freundin sie zum Einkaufsbummel und Kaffeetrinken ein, berieten sie zu ihrer Kleidung und machten ihr Mut bezüglich ihrer sozialen Stellung in der Schule und ihrer Liebenswürdigkeit als Person und ermunterten sie, sie solle sich „das nicht immer so gefallen lassen“. Dies hat bei ihr ein „Umdenken“ bewirkt; „wie von einem Tag auf den anderen ... also, ich hab mich sehr geändert dann, ne, ich hab ... ich bin sehr pubertär geworden und ... hab teilweise dann auch ’n bisschen übertrieben, aber ich glaub, ich musste das einfach alles so’n bisschen ausleben, was ich vorher halt nicht so hatte ... und ich glaub, das fanden dann andere auch wieder komisch“. Sie hat nun immer „sehr, sehr viel geredet“ und versucht, sich „so’n bisschen in den Mittelpunkt zu stellen, durch das Verhalten“, hat sich anders gekleidet, „jetzt nicht total freizügig, aber schon etwas mehr als vorher“, ist „viel länger auf Parties geblieben“ und hat dort oft betrunken getan, wenn sie es gar nicht war, weil sie „eben einfach diese Aufmerksamkeit“ brauchte.

Im Studium lief es besser als in der Schulzeit: „anfangs war’s total super, ich hab viele neue Leute kennengelernt, und was ich natürlich überhaupt nicht so gewohnt war, war halt total euphorisch“. Zur Mitte hin bekam sie Schwierigkeiten mit den Anforderungen – die Kommilitonen hatten „irgendwann mit sechs, sieben Jahren angefangen, ihr Hauptinstrument zu spielen, und ich mit meinen vierzehn Jahren war da halt nicht gut dabei“. Dadurch habe sie sich „immer sehr unter Druck gesetzt gefühlt“. Außerdem fiel Mathematik ihr nicht leicht und sie musste viel für die Klausuren lernen. Sie hat es aber geschafft. Ihre Musikalität lebt sie nebenher im Chor der Universität aus. An sich selbst beobachtete sie in der Studienzeit, dass ihre Erfahrungen sie auch „’n bisschen positiv geprägt“ hätten, nämlich insofern, als sie „sensibilisiert worden“ sei und nun sehr darauf achte, „dass Leute nicht ausgegrenzt werden“. Gleichzeitig laste ihre schwere Kindheit noch auf ihr; „bis zum letzten Jahr“ hatte sie immer noch Abende, an denen sie „ziemlich down war“. Sie hat dann häufig ihre Mutter angerufen.

Auf die Frage nach Fehlern, die sie möglicherweise in ihrem Leben gemacht hat, sagt sie, da gebe es „viele Sachen“. Spontan nennt sie aber als erstes, dass sie „damals so ... so streberhaft war“ und „oft andere so auf ihre fachlichen Fehler hingewiesen“ hat. „Das hätt ich vielleicht mehr ... in der ... in der Stärke oder in der Dimension nicht so machen sollen, das kann ich heute nachvollziehen, dass das doof war“.

Das Gespräch dauerte 46 Minuten. Die Interviewerin notierte unter anderem: „hält gut Blickkontakt, gestikuliert, lacht / insgesamt der Eindruck aber etwas gehemmt und verlangsamt [...] spricht flüssig und viel / insgesamt spricht sie langsam, aber oft ohne dem Gesprächspartner die Chance zu geben, etwas zu sagen / sie zu unterbrechen – ich habe Probleme, sie zu stoppen, das Interview gerät zu lang“, und mit Blick auf die häufige Erwähnung ihres schlechten Selbstbildes: „beim Interview heute wirkte sie eigentlich selbstbewusst und ‚stark geworden“.

Leitmotiv der Erzählung von Kathrin Schneider ist ihre Position als Außenseiterin, vor allem in der Schule. Sie erzählt vom Ursprung, von Wendungen zum Besseren und zum Schlechteren und ihren eigenen Mühen in Verbindung damit. Sie möchte anerkannt werden, aber schlichte Anpassung an die anderen, um das zu erreichen, scheint ihr als Option nicht zur Verfügung zu stehen. Sie möchte zum Beispiel eine gute Schülerin sein, wird deshalb „streberhaft“ und nimmt in Kauf, dass dies bei den anderen nicht gut ankommt. Ähnlich beim ‚Nachholen‘ ihrer Pubertät, das sie von Zurückgezogenheit zu sozialer Exzentriz umschwenken

lässt, obwohl die Gleichaltrigen das „auch wieder komisch“ finden. Man könnte beides als eine Art Überanpassung in dem verzweifelten Bemühen beschreiben, sich zu integrieren; ein möglichst perfektes Erfüllen schulischer Anforderungen hier und freizügige Kleidung und (vorgetäuschte) Trunkenheit als Aspekte adoleszenten Freizeitverhaltens dort. Sie tut tendenziell die richtigen Dinge, aber sie tut sie mehr aus der Eigendynamik ihrer spezifischen individuellen Entwicklung und Bedürfnisse heraus als auf Grundlage tatsächlicher Abstimmung mit der jeweiligen sozialen Umgebung. So kommen ihre Initiativen mitunter zur falschen Zeit in dem Sinn, dass sie zu den gegebenen Zeitpunkten keinen intersubjektiv gemeinsamen, also sozialen Anlass oder Bezug haben, und sind auch in ihrer Übertriebenheit eher fehlangepasst. Von der beginnenden Gymnasialzeit sagt sie selbst, dass sie so „introvertiert“ gewesen sei, dass sie sich nicht gut „auf andere Kontakte einstellen“ habe können. Als sie eine intensive Freundschaft zu einer einzigen Freundin pflegte, hat sie sich bei den anderen wiederum „nicht groß um Kontakt bemüht“. Sie bleibt ein wenig außen vor und wünscht sich, besser integriert zu sein, ohne dass aber eine Anpassung an Gruppennormen als wesentliche Strategie zu diesem Zweck auftauchen würde. Wenn sie es rückblickend bereut, Mitschüler zu oft „auf ihre fachlichen Fehler hingewiesen“ zu haben, und hinzufügt, sie könne „heute nachvollziehen, dass das doof war“, deutet dies darauf hin, dass ihr das Anecken mit diesem Verhalten damals nicht oder weniger bewusst war. Während sie nach Integration und Anerkennung strebt, scheint ihr ein wenig das Sensorium für die Reaktionen ihrer unmittelbaren Umgebung zu fehlen, was sich auch darin ausdrückt, dass die Interviewerin Schwierigkeiten hat, sie zu ‚bremsen‘. Darüber hinaus scheint sie es oft gar nicht anzustreben, sich auf ihre Umgebung einzustellen, weil eigene innere Bedürfnislagen für sie im Vordergrund stehen.

Kathrin Schneider hat im Konformitätsexperiment nur zwei angepasst-falsche Antworten gegeben und darüber hinaus drei Mal einer richtigen Vorgabe widersprochen. Sie liegt mit ihrem Konformitätsverhalten im Sinne des Experiments also unter dem Durchschnitt. Mindestens ist damit festzustellen, dass der extrem niedrige MAUS-Wert sich nicht in der hypothetisch angenommenen Weise im Konformitätsexperiment wiederfindet.

Ihre Fragebogenantworten auf die Items zur Prüfungsängstlichkeit und zu den Selbstwirksamkeitserwartungen sind ausnahmslos ‚am Anschlag‘ im Sinne größtmöglicher Prüfungsängstlichkeit und geringstmöglicher Selbstwirksamkeit.

Die Angaben zum Selbstwertgefühl sind weniger eindeutig. Sie wählt zwar ein radikales „trifft voll und ganz zu“ auf die Items „Ich fühle mich von Zeit zu Zeit richtig nutzlos“ und „Hin und wieder denke ich, dass ich gar nichts tauge“, aber die dritte Position, also nahe an der Neutralität, bei „Ich habe eine positive Einstellung zu mir selbst gefunden“. Beim Faktor Selbstständigkeit/Unabhängigkeit befinden sich alle Antworten auf der vierten oder fünften Position, d. h. sie schätzt sich als unterstützungsbedürftig ein, aber nicht in extremer Weise.

Ihr Anteil an der Gruppendiskussion betrug – wieder gemessen an der relativen Anzahl der Wörter – knapp 30 Prozent bei insgesamt sechs Teilnehmern. Ein Sechstel entspräche aufgerundet 17 Prozent. Wie Dechmann ist also auch sie überdurchschnittlich präsent. Qualitativ taucht in der Gruppendiskussion die Konflikthaftigkeit ihres Bemühens um soziale Integration wieder auf. Inhaltlich betrachtet sie den Videoclip vornehmlich aus dem schon erwähnten pädagogischen Blickwinkel, indem sie ihn auf der Grundlage ihrer Einschätzung gutheißt, dass er eine positive Aufklärungswirkung haben könne. Sie qualifiziert dies selbst als „Sicht einer angehenden Lehrerin“. In ihrem Interaktionsverhalten ist sie um Harmonie und Ausgleich bemüht, fällt aber zuweilen gerade durch dieses Bemühen ein wenig aus dem Rahmen. Die folgende Szene, die sich zu Beginn der Gruppendiskussion abspielt, veranschaulicht dies.

Kathrin Schneider: Ja, ich denk auch. Also, bin ich auch der Meinung. Vor allem, ich fand's gut, also, als er da in der Badewanne saß, das sah ... ja, also die ... ich weiß nicht, ob das seine Kinder sein sollten oder so, die da irgendwie dann gesungen haben, „Adolf, du alte Nazisau“, das fand ich eigentlich gerade auch ganz gut, dass die so ähnlich wie er aussahen im Grunde, weil, also, ich denke mal, so in meiner Sicht als angehende Lehrerin (lacht) ist das dann auch so, dass man dann zeigt, ja, wir Menschen sind im Prinzip gleich, nur eben die Einstellungen können anders sein und aber ... also, ich fand das gut, dass es ... also ich fand's gut, ja, so, ich denk, das kann man durchaus anhören.

Rebecca Kaiser: Hm, ja, ich schließ mich an und ja, das mit den Kindern würd ich eher nicht sagen, dass das die Kinder sind, aber vielleicht sollten's einfach die, quasi die ganze Bevölkerung darstellen [K.S.: ja, ja] weil ja sowieso alle untergegangen sind ...

Kathrin Schneider [unterbricht R. K. stark]: Ja, ich fand das nur ganz – ganz gut, dass die halt so ähnlich aussahen, ne ...

Rebecca Kaiser: Ja, genau, genau ...

Kathrin Schneider: ... also dass [R. K.: was er ja quasi auch wollte] man das so dargestellt hat, ne, is egal, wie man aussieht, ne.

Rebecca Kaiser: Ja, ne, ich fand's ganz gut, nett, ironisch gemacht und ... ja, ist halt 'n ernstes Thema, aber muss man ja nicht immer so ernst alles behandeln, gehört halt zur Geschichte dazu und zu der deutschen Geschichte und ... aber kann man halt nicht rückgängig machen, also ...

Kathrin Schneider: Ja, also, solange es nicht rechtsextrem ist oder so, das war's ja nicht ... finde ich das okay. Find ich sogar gut.

Die Notiz, der zufolge Schneider ihre Mitdiskutandin ‚stark unterbricht‘, stammt von der Protokollantin, die von MAUS-Werten oder gar meiner hier entwickelten Interpretation natürlich nichts wusste. Sie fällt ihr tatsächlich laut und recht schroff ins Wort – aber mit der Absicht, wie man sieht, sofort den Keim eines Dissenses oder Konflikts auszuräumen und sich gleichzeitig zu rechtfertigen. Ihr etwas zu energisches Bemühen um Harmonie erzeugt in Form des schroffen Unterbrechens eine gewisse Disharmonie, etwa so wie das, was oben tentativ als Überanpassung bezeichnet wurde.

In mehrerer Hinsicht ist also eine Tendenz Schneiders zu nonkonformem Verhalten zu konstatieren, wobei in ihrer Schullaufbahn ihre Nonkonformität eine erzwungene war, die in ihrer Erzählung den Ausgangspunkt ihrer Entwicklung bildet. Später scheint sie es bewusst in Kauf zu nehmen, dass sie mit ihrer neuen Exzentrik aus der Reihe tanzt und anderen merkwürdig erscheint: „ich hab teilweise dann auch 'n bisschen übertrieben, aber ich glaub, ich musste das einfach alles so'n bisschen ausleben, was ich vorher halt nicht so hatte“.

Ihre richtigen und damit oft von der Gruppe abweichenden Antworten im Konformitätsexperiment können insofern als ein weiterer Fall abweichenden Verhaltens bzw. einer Sonderrolle Schneiders gesehen werden, der für sie nichts Ungewöhnliches ist und auch nichts, was sie unbedingt zu vermeiden versuchen würde. Es hat außerdem starke Ähnlichkeit zu dem, was sie selbst als „streberhaftes“ Verhalten beschreibt; nämlich formalisierte, von einer Autorität vorgegebene Aufgaben besser bewältigen zu können als andere, dies auch zu zeigen und den anderen damit – womöglich unangenehm – aufzufallen. Die Bereitschaft, dies zu tun, ist eine gute Voraussetzung für abweichende Antworten in einem Konformitätsexperiment.

Nach der Aufklärung über den Zweck des Experiments kommentierte sie: „ich dachte, ich hätte so eine schlechte Wahrnehmung“. Darin kommt ihr Mangel an

Selbstwertgefühl zum Ausdruck, der für sie aber nicht nahe zu legen scheint, der Einschätzung der anderen zu folgen. Eine Sonderrolle ist für sie nicht ungewöhnlich, und äußeres konformes Verhalten („compliance“) war nie ihre Art, damit umzugehen – sei es, weil sie eine solche Strategie ablehnt oder weil sie dazu gar nicht fähig ist. Stattdessen folgt sie ihren inneren Überzeugungen, Intuitionen und Bedürfnissen. Ihre Haltung zum Experiment erscheint als eine weniger selbstsichere und mehr fatalistische Variante des „wenn es so ist, dann ist es so“ von Thomas Dechmann.

## 4.5 Jan Sievers: höchster MAUS-Wert

Jan Sievers ist zum Zeitpunkt des Interviews 22 Jahre alt und studiert Wirtschaft und Politik Ostasiens in einer Ruhrgebietsstadt. Vorher hat er drei Semester Politikwissenschaften in einer benachbarten studiert. Er erzählt wenig chronologisch und ist eher desinteressiert daran, über seine früheren Lebensphasen zu sprechen: „Also die Zeit, wo ich aufgewachsen bin, war eigentlich hauptsächlich geprägt so von, weiß ich nicht, Schule irgendwie hinkriegen, Sport machen, Mädels, das war eigentlich alles, so, also ich hab viele Freunde gehabt, die jetzt vielleicht ’ne spannende Story zu erzählen gehabt hätten von solchen Sachen, dass sie beim Klauen erwischt wurden oder sonst irgend ’nen Kram, aber sowas hab ich eigentlich nie gehabt, ich hab immer Schwein gehabt“. Auf meine Bitte am Anfang des Interviews, seine Lebensgeschichte zu erzählen, beginnt er dementsprechend nicht mit seinem Heranwachsen, sondern erwidert zunächst, dass wir mit unserer Projektfragestellung, „wie Menschen Handlungsspielräume nutzen“, bei ihm „bei genau dem richtigen“ seien. Für ihn habe „das auch wirklich viel mit Religion zu tun“. Früher sei er Messdiener gewesen und habe abends gebetet, wenn er Probleme hatte. Irgendwann aber dachte er sich, „ja, das hilft mir doch alles jetzt nichts, und dann musst’ ich meinen Kram selbst in die Hand nehmen“. Zur Illustration erzählt er „’ne schöne Geschichte, die dazu relativ gut passt“. Als er 16 oder 17 Jahre alt war, schaute er sich mit Freunden Street-Running-Videos auf Youtube an. Daraufhin entwickelten mehrere aus dem Freundeskreis einen Ehrgeiz, einen Rückwärtssalto zu vollbringen. Damals trieb Sievers bereits viel Sport, hatte als Kind mit Fußball angefangen und inzwischen verschiedene Kampfsportarten ausprobiert. Zum Zeitpunkt des Interviews betreibt er seit der zehnten Klasse Kickboxen und seit einem Jahr brasilianisches Jiu-Jitsu. Als die Geschichte mit dem

Rückwärtssalto sich zutrug, hatte er „so fünfzehn Kilo mehr als jetzt“, war „nicht fett“, aber „auf jeden Fall nicht in der Lage, einen Rückwärtssalto zu schaffen“. Deshalb habe er sich bei den anfänglichen Versuchen „jeden Tag [...] die Hosen aufgerissen“. Schließlich hat er es „dann doch irgendwann hingekriegt“, aber nicht dadurch, dass er sportlicher wurde, sondern dadurch, dass er „keine Angst mehr“ gehabt habe. Diese „Story“ habe er „auch schon hundert mal erzählt“, weil es eine „Lebensphilosophie“ geworden sei, dass er schon hinbekomme, was er sich vornehme: „wenn man sich nur traut, es dann zu machen, dann ist es so einfach nachher, wirklich, es ist unfassbar“.

Seine Begeisterung beim Darstellen dieser Lebensphilosophie erklärt auch, dass unser Forschungsthema Handlungsspielräume sein Interesse geweckt hat. Ich sei ja mit der Frage gekommen, „was für ’nen Handlungsspielraum man selbst hat, und ich würd’ sagen, der ist unfassbar groß, das kann man sich gar nicht vorstellen, was man alles hinkriegen kann“. Das Wort „unfassbar“ ist an beiden genannten Stellen betont und durch Absetzung der zweiten von der ersten Silbe in die Länge gezogen.

Auf einen weiteren Versuch meinerseits, auf den Verlauf seines Lebens einschließlich früherer Phasen zurückzukommen, entgegnet er:

Ich muss sagen, ich hab eigentlich gar keine große Verbindung zu meiner jugendlichen Zeit, ich erinnere mich auch größtenteils da gar nicht mehr dran. Weil ich auch irgendwie nicht finde, dass das so aus mir den Menschen gemacht hat, der ich heute bin. Wenn ich ehrlich bin, bin ich der Mensch, der ich heute bin, erst so in den letzten drei Jahren geworden, so nach dem Studium, als ich mit dem Studium angefangen hab. Also ich finde schon, dass, ich mein, gerade weil meine Mutter auch Kindergärtnerin ist und so, dass die Erziehung große Auswirkungen hatte, aber ich war früher eigentlich nicht so ... so strebsam und hatte nicht so Ziele vor Augen, als dass ich da irgendwie sagen könnte, dass es so’n großen Einfluss gehabt hätte oder so, es hat einfach damals irgendwie seinen Lauf genommen.

Allerdings hatte er beim Heranwachsen „viel Stress“ mit seinen Eltern; hat viel mit ihnen gestritten. Seinen zwei jüngeren Geschwistern, einem Bruder und einer Schwester, gehe das jedoch genauso; „das heißt, ich würd’s eigentlich ganz normal einschätzen“. Er weiß nicht, ob seine Eltern „so unbedingt hohe Anforderungen hatten“, aber sie haben darauf hingewirkt, dass er etwas findet, woran er Spaß hat, und das haben sie „mit ’nem bisschen Zuckerbrot und Peitsche“ auch

hinbekommen, und zwar insofern, als „sie jetzt halt wissen, dass ich das studiere, worauf ich wirklich Bock hab und woran ich Spaß hab, dass ich den richtigen Sport mache, dass ich meine Zeit vernünftig so verbringe, wie ich halt möchte, dass ich nicht irgend ’nen Scheiß mach, dass ich nicht rumgammel oder so“. Sie haben ihm aber „immer alles offen gelassen“, und er war mit ihnen „ungefähr auf einer Ebene“. Das Streiten sieht er nicht als Zeichen für eine schlechte Beziehung: „wenn der Mensch wirklich einem was wert ist, dann streitet man sich auch, einfach weil man möchte, dass zum Beispiel die Eltern den Standpunkt, den ich hab, auch genauso verstehen wie ich und umgekehrt“. Heute streitet er „mit absolut niemandem mehr“ und ist „absolut locker, und wenn irgendwie mal ’n Streitpunkt aufkommt, auch so Argumentationssachen, bin ich überhaupt nicht angegriffen, wenn jemand anderer Meinung ist“.

Als ich frage, was für ihn den Reiz des Sports ausmache, sagt er sofort: „Mich mit anderen zu messen“. Das sei schon immer so gewesen. „Ich merk auch selbst, wenn ich mich orientier’ an irgendwem anders, und mich mit dem messe, dann erziel’ ich selbst größere Erfolge“.

Seine unmittelbaren Ziele wurden zum Teil schon erwähnt – ein Auslandssemester einlegen und eine weitere Fremdsprache lernen, den blauen Gurt erkämpfen, einen „Sport finden, an dem ich Spaß hab und den ich auch möglichst lange machen will“. In fernerer Zukunft will er eine Familie gründen „und zwei, drei Kinder kriegen“; „das steht hundertprozentig fest, das ist auch so ’ne Sache, die ich immer wollte“. Was die Frage nach sozialem Engagement betrifft, distanziert er sich von der Idee, einer Partei oder Organisation beizutreten; „die Leute, die ich kennengelernt hab, die in ’ner CDU, Linke, SPD sind, mit denen will ich einfach nichts zu tun haben“. Er sei ein „Reportagenjunkie“; „ich brauch Nachrichten einfach, ist für mich super wichtig, und ich könnte niemals in ’ne Organisation eintreten, die nicht wirklich genau das ist, wofür ich stehe, und ich hab einfach noch keine gefunden, mit der ich mich wirklich so identifizieren könnte“. Allerdings strebt er ein Praktikum in einer Entwicklungshilfe-NGO an.

Auf unsere Standardfrage, was die wichtigste – oder alternativ eine wichtige – Entscheidung im Leben des Interviewten war, antwortet er: „ich kann dir völlig ehrlich sagen, die wichtigste ist ... ich hab mir selbst gelehrt [...], wie man Frauen anspricht so, [...] also das sag ich dir völlig ernsthaft, [...] das war mit Abstand die Wichtigste, weil das einfach [...] den Anfang gemacht hat für die schönste Zeit meines Lebens“. Das war zu Beginn des Studiums. Er hat „fünf, sechs“ Bücher



gelesen und sich Seminare aus dem Internet heruntergeladen. Es sei „unfassbar, wie gut das funktioniert hat [...]. Also, das hat 'nen relativ schlechten Ruf. Das nennt man so, kennst du ‚The Pickup Artist‘? [Ich verneine.] Also, das ist halt [...] schon fast so 'n ‚social movement‘ von auch Leuten, die das so tierisch ausnutzen, [...] das ist halt – Leute, die wirklich 'ne Schematik dafür ausgearbeitet haben, wie man in 'ner Frau ... wie man 'ne Frau dazu bringt, dich zu mögen, und welche Gründe das hat. [...] Ja, und ganz ehrlich, danach hab ich meinen Lebensstil auch ausgerichtet“. Anscheinend ist es ihm dabei aber gar nicht in erster Linie darum gegangen, Frauen anzusprechen oder zu verführen. Als „relativ extrovertierter Typ“ habe er auch vorher „kein Problem damit“ gehabt, Frauen anzusprechen. Stattdessen sei es ihm darum gegangen, „zu verstehen, was Frauen attraktiv finden“. Das sei doch das wichtigste Wissen, das man haben könne „und das sich jeder Mann wünscht“, und es habe ihm geholfen, viele neue Bekanntschaften zu schließen.

Ein Blick auf die besagte ‚Pickup‘-Literatur fördert schnell ein zentrales Narrativ zutage, von dem auch das Interview mit Jan Sievers stark geprägt ist. Exemplarisch zitiere ich im Folgenden aus dem Buch *The Mystery Method* des ehemaligen Zauberkünstlers Erik von Markovik (2007), der in der Szene als ‚Mystery‘ bekannt ist<sup>5</sup> und Mitte der 2000er Jahre, als Neil Strauss' Bestseller *The Game* (Strauss 2006) diese Subkultur einer breiteren Öffentlichkeit bekannt machte, eine ihrer Zentralfiguren war (vgl. Oesch & Miklousic 2012: 899f.)

In *The Mystery Method* findet sich vor allem eine evolutionstheoretisch argumentierende Darstellung der psychologischen Mechanismen weiblicher Partnerwahl sowie der Techniken, die Männern zum Werben um eine Frau nahegelegt werden, um diese Mechanismen für sich arbeiten zu lassen. Gleichzeitig und vor allem in der Summe wird aber auch deutlich, dass es beim Erlernen dieser Fähigkeiten wesentlich darum geht, sich einen bestimmten Habitus, eine bestimmte Persönlichkeit zu erarbeiten, oder letztere jedenfalls darzustellen. Von Markovik nennt seine Lehre ein „System der Selbstverbesserung und persönlichen Transformation“<sup>6</sup> (von Markovik 2007: 4). Er wendet sich gezielt an Leser, die glauben, zu schüchtern oder im Sozialen zu ungeschickt zu sein, um so etwas zu lernen, und beruhigt sie; er selbst sei früher „eine extrem schüchterne Person“ und ein „geek“

---

<sup>5</sup> ‚Von Markovik‘ ist auch wieder ein Künstlername, den sein Träger in diesem Zusammenhang gar nicht verwendet, der sich aber besser zitiert als ‚Mystery‘.

<sup>6</sup> „a system of self-improvement and personal transformation“. Übers. S. W.

gewesen (von Markovik 2007: 6ff.), das sei also kein Hindernis, ein – typisch für den darwinistischen Geist seiner Theorie – „tribal leader“ zu werden. Der aber müsse man werden, auch wenn das jahrelange Arbeit erfordere (ebd.: 8).

Ein wesentliches Hindernis, das man dabei überwinden müsse, sei „approach anxiety“; die Angst davor, offen auf eine als begehrenswert wahrgenommene fremde Frau zuzugehen. Von Markovik erklärt diese Angst wiederum darwinistisch: In Zeiten der Stammesgesellschaft sei es tatsächlich potentiell lebensgefährlich gewesen, sich einer Frau mit sexuellen Absichten zu nähern, weil diese vielleicht männliche Beschützer gehabt habe und mit Konkurrenten in der Nähe zu rechnen gewesen sei. Außerdem habe eine Abweisung durch diese Frau den wahrgenommenen Wert des abgewiesenen Mannes für die anderen Frauen der Gruppe senken können, was dauerhaft die Reproduktionschancen dieses Mannes geschmälert habe (ebd.: 17f.). „[V]iele große Pickup-Artists sind sich einig: Die Angst vor einer kalten [d. h. unvorbereiteten; S. W.] Kontaktaufnahme verschwindet nie. Sie ist fest in unseren Gehirnen verankert“ (ebd.: 18).<sup>7</sup>

Allgemein ausgedrückt geht es also darum, an der Verwirklichung eines Ziels hart zu arbeiten und dabei eine tiefliegende Angst sowie eventuelle Begrenzungen des eigenen Selbstbildes zu überwinden, die dieser Verwirklichung im Wege stehen. In diesen Mantren ähnelt die ‚Pickup‘-Lehre anderen Motivationstechniken und ist insofern nicht einzigartig. Von Markoviks Aussage, sein System diene der „Selbstverbesserung und persönlichen Transformation“, ähnelt Jan Sievers’ auf den ersten Blick merkwürdig anmutender Erklärung, beim Erlernen von ‚Pickup‘ sei es ihm gar nicht darum gegangen, (mehr) Frauen ansprechen zu wollen. Es geht um die Überwindung einer Ur-Angst und die Freisetzung der „unfassbaren“, wie Sievers sagt, persönlichen Potentiale, erstens durch Entschlossenheit bzw. harte Arbeit und zweitens durch einen Glauben an diese Potentiale, der in Sievers’ Augen im Normalfall nicht so stark ausgeprägt ist, wie er sein sollte.

Sievers’ Bemühen, den Rückwärtssalto zu lernen, liest sich rückblickend wie eine Chiffre für dieses Narrativ. Ein ehrgeiziges Ziel, das sich durch Entschlossenheit und Übung erreichen lässt, was aber voraussetzt, Angst und Selbstzweifel zu überwinden, die sonst als selbsterfüllende Prophezeiung wirken. Irgendwann schaffte er den Salto,

---

<sup>7</sup> „many great pickup artists agree: The fear of a cold approach never goes away. It’s hard-wired into your brain.“ Übers. S. W.

aber nicht dadurch, dass ich irgendwie sportlicher wurde, sondern einfach nur dadurch, dass ich keine Angst mehr hatte davor. Weil, wenn ich das mal kurz erläutern darf, wenn du 'nen Rückwärtssalto machst, musst du hoch springen und nicht nach hinten, das heißt, du musst halt so 'ne ganz starke Angst überwinden einfach, wirklich, und die Angst ist so riesig, weil, du willst nicht hoch springen, du willst nur so niedrig springen wie möglich, weil wenn du hoch springst, fällst du tief, ja, aber du willst halt nicht tief fallen, weil das tut weh, und deswegen springst du nicht so hoch und dann funktioniert der Rückwärtssalto auch nicht, was heißt, du musst deinen ganzen Mut zusammen nehmen, so hoch und grade hoch springen wie es irgendwie geht, um den Rückwärtssalto zu schaffen.

Das Interview dauerte 32 Minuten. Das Gespräch war angenehm, Sievers freundlich und offen, seine Erzählung lebhaft, mit den thematischen Einschränkungen, die oben erwähnt wurden. Wenn er im Redefluss war, schweifte er gelegentlich vom Thema ab und verlor aus den Augen, was er eigentlich hatte sagen wollen.

In Sievers' MAUS-Gesamtwert, der mit 173 nur sieben Punkte unter dem möglichen Maximum liegt, drücken sich nicht nur hohe Selbstwirksamkeitserwartungen, hohes Selbstwertgefühl, geringe Ängstlichkeit und geringes Anlehnungsbedürfnis aus, sondern darüber hinaus die Tatsache, dass Eigenschaften dieser Art, vor allem die Selbstwirksamkeitserwartungen, eine zentrale Rolle in einem Narrativ spielen, das er zur Lebensphilosophie gemacht hat und das ihn sichtlich begeistert. Er kommt im Interview immer wieder darauf zurück, dass man „unfassbar“ viel erreichen könne, wenn man es sich zutraue und ernsthaft angehe. Während eine konventionelle biographische Erzählung ihn eher langweilt, spricht er hiervon mit großem Engagement; es ist ihm ein Anliegen, mir diese Einsicht mitzuteilen und verständlich zu machen. Die MAUS fragt Einstellungen zu sich selbst ab, die für Sievers ganz unabhängig von der Befragung eine große Bedeutung haben und bereits auf der bewussten, sprachlichen Ebene artikuliert sind, in einem Narrativ, mit dem er die eigene Person charakterisiert. Die Zeit, in der dieses Narrativ noch nicht relevant war, erscheint ihm dunkel, uninteressant und nicht aussagekräftig in Bezug auf die Person, die er heute ist. Die große Betonung, mit denen er die mit diesem Narrativ verbundenen Einstellungen im Interview artikuliert, äußert sich im Fragebogen in den Extremantworten.

Hierin zeigt sich eine gewisse Parallele zum Fall Kathrin Schneiders. Auch sie wartet mit einer bereits in hohem Maß artikulierten und ausgedeuteten biogra-

phischen Erzählung auf, die vom Ringen einer Außenseiterin ums soziale Überleben handelt. Unter dem Eindruck des Interviews notierte unsere Hilfskraft bei ihr auch: „erzählt viel vom Mobbing gegen sie, immer wieder“. Beide, Schneider und Sievers, haben eine Lebensgeschichte zu erzählen, die in ihren Augen etwas Besonderes ist, und warten geradezu darauf, das zu tun. Für das Narrativ Sievers' sind die „unfassbaren“ Möglichkeiten zentral, die sich durch ungebrochene Selbstwirksamkeitserwartungen auftun – das Wort gebraucht er natürlich nicht; der Fragebogen aber auch nicht –, für Schneiders ihr niedriges Selbstwertgefühl und die überwältigenden Schwierigkeiten ihres Lebensweges. Die große Bedeutung dieser Kernbotschaften der beiden Lebensgeschichten in Verbindung mit dem Wunsch, sie anderen mitzuteilen und verständlich zu machen, schlägt sich in den Extremantworten zu den Items des Fragebogens und den extremen Summenwerten nieder.<sup>8</sup>

Für das Szenario eines Konformitätsexperiments ergibt sich hieraus dagegen keine klare Prognose, weil keine bestimmte Zuordnung der Elemente der Narrative zu denen der experimentellen Situation zwingend ist. Gerade die Deutungsoffenheit letzterer führt ja bei den Versuchspersonen zu der bekannten unruhigen Desorientierung. Man kann davon ausgehen, dass beide sich im Sinne ihres Narrativs verhalten würden, wenn es durch die experimentelle Situation eindeutig und ernsthaft in Frage gestellt würde. Das ist aber nicht der Fall. Es ist unklar, ob es davon überhaupt tangiert ist, bzw. wenn es das ist, welche Verhaltensstrategie es nahelegen würde.

Sievers sprach 13,5 Prozent der Worte in der Gruppendiskussion, was ein unauffälliger Wert ist. Hätten alle zu gleichen Anteilen gesprochen, wären auf jeden 14,3 Prozent entfallen. Seine Präsenz ist eher zurückhaltend und versöhnlich. Er bringt einige Male Ideen und Gedanken ins Spiel, ohne eine dezidierte Meinung zu vertreten. Er unterbricht niemanden und widerspricht nicht. Dies bestätigt seine Feststellung aus dem Interview, dass er nicht streite und mit Meinungsver-

---

<sup>8</sup>Mit McLean, Pasupathi & Pals (2007) kann man diese Deutung noch weiter treiben. Ihrer These zufolge werden Erfahrungen durch den Akt des Erzählens als „situiertere Geschichten“ zum Teil einer umfassenden Lebensgeschichte bzw. -erzählung und des Selbstkonzepts, das wiederum die Deutungsfolie für weitere Erfahrungen bildet, so dass eine beständige Rückkopplung zwischen Erzählung und Lebenspraxis entsteht. Damit wäre anzunehmen, dass die Kongruenz zwischen MAUS-Werten und Erzählungen in diesen Fällen auf tieferer Ebene liegt als nur auf derjenigen sprachlich artikulierter Selbstdarstellung. Besonders Sievers wäre in dieser Hinsicht ein interessanter Fall, weil seine Kernerzählung, die er selbst als Lebensgeschichte bezeichnet, vergleichsweise jungen Datums ist. Dies zu vertiefen würde hier jedoch zu weit führen und müsste idealerweise auf der Grundlage umfassenderen biographischen Materials geschehen.

schiedenheiten ganz entspannt umgehe, und fügt sich auch schlüssig mit seiner Ablehnung politischer Organisationen in Verbindung mit dem Wert, den er auf seine individuelle Meinung legt. Er will diese nicht kompromittieren, hat aber auch kein großes Bedürfnis, andere von ihr zu überzeugen, was in einer politischen Organisation die Aufgabe wäre. Diese Lesart ist schlüssig, jedoch unter den Vorbehalt zu stellen, dass der gezeigte Videoclip möglicherweise einfach keine besonders dezidierte Meinung in ihm evoziert hat. Dies wäre dann allerdings auch ein wichtiger Befund, denn in allen ad hoc zustande kommenden Gruppensituationen, in denen Konformität ein Problem sein kann, ist damit zu rechnen, dass die fraglichen Objekte des Verhaltens nicht nur von unterschiedlicher, sondern auch von unterschiedlich großer oder geringer Bedeutung sind.

Sievers' Verhalten in der Gruppendiskussion kommt gut im Umfeld der schon bei Thomas Dechmann zitierten Stelle zum Ausdruck.

Jan Sievers: Wenn ich vielleicht nochmal auf die Handlungsspielräume zurückkommen darf, man darf auch nicht vergessen, dass Hitler, ich muss versuchen, das jetzt vernünftig zu formulieren, dass Hitler zum Ende des Krieges wahrscheinlich auch drüber nachgedacht hat, was er alles Grausames erreicht hat in seinem Leben, was aber wahrscheinlich für den Rest der Menschheit nicht möglich gewesen wäre, wirklich aus'm Knast zu kommen, und deswegen hab ich gerade gesagt, ich muss das jetzt vernünftig formulieren, aber in Hitlers Vorstellung hat er halt unglaublich viel erreicht sozusagen, und sein Handlungsspielraum war einfach fast unendlich groß, weil er vom Knast an die Herrschaft eines Landes kam, und das hatte meiner Meinung nach viel mit dieser, mit dieser Einstellung zu tun, dass der Krieg nicht vorbei ist und dass er noch ... dass er dann einfach nicht aufgeben wollte.

Marion Trumert: Ja, vor allem, er ist ja auch in den Knast gekommen, weil er 'nen Putschversuch gestartet hat. [J. S.: Ja!] Insofern hat er ja dann nach'm Knast doch noch das erreicht, indirekt, was er eigentlich hatte erreichen wollen.

Jan Sievers: Ja! Worauf ich hinauswollte, ist halt dieses, dass er eigentlich ja auch ganz simpel angefangen hat. Mit seinem, mit seinem Studium, mit der Kunst, und dann da nicht angenommen wurde und eigentlich auch 'n Versager war. Muss man mal so wirklich klar sagen, das er 'n absoluter Versager war. Und auch nachher, als er an der Regierung war, war er auch 'n Versager, aber auf 'ne mächtigere Art.

Thomas Dechmann: Na, Versager kann man nicht sagen.

Jan Sievers: Ja, ich w- [Th. D.: also der hat] will mich jetzt vernünftig ausdrücken, ne.

Thomas Dechmann: Ja, aber ich mein, da muss man 'türlich sehen, wenn man dann sieht, wo, aus welchen Verhältnissen er kommt, ja, also niederster Dienst- ... niedrigstes Dienstbeamtentum, ja [...]

Sievers hatte als erster in dieser Gruppe das Wort ergriffen und bereits zu dem Zeitpunkt versucht, den Clip unter dem Gesichtspunkt von Handlungsspielräumen zu betrachten, was von uns gar nicht beabsichtigt war. Es wird wieder deutlich, dass ihn das Thema interessiert. Die eben zitierte Stelle zeigt außerdem, dass er mit einem gewissen Unbehagen über Hitler spricht, weil er darüber besorgt ist, dass die Bezugnahme auf dessen bemerkenswerten Aufstieg fälschlich als Wertschätzung oder mangelnde Distanz ausgelegt werden könnte. Bei Dechmann sind solche Ängste überhaupt nicht zu erkennen. Als dieser ihm widerspricht, hakt Sievers sofort ein und rechtfertigt sich, ohne aber seinen Standpunkt wirklich zu verteidigen. Diese Art des Unterbrechens erinnert an das Beispiel von Kathrin Schneider, die ebenfalls einer Mitdiskutandin ins Wort fällt, um die eigene zuvor getroffene Aussage zu rechtfertigen und den Eindruck eines Dissenses zu zerstreuen.

Auch in Rechnung stellend, dass sich Dechmann wegen seines Interesses an Geschichte hier vermutlich thematisch auf festerem Boden bewegt, würde ich Sievers' Verhalten als vorsichtig, versöhnlich und kompromissbereit beschreiben. Das bedeutet aber nicht, dass er ‚nicht autonom‘ sei. Ein quantitativer Vergleich der Autonomie von Individuen in einer bestimmten Situation wird dadurch erschwert, dass diese Individuen als solche weder vom selben Ausgangspunkt ausgehen noch dasselbe Ziel verfolgen. Das Interesse am Thema ist bei Dechmann und Sievers unterschiedlich groß beziehungsweise anders ausgerichtet, und ihre Kenntnisstände sind verschieden. Sievers hat auch seinen eigenen Angaben im Interview zufolge kein großes Bedürfnis, andere von seiner Meinung zu überzeugen; für Dechmann hingegen ist das geradezu ein Hobby, wie es sich in der Mitgliedschaft im Debatierclub äußert. Fehlende Autonomie hieße gemäß der Hypothese, dass jemand aufgrund sozialen Einflusses nicht das tut, was ihm eigentlich entspräche, nicht seinen eigenen Meinungen, Präferenzen und Einstellungen folgt. Wenn der versöhnliche Kurs aber Sievers' Präferenz ist, wie er das im Interview sogar explizit artikuliert, gibt es keinen Grund, ihm deswegen die Autonomie abzusprechen. Dieses Problem unterschiedlicher Präferenzen und normativer Ausgangspunkte,

die einen Vergleich des Verhaltens verschiedener Beteiligter erschweren, ist im Asch- und im Milgram-Experiment wiederum durch ihre Extremität ausgeklammert oder zumindest stark gemindert. Hier *muss* tendenziell jeder Teilnehmer die Präferenz haben, sich der Beeinflussung zu entziehen. Auf alltäglichere Situationen lässt sich diese Voraussetzung nicht übertragen.

Sievers' Verhalten im Konformitätsexperiment zeigt keine eindeutige Tendenz. Er ist drei Mal einer falschen Vorgabe gefolgt, hat aber auch vier Mal einer richtigen widersprochen – was deutlich über dem Durchschnitt der falschen Antworten auf richtige Vorgaben liegt, der 1,12 beträgt. Er sagte im Anschluss, er habe Schwierigkeiten gehabt, die relative ‚Dunkelheit‘ der Quadrate einzuschätzen. Vielleicht ist hier die ökonomischste Annahme die, dass ihm tatsächlich einfach die Aufgabe schwerer gefallen ist als anderen. Mit drei konformen Antworten liegt er unter dem Durchschnitt, aber nicht allzu weit; der Wert wäre als unauffällig zu bezeichnen. Darin liegt gewissermaßen bereits eine Diskrepanz zum überaus auffälligen MAUS-Wert, aber darüber hinaus würde ich hier keine Interpretationsversuche unternehmen.

Der entscheidende Punkt ist, dass in Fragebogen und Interviews Selbstdeutungen verhandelt werden, so dass deren Inhalte auch eine gewisse Übereinstimmung aufweisen, während experimentelle Situationen in keinem fixen Verhältnis zu diesen Selbstdeutungen stehen, weil sie in ihrer Bedeutung in der Binnenperspektive diffus und ambivalent sind – ganz im Gegensatz zu dem Deutungsrahmen, den wir als Beobachter anlegen. Fragebogenwerte und experimentelles Verhalten widersprechen einander nicht; das letztere widerspricht lediglich den Erwartungen, die man von einer Deutung der Situation her entwickelt, welche den Betroffenen nicht – oder nur diffus als eine von mehreren Möglichkeiten – zugänglich ist.

Der auf der Ebene quantitativer Daten und binärer Zuordnungen frappante Widerspruch löst sich auf, und gleichzeitig werden die zunächst zugrunde gelegten Kategorien fragwürdig. Das Resultat besteht nicht so sehr darin, dass jemand, dem man hohe Autonomie zugeschrieben hatte, über diese nun doch nicht verfügt oder umgekehrt, sondern eher darin, dass man auf die Frage zurückgeworfen wird, was man damit eigentlich meint. Alle vier diskutierten Personen verhalten sich entsprechend ihrer persönlichen Dispositionen. Keine von ihnen zeigt ein auffälliges, in irgend einer Weise imponierendes Maß an Autonomie, aber auch keine einen besonderen Mangel an ihr, während das Verhalten im Konformitätsexperiment nur lose, wenn überhaupt, mit so etwas wie Autonomie in Beziehung

zu stehen scheint. Aus diesem Grund wird im nun folgenden fünften Kapitel rekonstruiert, wie die Wahrnehmung der Autonomie eigentlich zustande kommt und begründet ist. Dabei wird die hier vollzogene gedankliche Bewegung von einer evidenten Wahrnehmung und Vorstellung hin zur Explikation von immer mehr individuellen Erklärungsfaktoren, die jene Evidenz erschüttern, selbst als Bestandteil des Wahrnehmungs- und Erkenntnisproblems der Autonomie expliziert.



## Kapitel 5

# Zur Wahrnehmung von Autonomie und Konformität

... when I say that Professor Lindzey's left shoe is an „introvert,“ everyone looks at his shoe as if this were something his shoe was responsible for. Or if I say that Professor Cattell's head is „discursive,“ everyone looks over to him, as if the proposition had popped out of his head instead of out of mine. Don't look at his head! Don't look at his shoe! Look at me; I'm the one who is responsible for the statement. After you figure out what I mean you can look over there to see if you make any sense out of shoes and heads by construing them the way I do.

*George A. Kelly*<sup>1</sup>

Wäre die Hypothese einer negativen Korrelation zwischen Konformität und MAUS-Werten bestätigt worden, könnte man die im ersten und zweiten Kapitel diskutierten theoretischen Probleme, genau zu bestimmen, wo das ‚Eigene‘ aufhört und die ‚Einflüsse‘ beginnen, vielleicht als *nur* theoretische, nur begriffliche Probleme einstufen. Nun ist aber eine Vorstellung von der menschlichen Autonomie, die sowohl wissenschaftlich begründet als auch intuitiv in fast zwingendem Maß einleuchtend ist, auf ganzer Linie an der Empirie gescheitert. Das wirft uns auf die Vorstellung zurück und zwingt uns, sie selbst zu problematisieren. Was hat es mit dieser Vorstellung auf sich? Woher kommt sie? Warum ist sie so einleuchtend und verbreitet, wenn sie sich empirisch als so irrig erweist?

---

<sup>1</sup>1958: 40

Und im nächsten Schritt: Wenn man sich Autonomie so nicht vorstellen kann, wie dann? Muss der Begriff ganz aufgegeben werden? In diesem Kapitel trete ich also zunächst einen Schritt vom empirischen Material zurück, um herauszuarbeiten, wie jene gescheiterte, aber evident erscheinende Vorstellung grundsätzlich zustande kommt. Der Fokus verschiebt sich auf die Beobachterperspektive.

## 5.1 Mechanische Kausalität

Wahrnehmung und Beschreibung von Autonomie hängen eng mit unseren Vorstellungen von Kausalität zusammen; so eng, dass sich Autonomie annähernd vollständig mit dem Bezug auf Kausalität definieren lässt. Autonom ist eine Bewegung oder Aktivität, die nicht oder jedenfalls nicht ausschließlich kausal verursacht ist; etwas verfügt über Autonomie, wenn es zu solcher eigener Bewegung fähig ist. In Begriffen von Ursache und Wirkung formuliert, ist es eine Ursache eigenen Rechts, also eine Ursache, die nicht restlos als Wirkung einer vorangegangenen oder äußeren Ursache erscheint. Umgekehrt funktioniert Kausalität auch als Ausschlusskriterium von Autonomie – eine durch äußeren Anstoß verursachte Bewegung ist nicht autonom; eine Einheit, die solchen äußeren Anstoßes bedarf, um sich zu bewegen, verfügt nicht über Autonomie. Ganz in diesem Sinn wurde im ersten Kapitel der atomistische Determinismus als Nullhypothese der Autonomie bezeichnet; Determinismus ist ja nichts anderes als die Vorstellung lückenloser Kausalität.

In den Arbeiten des Psychologen Albert Michotte zur phänomenalen Kausalität findet man eine aufs Äußerste reduzierte szenische Wahrnehmungsgestalt, in der sich diese elementare Unterscheidung zwischen autonom und kausal bewegten Einheiten unwillkürlich beim Beobachter einstellt. Michotte führte Versuchspersonen verschiedene Bewegungen abstrakter Figuren vor und bat sie, „zu sagen, was man im Apparat sehe“ (Michotte 1982a: 45). Die zwei Grundtypen des vorgeführten Geschehens, die vielfach variiert wurden, sind die folgenden.

Der Versuchsperson zeigt man entweder auf einem Projektionsschirm oder hinter einem Schirm aus Karton, in den ein langer schmaler Schlitz geschnitten ist, zwei bewegte Formen, kleine Quadrate, Rechtecke oder Kreise, verschieden gefärbt, die sich von einem neutralen Grund abheben und die sich in einem gewissen Abstand voneinander befinden. Sie sind die „Gegenstände“ A und B, von denen im folgenden dauernd die Rede ist.

In einem gegebenen Augenblick setzt sich Gegenstand A in Bewegung, bewegt sich auf B zu und trifft mit ihm zusammen. Im Fall des Versuchs 1 hält A brüsk an, während Gegenstand B sich seinerseits in derselben Richtung in Bewegung setzt, aber beträchtlich langsamer. Dieser Geschwindigkeitsabfall hat zur Folge, dem Kontakt der beiden Gegenstände den Charakter eines mehr oder weniger brutalen Schocks zu geben. Im Falle des Versuchs 2 bewegt sich der Gegenstand A mit derselben Geschwindigkeit weiter, nachdem er B erreicht hat; dieser setzt sich seinerseits im Moment des Auftreffens mit derselben Geschwindigkeit und in derselben Richtung wie das Objekt A in Bewegung, und zwar so, dass sie sich von diesem Augenblick an einer an der Seite des anderen bewegen (Michotte 1982a: 48f.).<sup>2</sup>

Dies sind die Grundfiguren ‚Stoßen‘ (Versuch 1) und ‚Schieben‘ (Versuch 2). Die beobachtenden Versuchspersonen nehmen dies als kausales Geschehen wahr und geben an,

für Versuch 1, dass der „*Schock* des Gegenstandes A dem Gegenstand B einen Impuls versetzt, dass er ihn verjagt, ihn herauswirft, ihn nach vorne stößt“ [Herv. i. O.],

und für Versuch 2,

dass „Gegenstand A Gegenstand B mit sich nimmt, dass er ihn im Vorbeigehen pflückt<sup>3</sup>, ihn schiebt, ihn mit hineinzieht“ (ebd.: 49).

Die Häufigkeit, mit der die Versuchspersonen kausale Beschreibungen gaben, hing von bestimmten Aspekten der Reizbedingungen ab. Ausschlaggebend waren die „raum-zeitlichen Elemente der Situation“, während „Aspekte wie Form, Größe, Farbe der Objekte sehr sekundär waren“. Unter Idealbedingungen waren die Kausalantworten „praktisch zu 100% zwingend“ (ebd.: 50).

Die Bewegungen von A und B wurden nicht nur im Hinblick darauf unterschiedlich beschrieben, dass A sich spontan, aus eigener Kraft, in Bewegung setze und B geschoben oder gestoßen werde, also nicht nur im Hinblick auf ihre Verursachung. Für eine kurze Übergangszeit und Strecke nach dem Aufeinandertreffen

---

<sup>2</sup>In den Zitaten aus dem Sammelband Heller & Lohr 1982, der die Beiträge Michottes enthält, habe ich einige wenige Rechtschreib- und Kommasetzungsfehler ohne inhaltliche Bedeutung korrigiert.

<sup>3</sup>Der Ausdruck „im Vorbeigehen pflücken“ ist im französischen Original wohl weniger merkwürdig. ‚Cueillir‘ hat neben ‚pflücken‘ auch die umgangssprachlichen Bedeutungen ‚einsammeln‘, ‚auflesen‘ und ‚(jemanden) abholen‘ oder auch ‚schnappen‘.

der beiden Gegenstände wiesen ihre Bewegungen „einen sehr unterschiedlichen Charakter“ auf. Im Fall des ‚Schiebens‘ haben die Versuchsteilnehmer dies etwa mit folgenden Worten artikuliert:

„Es gibt nur eine einzige Bewegung, die von A; das Objekt B ist völlig bewegungslos.“

„B *ist* in Bewegung, aber es ist A, das die Bewegung *hat*.“

„B nimmt an der Bewegung von A teil, hat aber selbst keine eigene Bewegung.“

„A macht alles; B macht nichts“ (Michotte 1982a: 54).

Michotte fasst zusammen: „die Bewegung, die man sieht, ist Gegenstand A eigen, Gegenstand B hat keine eigene Bewegung“ (Michotte 1982b: 117). Die phänomenale Fortsetzung der Kraft oder Bewegung As in B bezeichnet er als „Ampliation“ (Lohr 1982: 25; Michotte 1982a: 82, 94). Diese kommt nicht nur beim Schieben vor, wo die beiden Gegenstände sich zusammen weiterbewegen, sondern auch beim Stoßen. Die Länge der Strecke, auf der die Bewegung von B noch eigentlich zu A zu gehören scheint, ist der „Aktionsradius“ von A.

Wenn beim einfachen Stoßen die von Gegenstand B durchlaufene Bahn eine bestimmte Länge überschreitet, entsteht der Eindruck, dass der gestoßene B „für den erhaltenen Schlag zu weit geht“; d. h. er erscheint nur über eine bestimmte Entfernung als gestoßen. Jenseits dieser Entfernung scheint seine Bewegung ihm selbst zu gehören. Innerhalb der Grenzen dieses Aktionsradius ist das gestoßene Objekt jedoch leblos, passiv (Michotte 1982c: 161).

Michotte macht für diese Erscheinungsformen der mechanischen Kausalität den zentralen Befund der Gestaltpsychologie geltend, dass gewisse Grundelemente eines Wahrnehmungsbildes in dem Sinn unmittelbar gesehen werden, dass sie keine nachträglichen Interpretationen zunächst unstrukturierter Sinnesdaten sind.<sup>4</sup> Die klassischen Gestaltprinzipien beziehen sich mehrheitlich auf die Wahrnehmung statischer Formen oder Figuren, doch es ist klar, dass auch Bewegungen Gestaltcharakter haben können. Tatsächlich lieferte im Jahr 1911 Max Wertheimers Beobachtung einer Scheinbewegung, deren Wahrnehmung sich einstellt,

---

<sup>4</sup>Eine aktuelle Darstellung der Gestaltprinzipien und Ansätze zu ihrer neurowissenschaftlichen Fundierung findet man in Goldstein 2008: 106-125.

wenn kurz nacheinander zwei räumlich versetzte oder verschiedene Bilder gesehen werden – es scheint sich um *ein* Bild zu handeln, das sich fortbewegt oder verändert hat –, einen Impuls zur Entstehung der Gestaltpsychologie (Goldstein 2008: 106). Ein anderer eindrücklicher Beleg für den Gestaltcharakter von Bewegungen ist die Wahrnehmung der sogenannten biologischen Bewegung, wie sie mit dem ‚Lichtpunktläufer-Stimulus‘ gezeigt wird. Befestigt man einige Lämpchen an den Gliedmaßen eines Menschen in einem völlig dunklen Raum, sehen Beobachter nur ein ungeordnetes Lichterbündel, solange der Mensch still steht. Wenn er sich aber in Bewegung setzt, wird er sofort als gehender Mensch erkannt (ebd.: 230f.). Darüber hinaus scheint die Wahrnehmung biologischer Bewegung auch auf allgemeinere Charakteristika des Lebendigen anzusprechen.

Man kann einen außerordentlich lebendigen Eindruck einer vitalen immanenten Bewegung erzeugen, indem man die horizontalen Seiten eines kleinen Rechtecks abwechselnd verlängert und verkürzt. Es nimmt dann eine Erscheinung an, die der eines lebendigen Tieres vergleichbar ist, z. B. einer Raupe (Michotte 1982d: 141).

Die Wahrnehmungsfigur der mechanischen Kausalität, die in den dargestellten Experimenten verwirklicht ist, zeigt auf elementarer Ebene, wann wir eine Bewegung als autonom wahrnehmen und wann nicht. Wir nehmen sie als autonom wahr, wenn sie *nicht* als mechanisch kausal verursacht erscheint, wenn also in keiner Weise sichtbar ist, dass sie außen angetrieben ist, und die bewegende Kraft somit dem betreffenden Objekt innezuwohnen scheint. Dieses ‚Innewohnen‘ ist zunächst keine Frage der Interpretation oder Definition, die dann zu den angesprochenen theoretischen Schwierigkeiten führt, sondern als unmittelbare Wahrnehmung „schlicht gegeben“ (Schütz & Luckmann 2003: 29).<sup>5</sup> Gegenstand A wird als autonom wahrgenommen, weil er sich ohne äußeren Anlass ‚in einem gegebenen Augenblick in Bewegung setzt‘ (s.o.). Auch Michotte verwendet den Begriff „Autonomie“ bzw. „autonom“ für die Wahrnehmung, dass eine Bewegung einem Gegenstand ‚gehört‘ (z. B. 1982a: 78, 82; 1982c: 158, 166). Diese Wahrnehmung ist der gemeinsame Kern aller Vorstellungen von Autonomie. Wie sich zeigt, liegen ihr elementare Erfahrungen des Lebendigen zugrunde, die im Folgenden genauer herausgearbeitet werden.

---

<sup>5</sup> „Mit ‚schlicht gegeben‘ bezeichnen wir alles, was wir als fraglos erleben, jeden Sachverhalt, der uns bis auf weiteres unproblematisch ist.“ Ähnlich sprach Husserl von der „Selbstgegebenheit“ einer Sache, die evident ist, weil sie als Inhalt einer Erfahrung „klar und deutlich in der Anschauung gegeben ist“ (Fellmann 2009: 158).

## 5.2 Erfahrungsgrundlagen von Kausalität und Autonomie

Anknüpfend an Piaget sieht der Soziologe Ulrich Wenzel in der Kausalität neben Raum, Zeit und Objektqualität „das vierte grundlegende Erkenntnisschema, mit dem sich der Mensch die stoffliche Welt zugänglich macht“ (Wenzel 2000: 12).

Im Objektschema wird die Widerständigkeit der Außenwelt erfasst, im Raumschema die Relationen zwischen den Objekten, im Zeitschema schließlich die Verlagerungen der Objekte im Raum. [...] Objekt-, Raum- und Zeitschemata sind Formen der Objektivierung der eigenen Handlungen. Sie erfassen deshalb die Strukturiertheit der Außenwelt nur, insofern sie die Einheit und den Zusammenhang der kindlichen Handlungen und Wahrnehmungen einholen – das Objekt, der Raum und die Zeit entstehen zugleich mit dem Subjekt und seiner Position im zeit-räumlichen Gefüge der Welt. Einen strukturierten Zusammenhang bildet mit den drei genannten Schemata allerdings weder die Welt noch das eigene Handeln. Erst wenn die Geschehnisse in Zeit und Raum als Komplex von Wechselwirkungen konzipiert werden, bildet sich ein solcher Zusammenhang (ebd.: 12).

Und wie den objektivierten Vorstellungen von Objekten, Raum und Zeit zahlreiche Erfahrungen mit Gegenständen und Körpern, Distanzen und Bewegung zugrunde liegen, entwickelt sich auch die Kausalitätsvorstellung, die diesen Zusammenhang schließlich herstellt, aus ursprünglichen und noch ganz subjektzentrierten Erfahrungen. Das „anfängliche Universum“, so Piaget, „ist kein Geflecht kausaler Sequenzen, sondern eine einfache Ansammlung von Ereignissen, die als Verlängerung der eigenen Aktivität auftauchen“ (1975: 213). Unter diesen Bedingungen, wo noch keine Unterscheidung zwischen dem Ich und einer unabhängig davon existierenden Außenwelt existiert, muss das „Hervorbringen interessanter Resultate [...] einfach als Verlängerung der Gefühle, des Wunsches, der Anstrengung, des Wartens usw. empfunden werden“ (ebd.: 220).

Der Beginn der Kausalität scheint also in einem diffusen Gefühl des Wirkens zu suchen zu sein, das die eigentliche Aktivität begleitet [...]. Ob es dem Säugling von ein oder zwei Monaten nun nach Anstrengungen gelingt, seinen Daumen in seinen Mund einzuführen und ihn zu lutschen, oder ob er mit seinen Augen einem Objekt in Bewegung folgen kann; er muss dabei – wenn auch in verschiedenen Ausprägungsgraden – den gleichen Eindruck empfinden: nämlich, dass eine bestimmte Handlung auf ihm unbekannt Weise

zu einem bestimmten Resultat führt. Anders gesagt, dass ein bestimmter Komplex von Anstrengungen, Spannung, Warten und Wunsch usw. mit der Macht zum Wirken versehen ist (Piaget 1975: 221).

Die Kausalitätsvorstellung substantiiert sich demnach aus der unmittelbaren Erfahrung der eigenen Intentionalität und ihrer Wirksamkeit. Der Befund, dass schon sechs Monate alte Säuglinge das ‚Stoßen‘ im Sinne Michottes als Gestalt wahrzunehmen scheinen (Leslie & Keeble 1987), steht dazu nicht im Widerspruch, denn auch beispielsweise der Greifreflex funktioniert autonom, lange bevor das Greifen seinen Platz in einer integrierten und intentionalen Kompetenz der Handhabung von Objekten findet. Es handelt sich um modular präorganisierte Fähigkeiten, die im Zuge der psychischen Reifung als Funktionen eines kohärenten Selbst integriert werden. Die physikalischen Regelmäßigkeiten, die bei der Kollision von Körpern auftreten, sind für ein Lebewesen nicht nur, aber in erster Linie deshalb relevant, weil sie auch für seine eigene Interaktion mit der materiellen Wirklichkeit gelten, und das später integrierte, intuitive Wissen um diese Gesetzmäßigkeiten hat ein präorganisiertes Moment und ein Erfahrungsmoment. Aus dem gemeinsamen Schema, zu dem sich die Wahrnehmung kausalen Geschehens in der Außenwelt und die Erfahrung eigenen Wirkens integrieren, entsteht folgerichtig der Animismus oder auch Anthropomorphismus der Welterfahrung: „Tätigkeit ist für das Kind notwendig beabsichtigte und bewusste Tätigkeit. [...] Es handelt sich dabei um eine ganz ursprüngliche Nichtunterscheidung zwischen der Aktion und der bewussten Anstrengung“ (Piaget 1978: 150). Diese Tendenz ist bei Erwachsenen stark zurückgedrängt, aber latent immer noch und unausweichlich vorhanden. Der Archetyp einer verursachenden Kraft ist ein Wille, und die Neigung, Aktivität jeglicher Art, die nicht durch kausalen Anstoß ausgelöst scheint, als intentional wahrzunehmen, bleibt immer erhalten.

### 5.3 Qualitative Kausalität

Beredtes Zeugnis davon legen die Beobachtungen von Fritz Heider und Marianne Simmel ab, die Versuchspersonen einen Trickfilm gezeigt hatten, dessen Akteure zwei Dreiecke verschiedener Größe ( $T$  und  $t$ ) und ein Kreis ( $c$ ) waren, die sich neben und in einem großen Quadrat umher bewegten, das sich auf einer Seite öffnen konnte und als ‚Haus‘ fungierte. Die geometrischen Formen wurden fast ausnahmslos als ein Haus und drei Personen wahrgenommen und deren Bewe-

gungen in ähnlichen Narrativen gedeutet. Dies ist einerseits nicht überraschend angesichts der Tatsache, dass der Trickfilm gezielt eine solche Deutung nahelegte, aber der springende Punkt ist gerade, *dass* es nicht überraschend ist, wie einfach mit simplen Formen und Figuren dergleichen nahegelegt werden kann. Schwierig ist es vielmehr, die Bewegungen der Dreiecke und Kreise *nicht* als intentionale Bewegungen von Lebewesen wahrzunehmen. Davon zeugen die einleitenden Worte zur Beschreibung des Filminhalts im entsprechenden Artikel: „Einige ‚anthropomorphe‘ Wörter werden verwandt, weil eine Beschreibung in rein geometrischen Begriffen zu kompliziert und zu schwer zu verstehen wäre“ (Heider & Simmel 1944: 245).<sup>6</sup> Diese Beschreibungen lauten etwa „*T* und *t* kämpfen, *T* gewinnt“, „*T* [...] bewegt sich ins Haus und schließt die Tür“ und „*T* jagt *c* innerhalb des Hauses“.<sup>7</sup>

Entsprechende Ergebnisse erbrachten Variationen der Experimente Michottes, in denen Wahrnehmungen der von ihm so bezeichneten ‚qualitativen‘ phänomenalen Kausalität im Unterschied zur bisher behandelten quantitativen, mechanischen untersucht wurden. Zum Beispiel:

„Gegenstand A und B berühren sich. A ist rot und B weiß. Plötzlich wird A grün, und in diesem Augenblick setzt sich B in Bewegung und entfernt sich über eine Strecke von 5 bis 6 cm.“

Niemals tritt [in den Berichten der Versuchspersonen, S. W.] Verursachung auf, die Bewegung von B ist immer autonom. Bei geübten Vpn kommt manchmal Auslösen vor in dem Sinn, dass die Aktivität von B mit der Veränderung von A „etwas zu tun hat“ (Lohr 1982: 36).

Die Bezeichnung des Phänomens als qualitative Kausalität ist insofern treffend, als die Gleichzeitigkeit der Ereignisse einen Zusammenhang zwischen ihnen suggeriert, aber unklar ist, welcher Art oder eben Qualität dieser Zusammenhang sein mag. Deshalb haben die Versuchspersonen hier häufig „das Bedürfnis, zu suchen, um eine ‚Erklärung‘ zu erfinden, wenn sie sich aufgrund ihres erworbenen Wissens nicht unmittelbar einstellt“ (Michotte 1982b: 101). Ein anschauliches Beispiel für die vielen alltäglichen Fälle, in denen Kausalitätswahrnehmung tatsächlich auf Assoziation regelmäßig gemeinsam auftretender Ereignisse beruht,

<sup>6</sup> „A few ‚anthropomorphic‘ words are used since a description in purely geometrical terms would be too complicated and too difficult to understand.“ Übers. S. W.

<sup>7</sup> „*T* and *t* fight, *T* wins“; „*T* [...] moves into the house and closes door“; „*T* chases *c* within the house“. Übers. S. W.



ist eine Pumpe, bei deren Betätigung an anderer Stelle Wasser fließt (Michotte 1982c: 169), oder einfach ein Lichtschalter. Die Kausalitätswahrnehmung ist unproblematisch, auch wenn man die Funktionsweisen von Pumpe und Lichtschalter nicht versteht. Im Unterschied zur direkt wahrnehmbaren mechanischen Kausalität aber beruht sie auf erworbenem Wissen und erfolgt unter Rückgriff auf Annahmen über „Einrichtungen, die nicht wahrgenommen wurden oder physikalische Kräfte, die nicht wahrnehmbar sind“ (Michotte 1982b: 101). Als weitere im Experiment verwandte Beispiele für erklärungsbedürftige einfache Abhängigkeiten dieser Art nennt Michotte Bewegungen in unterschiedlichen Richtungen, „Bewegungen unterschiedlicher phänomenaler Natur, wie z. B. die Kontraktion eines Gegenstandes nach einem Aufprall“, „das symmetrische Sich-Entfernen zweier Objekte, das nach vorheriger Kontaktnahme entsteht“ oder auch „die Verbindung einer Bewegung mit dem plötzlichen Erscheinen oder Verschwinden eines Gegenstandes“ (ebd.: 100). In diesen Fällen erscheinen jeweils beide Gegenstände autonom, weil ihre Bewegungen unterschiedlicher Art sind und deshalb nicht mechanisch-kausal aus der jeweils anderen hervorgehen können. Der Aufprall von A mag eine Kontraktion von B *auslösen*, aber die Kontraktion wird nicht als *Fortsetzung* der Bewegung von A wahrgenommen, wie es bei der Ampliation im Rahmen mechanischer Kausalität der Fall ist. Dass B auf den Aufprall ausgerechnet mit einer Kontraktion reagiert, muss Gründe haben, die in dem Geschehen nicht wahrnehmbar sind und zumindest zum Teil in der Eigenart von B liegen.

Und hier kommen schließlich wieder die anthropomorphen, intentionalen Deutungen ins Spiel.

„Es war so, als ob B Angst hatte und davon rannte, als sich A näherte“ oder „A gesellt sich zu B, dann geraten sie in Streit, zanken sich, und B geht von sich aus weg“; oder wiederum „es ist wie eine Katze, die sich einer Maus nähert, dann plötzlich auf sie zuspringt und sie davonträgt“ (Michotte 1982d: 140f.).

Die mechanische phänomenale Kausalität des Stoßens und Schiebens realisiert sich nur innerhalb gewisser Konfigurationen von Timings und Geschwindigkeiten. Wenn die beiden Gegenstände nach dem Aufprall etwa über ein kleines Zeitintervall hinaus ruhen, bevor sich B in Bewegung setzt, ist der Eindruck mechanischen Stoßens oder Schiebens nicht mehr gegeben, ebensowenig wenn sich B nach dem Anstoß schneller bewegt als zuvor A. Im ersten Fall entsteht dann etwa der Eindruck einer kurzen Unterredung zwischen A und B, im zweiten der einer Flucht.

In solchen Fällen erscheinen die Bewegungen beider Gegenstände autonom. Aber auch das mechanische Stoßen und Schieben kann, wenn die Bewegungen jeweils sehr schnell ablaufen, als aggressives Interaktionsgeschehen wahrgenommen werden; das Stoßen als Ausdruck von Ärger und das Schieben als Davontragen „mit roher Gewalt“ (Michotte 1982d: 144). Bei langsameren Bewegungen nehmen die Interpretationen der Versuchsteilnehmer einen entsprechend friedlicheren Charakter an. Eine Variation des Schiebens etwa, in der die Gegenstände nach dem Aufeinandertreffen eine kurze Pause einlegen, bevor sie sich zusammen fortbewegen und hinter einem Schirm verschwinden, legt „nicht selten eine Geschichte nahe – ein Rendezvous von Liebenden oder zwei Komplizen, die sich verstecken“ (ebd.: 144).

Wenn Michotte also sagt, dass die mechanische Kausalität anders als die qualitative „nichts Geheimnisvolles“ an sich habe und keine Erklärung verlange, „weil man sieht, ‚wie die Bewegung von A B vorwärtsbringt‘“ (Michotte 1982b: 100), gilt das streng genommen nur für die engere Sequenz der Kraftübertragung und Ampliation. Auch ein Stoßen, das im Rahmen der intuitiv erwarteten Gesetzmäßigkeiten der Mechanik nicht erklärungsbedürftig ist, kann als *wütendes* Stoßen wahrgenommen werden. Das ist insofern nicht verwunderlich, als auch Abläufe, die von Intentionen getrieben werden und eine wie auch immer geartete Kollision von Körpern einschließen, in dieser Kollision jenen Gesetzmäßigkeiten unterliegen. Um sich kompetent in der Welt bewegen und mit Objekten und anderen Menschen interagieren zu können, muss man in der Lage sein, beides intuitiv zu erfassen; die regelmäßigen Wirkungen bewegter physikalischer Körper aufeinander und die mehr kontingente Wirksamkeit von Intentionen, die sich jener als eines wichtigen Mediums bedient. Mechanische und qualitative Kausalität sind im Erleben unterschieden, aber eng miteinander verbunden.

Oben wurden die Mechanismen einer Pumpe oder eines Lichtschalters als Beispiele für qualitative Kausalität genannt, die aber natürlich von einer Reaktion, die ein Lebewesen bei einem anderen auslöst, zu unterscheiden sind. Michotte geht es an dieser Stelle vor allem darum, die schlichte Gegebenheit der mechanischen Kausalität in der Wahrnehmung deutlich zu machen und von anderen Konfigurationen abzugrenzen, in denen Verursachung zugeschrieben werden kann. In dem Moment, in dem seine Versuchspersonen rätseln und versuchen, Erklärungen zu finden, ist noch offen, ob es sich vielleicht um eine Interaktion von Lebewesen handelt. Das Reizgeschehen liefert zu wenig Informationen für eine evidente Deu-

tung. Bei Pumpe und Lichtschalter wird der kausale Zusammenhang durch die Wahrnehmung des regelmäßigen Auftretens der Verknüpfung zweier Ereignisse gelernt und akzeptiert. Reaktionen von Lebewesen sind hingegen nicht starr und stereotyp wie die Funktionen von Pumpe und Lichtschalter. Bei Interaktionen mit anderen Menschen, auch solchen, die wir gut kennen, ist das Suchen nach Erklärungen für beobachtete Reaktionen deshalb eine dauerhafte Haltung – nicht in der Weise, dass sie uns ratlos machen würden wie vielleicht eine der kryptischeren Ereignisfolgen Michottes; aber das Verhalten von Lebewesen bedarf ständig einer situationsspezifischen Interpretation. Auch wenn diese Interpretationen teilweise automatisch und unbewusst vorgenommen werden, nehmen Lebewesen nie den starren, stereotypen Charakter mechanischer Abläufe an, bei denen sich Fragen nach Sinn und Bedeutung vollkommen erübrigen, weil sie außer der physikalischen Dimension des Geschehens keine andere Dimension aufweisen. Mechanismen wie ein Lichtschalter sind somit, wenn man gelernt hat, wie sie funktionieren, quasi-mechanische Abläufe. Wir mögen den technischen Mechanismus nicht verstehen, aber es genügt, zu unterstellen, dass eine irgendwie geartete Verkettung quasi-mechanischer Kausalereignisse zu dem regelmäßig auftretenden Ergebnis führt, um sicher mit der betreffenden Einrichtung umzugehen. Ein höheres Lebewesen in dieser Weise wahrzunehmen ist hingegen ein mühsames, kontraintuitives und nicht praxistaugliches Unterfangen, wenn nicht unmöglich. Seine Bewegungen sind nie derart in sich geschlossen. Sie weisen immer über sich selbst hinaus, auf Kontexte, Bedeutungen und Geschichten. Was Intentionen auf elementarer Ebene ihre Richtungen und Bedeutungen gibt, sind die Emotionen.

## 5.4 Emotionen

Für Michotte war aufgrund der Berichte seiner Versuchspersonen nicht zu übersehen, dass die Bewegungen seiner Figuren Analogien zu Struktureigentümlichkeiten der menschlichen Emotionen aufwiesen. Weil Emotionen immer ein Objekt haben – man ärgert sich *über etwas*, man liebt oder fürchtet *etwas oder jemanden* usw. –, hat ein Geschehen mit emotionaler Bedeutung in elementarer Form mindestens zwei Bestandteile: ein Subjekt und ein Objekt oder auch zwei Subjekte, die sich irgendwie zueinander verhalten. Dementsprechend haben die Bewegungen der Gegenstände in Michottes Experimenten in der Regel immer ein phänomenales *Bezugszentrum*. A bewegt sich nicht einfach, sondern bewegt sich *auf B*

zu, oder B bewegt sich nicht einfach, sondern bewegt sich *von A fort*. Michotte schreibt einem „Weggehen von“ und einem „Zugehen auf“ wiederum Gestaltcharakter zu. Ein Gegenstand B, der zwischen Gegenständen A und C seine Position nach rechts verändert, bewegt sich phänomenal entweder von A weg oder auf C zu. Die beiden Gestalten sind verschieden und können nicht gleichzeitig verwirklicht sein (Michotte 1982d: 146). Diese Bewegungen konstituieren also „funktionale Verbindungen“ zwischen den Gegenständen (ebd.: 141f.).

Analoge funktionale Verbindungen kommen in den Emotionen zum Ausdruck. Sie lassen sich „grob in zwei Klassen einteilen [...], und zwar je nachdem, ob sie eine *verbindende* oder eine *trennende* Beziehung der Person zu dem Gegenstand oder dem Ereignis, auf das sie gerichtet sind, ausdrücken“. So gehören „Sympathie, Freundschaft und Liebe [...] eindeutig zur verbindenden Klasse“ und „Antipathie, Ekel, Hass und Furcht offenkundig [zum] trennenden Typ“ (ebd.: 142). Auf eine Formel gebracht:

[...] die körperlichen Reaktionen, die den Emotionen entsprechen, erfüllen in der Tat die Reizbedingungen, die nötig sind, um in einem Beobachter die kinetischen Strukturen zu erzeugen, die wir hier untersuchen (ebd.: 142).

Das heißt, die körperlichen Reaktionen, die beispielsweise mit Furcht verbunden und jedem vertraut sind, erzeugen eine Tendenz zum Abstandnehmen (Flucht); diejenigen, die mit Zuneigung verbunden sind, eine Tendenz zur Annäherung. Weil diese Assoziationen von Emotionen und Verhaltenstendenzen als elementares Schema der Bewertung von Erfahrungen höchst überlebensrelevant sind, neigt man dazu, Objekte, die sich aus eigener Kraft annähern oder entfernen, als von solchen Emotionen motiviert wahrzunehmen.

Die Verbundenheit der Emotionen mit hin- und wegstrebenden Verhaltenstendenzen wird von neueren Forschungsarbeiten zum Thema einhellig bestätigt, auch wenn keine Einigkeit in der Frage herrscht, welche Zustände genau als Emotionen zu bezeichnen sind. Konsens besteht weitgehend über die Universalität von Ärger, Trauer, Furcht und Freude (Panksepp 1998: 46); weniger Einigkeit herrscht über Kandidaten wie Interesse, Neugier, Ekel und Verachtung (Amiri 2008: 44f.). Klar ist aber, dass sie alle objektbezogen und zielgerichtet sind:

Emotionale Verhaltensweisen [...] beinhalten Handlungen, die jeweils eine bestimmte Beziehung zu einem Objekt, einem Ereignis oder der Welt als

ganzer herstellen oder modifizieren, im Wesentlichen um eine Beziehung zu stärken oder zu schwächen (Frijda 2007: 27).<sup>8</sup>

Und:

Emotionales Verhalten scheint im Großen und Ganzen von Zielen geformt zu sein. [...] Die Ziele sind hauptsächlich relational: etwas zu erlangen, wiederzuerlangen, abzulehnen oder aus der Interaktion zu entfernen.

Emotionales Verhalten besteht hauptsächlich aus Annäherung und Rückzug; sich öffnen oder zeigen; Interaktionen abschirmen, unterhalten, intensivieren oder schwächen; sich um eine Beeinflussung anderer Individuen bemühen; oder die Interaktion suspendieren (ebd.: 27).<sup>9</sup>

Elias (1990a) und daran anknüpfend Amiri (2008) betonen darüber hinaus die kommunikative Funktion der Emotionen, auf die schon Charles Darwin prominent hingewiesen hatte. Ein emotionaler Zustand und die ihm entsprechende Intentionalität sind ursprünglich nicht von der Kommunikation dieses Zustands und seiner Intentionalität gesondert. Emotionale Zustände sind mit Körperhaltungen, Gesten, mitunter Lauten und einer Mimik verbunden, die sie für andere Mitglieder der Spezies und in geringerem Maß auch über Speziesgrenzen hinweg zu erkennen geben. Nicht der Ausdruck einer Emotion, die zunächst einmal ohne Ausdruck da wäre, sondern im Gegenteil die menschliche Fähigkeit, Emotionen zu verbergen, ist eine sekundäre Erscheinung (Elias 1990a: 352-356). Zunächst einmal ist der Ausdruck emotionaler Zustände natürlicher Bestandteil emotionalen Verhaltens, und ihm entspricht auf Seiten des jeweils anderen Interaktionspartners die elementare Fähigkeit, sie wahrzunehmen und ihre Bedeutung zu erfassen.

Die Verhaltenskomponente der Emotionen (ebd.: 349) und damit ihre Sichtbarkeit für andere macht sie zu dem, was George Herbert Mead als „Gebärden“ im Sinne „frühe[r] Anzeichen einer sozialen Handlung“ (Mead 1987: 236) bezeichnet. Als wahrnehmbare Gebärden ermöglichen sie eine präreflexive, „unbewusste

---

<sup>8</sup> „Emotional behaviors [...] involve actions that each establish or modify a particular relationship with an object, event, or the world as a whole, largely to strengthen or weaken a relation.“ Übers. S. W.

<sup>9</sup> „Emotional behavior, by and large, appears to be shaped by aims. [...] The aims are mostly relational aims: to attain, regain, reject, remove particular objects from interaction.

Emotional behavior largely consists of approach and withdrawal; opening up or exposing oneself; shielding off, entertaining, enhancing, or weakening interactions; efforts to influence other individuals; or suspending interaction.“ Übers. S. W.

Kommunikation“ (Amiri 2008: 41). Die von Frijda beschriebenen Intentionalitäten emotionalen Verhaltens, Objektbeziehungen zu verändern und Ziele zu verfolgen, werden mit diesem Verhalten nicht nur verfolgt, sondern damit zugleich kommuniziert. Phylogenetisch beruhen die Emotionen auf „prototypischen Objektbeziehungen, die sich für die Menschen als besonders relevant herausgestellt haben“ und in einer Reihe von „artspezifischen expressiven Zeichen“ repräsentiert sind – den Ausdrucksaspekten des emotionalen Verhaltens –, die auf eine „signifikante koevolvierte Bedeutungswelt“ verweisen (ebd.: 45). Die zentralen Inhalte dieser Bedeutungswelt beschreibt Frijda in obigen Zitaten.

Wenn nicht-kausale Bewegungen immer ein phänomenales Bezugszentrum haben – von etwas fort oder auf etwas zu – und das Hin- und Fortstreben zu bzw. von einem Objekt mit fundamentalen Bewertungen als gut oder schlecht hinsichtlich des eigenen Überlebensinteresses assoziiert sind, dann ist deutlich, warum wir dazu neigen, eine Bewegung, die auf etwas gerichtet scheint, als intentional wahrzunehmen. Die primäre Bedeutungswelt der Emotionen stellt ein universelles Interpretament des Inhalts solcher Intentionen bereit. Eine Bewegung, die nicht mechanisch oder quasi-mechanisch kausal verursacht ist, wird unwillkürlich im Bezugsrahmen von Intentionen gedeutet, welche immer emotional motiviert sind. Es gibt keine Bewegung, die nicht entweder (quasi-)mechanisch oder zweckgerichtet ist, und Zwecke werden nach Maßgabe von Bewertungen gesetzt, deren Erfahrungsgrundlage die Emotionen sind. So werden Michottes minimale Szenen nicht als intentionales Geschehen wahrgenommen, obwohl sie so schlicht sind, sondern *weil* sie so schlicht sind. Ihr Informationsgehalt ist so gering, dass Beobachter auf das elementarste und allgemeinste Deutungsschema zurückfallen, das ihnen zur Verfügung steht.

Nun befinden wir uns aber nicht permanent in Zuständen der Wut, Freude oder Trauer, ebensowenig wie die Tiere, sondern ein Großteil der Lebensaktivität vollzieht sich in den Routinen eingeübter (oder instinktiver) Praxis. Emotionen kennzeichnen eher Unterbrechungen der Routine, die nach einer regulierenden Reaktion und/oder einer wertenden Markierung der Bedeutung des Ereignisses verlangen. Auch der Eindruck des Lebendigen, den etwa Michottes Rechteck-Raupe erweckt, ist im Hinblick auf die Emotionen neutral, aber sofern er ein Eindruck des Lebendigen ist, ist es zugleich derjenige einer eigenen Bewegung. Wodurch stellt sich dieser Eindruck her?

## 5.5 Vitalitätsaffekte

Daniel Stern hat auf Grundlage seiner Säuglingsstudien den Begriff der ‚Vitalitätsaffekte‘ eingeführt, mit dem sich diese Frage beantworten lässt. Sein Argument geht vom Phänomen der Synästhesie aus, also der Fähigkeit zur Übertragung von Wahrnehmungsqualitäten von einem Sinnesbereich in andere, auf der wesentlich die metaphorische Sprache beruht. So kann etwa eine Person, eine Farbe oder ein Ton als ‚schrill‘ wahrgenommen werden oder ein Geschmack, eine Melodie oder wiederum eine Person als ‚süß‘.

Wir neigen automatisch dazu, Wahrnehmungsqualitäten in Gefühlsqualitäten zu übersetzen, insbesondere dann, wenn diese Qualitäten dem Verhalten eines anderen Menschen angehören. Wenn zum Beispiel jemand eine Armbewegung macht, registrieren wir als Wahrnehmungsqualitäten die rasche Beschleunigung, die Geschwindigkeit und die Breite der Darbietung. Wir werden die Bewegung aber nicht in bezug auf die Qualitäten Zeitmuster, Intensität und Gestalt wahrnehmen; wir erleben sie ganz unmittelbar als „heftig“ – das heißt, als Vitalitätsaffekt (Stern 1998: 225).

Die Wahrnehmung einer Person, einer Farbe und eines Tons als schrill geht mit teilweise analogen Erregungen unseres Wahrnehmungsapparates einher. Stern führt dies auf neuronale Aktivierungsmuster zurück, die den entsprechenden Wahrnehmungen gemeinsam sind. Wenn wir etwa alle drei Sekunden ein Lämpchen aufglühen sehen oder alle drei Sekunden einen Piepton hören, ist das Intervall dasselbe, in dem jeweils Neuronen gereizt werden, auch wenn andere Teile des Wahrnehmungsapparats und andere Neuronen im Spiel sind. Ebenso wenn ein Licht allmählich immer heller oder ein Ton immer lauter wird. In der Wahrnehmung beschreiben die beiden Reizfolgen ein gemeinsames Muster; hier zunehmende Intensität. Dass solche Analogien registriert werden, ist nicht verwunderlich, weil sie üblicherweise jeweils auf dieselben Objekte der Außenwelt verweisen, wo sichtbare Ereignisse von entsprechend konturierten Geräuschen und, je nach dem, anderen entsprechend konturierten Wahrnehmungsfiguren begleitet sind. Dass diese Aktivierungskonturen ein von der Sinnesmodalität unabhängiges Fundament in der Wahrnehmung haben, entspricht insofern einfach der Tatsache, dass die Wahrnehmungen unserer fünf Sinne normalerweise ein integriertes Ganzes bilden. Mit der Entwicklung von Sprache und anderen Symbolsystemen erwuchs den Menschen daraus schließlich die Möglichkeit, durch

den Bezug auf spezifische Reizbedingungen allgemeine Erlebensqualitäten auch in anderen Kontexten mitzuteilen, so dass sich auch jemand etwas unter einer ‚schrillen Person‘ vorstellen kann, der den Ausdruck zum ersten Mal hört.

Zu den „Qualitäten oder Eigenschaften, die den meisten oder allen Wahrnehmungsmodalitäten gemeinsam sind“, zählt Stern „Intensität, Gestalt, Zeit, Bewegung und Anzahl“ (1998: 217). Anders als die kategorialen Emotionen, von denen oben die Rede war, sind diese nicht unbedingt mit gesetzten Wertungen verbunden. In der zwischenmenschlichen Interaktion kommt ihnen nicht die Funktion zu, bestimmte Gesten oder Handlungen zu bewerten und eine Reaktion anzubahnen, sondern die, ein in gewissem Maß gemeinsames, geteiltes Erleben der Interaktion zu ermöglichen. Stern bezeichnet diesen Vorgang als „Affektabstimmung“.

Erst wenn Säuglinge wahrnehmen können, dass andere Personen sich in einem inneren Zustand befinden oder ihn in sich aufrechterhalten können, der demjenigen ähnlich ist, den sie gerade in sich selbst wahrnehmen, wird ein gemeinsames subjektives Erleben, wird Intersubjektivität möglich [...]. Der Säugling muss eine Theorie nicht nur der getrennten, sondern auch der „berührungsfähigen getrennten Innerlichkeiten“ entwickeln [...]. (ebd.: 197).

Dies ermöglichen die Vitalitätsaffekte. Sie sind sozusagen ein Sinn für die Wahrnehmung von Stimmungen, damit eine wesentliche Grundlage der Empathiefähigkeit und das Medium, über das ein jeweils aktueller Rhythmus oder Modus der Lebendigkeit gezeigt, wahrgenommen und abgestimmt wird. Darauf bezieht sich auch der umgangssprachliche Ausdruck der ‚Energie‘, mit der jemand auftritt, die sich ebenso gut in Freude wie Wut oder Trauer äußern kann. Ein eindrucksvoller Beleg für die Tatsache, dass die auf diese Weise einsehbaren und kommunizierbaren Erlebensqualitäten intersubjektiv große Gemeinsamkeiten aufweisen, ist der Befund einer Studie von Solomon Asch, dass die Assoziationen zwischen den Geschmäckern süß, bitter und sauer mit Stimmungen und Persönlichkeitseigenschaften in einer Reihe voneinander unabhängiger Kulturen weitgehend übereinstimmen (Asch 1958).

Die Wahrnehmbarkeit eines Innenlebens auf diese Weise ist die Erfahrungsgrundlage für die Wahrnehmung bzw. Zuschreibung der *Fähigkeit* zur Intentionalität, die insofern auch von der Wahrnehmung einer Intention unterschieden ist.<sup>10</sup> Es mag zu einem gegebenen Zeitpunkt keine auf etwas gerichtete Intenti-

<sup>10</sup>Der Anthropologe Philippe Descola verweist darauf, dass alle bekannten menschlichen Kulturen auf die eine oder andere Art zwischen der ‚Interiorität‘ und der ‚Physikalität‘ von Le-



on wahrnehmbar sein, aber ein Gegenstand mit Innenleben verfügt grundsätzlich über Intentionalität. So werden Bewegungen von Lebewesen einschließlich Menschen auch bei Routinetätigkeiten als intentional wahrgenommen, selbst wenn man den Zweck der beobachteten Routinen nicht versteht. Aufgrund des Mediums der Vitalitätsaffekte wirkt ein Ameisenhaufen oder Bienenstock ebenso wie eine Menschenmenge ‚geschäftig‘.

Wie verhält sich dies nun zu der Tatsache, dass wir etwa von ‚autonomen Stadtstaaten‘ sprechen können, was die ursprüngliche Verwendung des Autonomiebegriffs war (Vorstenbosch 2006: 23), oder in der jüngeren Vergangenheit und wahrscheinlich bevorstehenden Zukunft immer häufiger von ‚autonomen Maschinen‘ hören? Der folgende Abschnitt beschäftigt sich mit den letzteren, um zu verdeutlichen, wie verschiedene metaphorische Verwendungen des Autonomiebegriffs auf die eben dargestellten Grundlagen der Autonomiewahrnehmung Bezug nehmen.

## 5.6 Autonome Maschinen

Im ersten Kapitel wurde bereits angesprochen, dass es möglich ist, sich Lebewesen als komplexe Maschinen vorzustellen. Das ist aber hauptsächlich eine theoretische Überlegung. Maschinen können durchaus den Eindruck des Lebendigen erwecken, was sich etwa in Robotern zeigt, die in der Science Fiction seit jeher mit Bewusstsein ausgestattet werden, aber auch schon in der belebten Anmutung der schlichten geometrischen Formen Michottes. Umgekehrt können aber Lebewesen kaum die Anmutung von Maschinen annehmen. Die Idee, ein Lebewesen sei ‚eigentlich‘ nur eine komplizierte Maschine, bleibt ein erlebensfernes Gedankenexperiment.

Maschinen können sich phänomenal durchaus ‚von selbst‘ bewegen. Diesem Umstand verleiht bereits die Bezeichnung ‚Automobil‘ Ausdruck. Ihre Bewegung ist außerdem intentional, da sie auf Zwecke ausgerichtet und diese Zwecke ihrer Gestalt eingeschrieben sind. Wir verweisen sie trotzdem ins Reich der mechanischen Kausalität, weil ihre Bewegungen starr, stereotyp und nicht kontingent sind.

---

bewesen unterscheiden bzw. unterschieden haben. Die Interiorität bezeichnet „eine Reihe von Eigenschaften“, die „von allen Menschen erkannt werden und die sich zum Teil mit denen decken, die wir gewöhnlich Geist, Seele oder Bewusstsein nennen – Intentionalität, Subjektivität, Reflexivität, Affekte, die Fähigkeit, zu bezeichnen oder zu träumen.“ Wie Stern begreift Descola die zugrunde liegende Wahrnehmung als Aspekt der Identifikation mit anderen (Descola 2013: 181).

„Nur der Mensch kann im Zweifelsfalle Handlungen abbrechen, Pläne korrigieren, anders entscheiden oder Entscheidungsprämissen ändern“ so der KI-Forscher Thomas Christaller und der Techniksoziologe Josef Wehner. Die Maschine hingegen „verkörpert Transparenz, Berechenbarkeit und Zwangsläufigkeit“ (Christaller & Wehner 2003: 16). Eine Maschine, die starr und stereotyp ihre Aufgabe ausführt, wird als Kette oder Komplex von kausalen Verbindungen wie derjenigen zwischen Lichtschalter und Glühbirne wahrgenommen, von deren Existenz wir aus Erfahrung wissen. Zum Erleben unserer eigenen Intentionalität dagegen gehört, dass ihr Inhalt sich wandelt, wie zum Erleben der Intentionalität anderer gehört, dass sie eben nicht stereotyp, sondern kontingent, nicht vollkommen vorhersagbar ist. Wendet man das Kriterium der Fähigkeit zu ‚eigener Bewegung‘ oder Intentionalität probenhalber auf die Tätigkeit von Maschinen an, dann erscheint es deplaciert, von einer ‚Fähigkeit‘ zu sprechen, weil Maschinen zur betreffenden Tätigkeit nicht nur fähig, sondern determiniert und – außer zum Stillstand – zu gar nichts *anderem* fähig sind. Die Eigenbewegung von Lebewesen dagegen wurzelt in ihrer je eigenen Lebendigkeit, die wir qua Vitalitätsaffekten auch dann wahrnehmen können, wenn sie aktuell keine intentionale Bewegung ausführen. Diese Lebendigkeit ist die Ressource, aus der intentionale, eigene Bewegung im Unterschied zu kausaler Bewegung entsteht.

Warum ist nun der Sprachgebrauch, in dem es ‚autonome Maschinen‘ gibt, trotzdem schlüssig? Zunächst einmal ist er natürlich metaphorisch. Damit allein ist nicht viel gesagt, denn metaphorisch ist jeder Sprachgebrauch, der ein Moment der Abstraktion enthält, das über die bloße Zusammenfassung von Dingen in Kategorien hinausgeht und Erfahrungsqualitäten auf Zusammenhänge überträgt, in denen sie nicht gewonnen wurden. Die interessante Frage ist vielmehr die, warum eine Metapher als treffend empfunden wird. Auf welche Erfahrungsqualitäten der oben beschriebenen Autonomiewahrnehmung bezieht sich die Metapher der autonomen Maschinen, und welche ihrer Aspekte werden damit markiert? Christaller und Wehner beschreiben die auszeichnenden Eigenschaften von deren frühen Exemplaren wie folgt:

Digitale Agenten und Roboter verbindet, dass sie keine reinen Befehlsempfänger mehr sind, da sie sich auf wechselnde oder gar neuartige Gegebenheiten einstellen können. Sie verfügen über einige Freiheitsgrade bei der Ausführung ihrer Aufträge, das heißt ihr Innenleben wird mit zunehmender Autonomie für Außenstehende, also auch für den Menschen, uneinsehbarer und

unkalkulierbarer und ist damit für direkte Eingriffe von außen nicht mehr verfügbar. Technik beginnt hier, sich mit sich selbst zu beschäftigen (Christaller & Wehner 2003: 19).

Der Begriff ‚Innenleben‘ verweist auf die Feststellung zurück, dass unabhängig von spezifischen intentionalen Bewegungen ein solches, das ständig vorhanden ist, als deren Grundlage postuliert, wahrgenommen oder attribuiert wird – ein Innenleben, das imstande ist, intentionale Bewegungen hervorzubringen. Die Herkunft dieser Vorstellung ist ohnehin aufgrund der Verwendung des Begriffes ‚Leben‘ nicht schwer auszumachen. Die Attribute ‚uneinsehbar‘ und ‚unkalkulierbar‘ beziehen sich auf das Kriterium der Kontingenzt, wobei die Kontingenzt eine phänomenale Größe ist („für Außenstehende“). Ein Roboter beispielsweise, der insofern autonom ist, als er keinen vorgegebenen Plan seiner physischen Umgebung braucht, weil er mittels einer Sensorik auf ihre Beschaffenheit reagieren kann, mag für Beobachter die Erscheinung der Autonomie annehmen, obwohl er sich, solange er im Sinne der Konstrukteure funktioniert, voll und ganz auf den Bahnen mechanischer Kausalität bewegt, die auch andere Maschinen kennzeichnet. Es stellt sich nur nicht mehr der Wahrnehmungseindruck phänomenaler Kausalität ein, weil ein Beobachter sich die komplizierten Mechanismen, nach denen der Roboter funktioniert, nicht vergegenwärtigen kann, und auf der anderen Seite sein Verhalten auch nicht die Regelmäßigkeit aufweist, die es ermöglichen würde, wie bei Lichtschalter und Glühbirne einfach aufgrund von Erfahrungswerten starre Verbindungen zwischen Ereignissen  $x$  und  $y$  wahrzunehmen. Dabei mag das Verhalten des Roboters für seine Konstrukteure besser vorhersagbar sein als für Laien und jenen dann auch weniger autonom erscheinen.

Der Punkt ist aber nicht, dass sich zur Verwendung des Begriffes ‚autonom‘ bei allen Wahrnehmenden ein bestimmter Eindruck herstellen müsste, sondern dass bei solcher Verwendung eine bestimmte Wahrnehmungsqualität, die allen Menschen vertraut ist und oben beschrieben wurde, zur Kennzeichnung bestimmter Aspekte eines als ‚autonom‘ beschriebenen Gegenstandes referenziert wird. Der eben als Beispiel verwendete Roboter braucht keine äußere, kausale Veranlassung, *um Hindernisse zu umfahren*. Aber vielleicht braucht er durchaus eine, nämlich einen Befehl seiner Konstrukteure, um die Arbeit zu beenden. Er wird auch kaum selbst darüber entscheiden, welche Arbeiten er überhaupt verrichtet. Er ist also autonom und sein Verhalten ist kontingent *in bestimmter Hinsicht*. Der spezifisch umschriebene Bereich der Aktivität des Roboters auf der einen Seite und

die Möglichkeiten seiner nicht bzw. weniger autonomen Vorgänger auf der anderen bilden den Bezugsrahmen, in dem die Zuschreibung von Autonomie als Unterscheidung einen Informationswert hat. Er kann innerhalb eines *bestimmten* Bereichs von möglichen Tätigkeiten *bestimmte* Dinge selbst entscheiden. Um diesen Umstand zu benennen, greift man auf Wahrnehmungsqualitäten zurück, die wir in unmittelbaren Erfahrungen der Lebendigkeit gewonnen haben. Sie verleihen der Vorstellung des Selbstentscheidens ihre Substanz und Evidenz.

Der Zusammenhang zwischen szenischer Evidenz und wissenschaftlicher Erklärung kann nun auf allgemeinerer Ebene genauer gefasst werden.

## 5.7 Szene, Metapher und Evidenz

Die Semantik des Autonomiebegriffs trägt den Stempel der originären Autonomie-wahrnehmung in Kontexten unmittelbarer Interaktionen einer überschaubaren Anzahl von Beteiligten über einen begrenzten Zeitraum. Solche Wahrnehmungen werden im Folgenden als ‚Szenen‘ bezeichnet. Die Variationen der Experimente Michottes können als bis auf die absolut notwendigen Grundelemente einer Szene reduzierte Beispiele dienen. Sie haben einen Sinn, der einerseits unmittelbar erfasst wird, aber andererseits über sich hinausweist. Wenn zwei Gegenstände als Personen wahrgenommen werden, die sich freundlich oder feindlich begegnen, hat dies in den Konnotationen ‚freundlich‘ und ‚feindlich‘ bereits einen Bedeutungsgehalt. Gleichzeitig wissen wir aber nicht, wo diese Personen herkommen, was sie vorher getan haben und nachher tun werden, von welchen Motivationen sie im Allgemeinen getrieben sind, in welchen Beziehungsgeflechten sie stehen, wie sie zu Freunden oder Feinden wurden und so weiter. Die Begegnung verweist darauf, dass es Antworten auf diese Fragen gibt, die aber außerhalb der Szene zu suchen und einem momentanen Beobachter nicht bekannt sind. Trotzdem ist die Szene aus sich heraus in gewissem Umfang verständlich und schlüssig. Wir nehmen unmittelbar wahr, was vor sich geht, auch wenn wir Kontext und Gründe der entsprechenden Reaktionen nicht kennen. Der szenisch wahrnehmbare Bereich ist derjenige, in dem die ‚naive Psychologie‘ evolviert ist und funktioniert, die es uns ermöglicht, anhand von äußerlicher Beobachtung eines Verhaltens auf innere Zustände und Intentionen zu schließen.

Wie unschwer zu erkennen ist, konzentriert sich auf ihn auch jener Hauptstrang der Sozialpsychologie, der in dieser Arbeit behandelt wird. Mit dem Begriff

der Situation und kontrollierten Experimenten nähert man sich einer Objektivierung dessen an, was in einer Szene geschieht, und betont die verhaltensbestimmende Bedeutung des Geschehens. Diese Betonung erklärt sich zum einen aus dem Selbstverständnis der Sozialpsychologie als Teilbereich der Psychologie, die sich primär auf die Konstitution des Individuums konzentriert, welcher nun die „Macht der Situation“ (Ross & Nisbett 1991: 27ff.) als verhaltensbestimmender Faktor gegenübergestellt wird. Sie erklärt sich aber auch daraus, dass unser natürlicher Wahrnehmungsapparat uns innerhalb des Bereichs szenisch begrenzter sozialer Abläufe qualitativ und quantitativ besonders unausweichliche *Evidenz* liefert, auf der letztlich alle anderen, mehr mittelbaren Arten von Evidenz beruhen. Diese Evidenz verleiht Experimenten wie denjenigen von Asch und Milgram ihre Wirkung und Langlebigkeit, die, sich tendenziell über alle Deutungen und Umdeutungen unbeeindruckt hinwegsetzend, für sich selbst zu sprechen scheinen. Theorien können verworfen werden, aber was in einem empirisch abgesicherten Experiment geschieht, ist eine Tatsache, hinter die man nicht zurück kann.

In gewisser Hinsicht kann die Bedeutung von Situationen gar nicht überschätzt werden, in anderer kann sie es doch. Denn wenn man so will, kann man sagen, dass Situationen die ganze Welt eines Individuums bilden und aus seiner Sicht außerhalb ihrer gar nichts existiert. Ein Mensch bewegt sich sein Leben lang von Situation zu Situation. Er befindet sich immer in einer begrenzten physischen und sozialen Umgebung und nimmt an bestimmten, ebenso begrenzten Abläufen teil, die sich in szenischen Begriffen beschreiben lassen.

Andererseits gibt es eine umfassendere Welt, und einem Menschen ist das auch bewusst. Auf sie verweisen die offenen Fragen nach Kontexten, die sich aus der Wahrnehmung intentionaler Abläufe ergeben. Es ließe sich alles auf Situationen reduzieren, weil alles Wissen und alle Informationen, das und die ein Mensch über die Welt jenseits seiner unmittelbaren Wahrnehmung hat, *durch* Situationen und *durch* seine unmittelbare Wahrnehmung zu ihm dringen müssen. Doch diese Informationen über Teile, Aspekte und Zusammenhänge der Realität, die sich der szenischen Wahrnehmung entziehen, bilden dennoch einen wesentlichen Bezugsrahmen menschlichen Handelns und seiner Deutung durch andere. Um diesen der Wahrnehmung nicht direkt zugänglichen Bereich wahrnehmbar und handhabbar zu machen, bedienen wir uns metaphorischer Sprache. Darin findet man dann beispielsweise soziale ‚Bindungen‘, ‚Schichten‘ und ‚Strukturen‘, in denen man ‚aufsteigen‘ und ‚absteigen‘ kann, die von ‚Spannungen‘ durchzogen und

von ‚Strömungen‘ bewegt sind, welche sich vielleicht an irgend einem ‚Punkt‘ in der Zukunft ‚aufspalten‘, vielleicht aber auch ‚versiegen‘ oder aber schließlich in gesellschaftliche ‚Spitzenpositionen‘ ‚vordringen‘, wo sich ihre Macht ‚verfestigt‘ und so weiter (vgl. Lakoff & Johnson 2003). Für sämtliche Begriffe dieser Art lässt sich leicht angeben, an welche unmittelbaren Wahrnehmungs- und Erfahrungsqualitäten sie appellieren, um einen Eindruck und eine Vorstellung vom Gemeinten hervorzurufen. Wenn es um physikalische Realitäten anstelle sozialer geht, ist das nicht anders. Hier trifft man auf ‚Wellen‘, ‚Strahlen‘ und ‚Teilchen‘, auf ‚Anziehungskraft‘ und physikalische ‚Arbeit‘, auf ‚Strom‘, ‚Widerstand‘ und ‚Spannung‘, auf ‚Reaktionen‘, die dazu führen, dass eine Substanz irgendwann ‚gesättigt‘ ist und so weiter (vgl. Lewontin 2002: 1ff.).

Wahrnehmungen von Handlungen finden zunächst immer im szenischen Rahmen statt, wenn jemand eine für Beobachter bedeutungsvolle intentionale Bewegung vollführt. Wenn diese zunächst ‚schlicht gegebene‘ Wahrnehmung aber problematisiert wird, muss man den Beobachtungsrahmen über das szenische Geschehen, über den situativen Fokus hinaus erweitern, um nach den maßgeblichen Kontextinformationen zu suchen, die das Handeln bedingt haben und an der Szene nicht unmittelbar ablesbar sind. In dem Versuch, eine Deutung der Handlung (wieder) auf festeren Boden zu stellen, emanzipiert man sich also in gewissem Umfang von der szenischen Evidenz, indem man Informationen in die Betrachtung einbezieht, die ihr nicht direkt innewohnen.

Man mag dazu neigen, sich die Erweiterung des Beobachtungsrahmens als sich ausdehnenden Kreis oder sich vergrößernde Kugel vorzustellen, aber diese Vorstellung ist nur als grobe Annäherung zutreffend, denn Beobachtung ist immer selektiv. Es liegt an den Möglichkeiten, aber auch Interessen und Neigungen des Beobachters, welche zusätzlichen Informationen in die Betrachtung und Deutung einer Szene einbezogen werden und in welcher erklärenden Funktion. Man mag die Beziehungen eines Handelnden zu Abwesenden hinzuziehen, die in einer Szene nicht wahrnehmbar sind, seine ‚Persönlichkeit‘ oder auch momentane physiologische und psychische Zustände und Befindlichkeiten. Im letzteren Fall dehnt sich der Beobachtungsrahmen nicht quantitativ aus, sondern zoomt eher auf Mikroaspekte des Geschehens ein. Ebenso kann man Umgebungsbedingungen wie Raumtemperatur, Luftfeuchtigkeit und Lichteinfall als Bedingungen eines Verhaltens berücksichtigen, die sicher nicht völlig unerheblich sind; oder man vergegenwärtigt sich den vorangehenden Tagesablauf des Handelnden oder geht bis

zu seinen Kindheitserlebnissen zurück, womit sich der Beobachtungsrahmen in der Zeit statt im Raum ausdehnt. In keinem dieser Fälle kann man streng genommen sagen, die betreffenden Informationen spielten im fraglichen Handeln keine Rolle. Die Desiderate dieser Bewegung hin zur Einbeziehung zusätzlicher Informationen sind, wie im ersten Kapitel beschrieben, größere *Vollständigkeit* der modellhaften Repräsentation des Geschehens und die *Zuordnung von Ursachen und Wirkungen* zueinander; die Desiderate der Wissenschaften. Wenn man auf diese Weise immer mehr faktische Bedingtheiten von Verhalten ans Licht bringt und diese Desiderate sukzessiv verwirklicht, wird jedoch der Spielraum, in dem ein Handelnder autonom sein könnte, immer kleiner, weil überall dort *kein* Spielraum mehr besteht, wo ein Verhaltensaspekt kausal auf eine Ursache zurückgeführt wird. Deshalb endet ein Gedankenexperiment, in dem jene Desiderate voll verwirklicht würden, im Determinismus des Laplaceschen Dämons.

Für diese Studie ist das vor allem deswegen interessant, weil es auch bei dem Versuch, die Beschaffenheit der menschlichen Autonomie theoretisch zu erfassen, auf ganz bestimmte Aspekte des Verhaltens ankommt. Die Feststellung, dass es nur darum gehen kann, in einem *bestimmten* Bereich von möglichen Tätigkeiten *bestimmte* Dinge selbst zu entscheiden, gilt uneingeschränkt auch für Menschen; nur dass der relevante Bereich möglicher Tätigkeiten und das Spektrum möglicher Entscheidungen anders konstituiert sind. Zu sagen, alle Menschen verfügten über Autonomie, da sie doch am Leben und zweifellos zu intentionaler Bewegung fähig seien, wäre richtig, erfasst aber noch nicht das, worauf es ankommt, wenn die menschliche Autonomie diskutiert wird. Vielmehr ist es bei der Erörterung der Autonomie von Menschen *die Autonomie ihrer normativen Orientierungen*, nach deren Maßgabe sie sinnvolle Intentionen bilden, auf die es ankommt. Damit sie als sinnvoll und somit als autonom erkannt werden können, müssen diese Orientierungen für Beobachter einsichtig sein, müssen Handelnde und Beobachter also gewisse Gemeinsamkeiten in ihren normativen Orientierungen aufweisen. Sofern diese Gemeinsamkeiten nicht auf eine Forderung der Beobachter nach Konformität mit ihren eigenen normativen Orientierungen reduzierbar sein sollen, müssen sie sich von einer höheren Autorität oder transzendenten Prinzipien ableiten. Bei Asch und Milgram war es, wie gesagt, die Extremität der jeweiligen Szenarien, welche die allen Beteiligten gemeinsamen normativen Orientierungen und Urteile bezüglich des Handelns der Versuchspersonen als selbstverständlich erscheinen ließ, so dass die Frage sich nicht explizit stellte, worauf der Geltungsanspruch der

angelegten Maßstäbe beruhte. Eine Theorie der Autonomie muss sich dagegen über die jeweils angelegten normativen Maßstäbe Rechenschaft geben, weil Autonomie auf der einen Seite von Konformität unterschieden werden soll und auf der anderen ohne solche Maßstäbe keine Zuschreibung von Autonomie möglich ist. Hierauf ist im siebten Kapitel ausführlich zurückzukommen.

Zunächst aber erhält im folgenden die Dekonstruktion des Autonomiebegriffs in den Fallstudien ihr ebenso am Interviewmaterial zu gewinnendes rekonstruktives Gegenstück. Bei der Interviewauswertung mit dem Ziel, Verhaltensweisen verschiedene Maße von Autonomie zuzuschreiben, versucht man zunächst unwillkürlich, darin Szenen vorzufinden, in denen sich die in diesem Kapitel herausgearbeiteten Wahrnehmungsfiguren intentionaler versus kausal verursachter Bewegungen verwirklichen. Jemand setzt sich in Bewegung, um etwas zu tun, das seinen Wünschen und Zielen entspricht, oder jemand *wird* zu einem Verhalten getrieben oder von einem abgehalten. Ersteres wäre eine autonome Bewegung, letzteres nicht.

Die Auseinandersetzung mit dem Material zeigt jedoch, dass solche Szenen darin kaum vorzufinden sind. Das liegt nicht nur daran, wie man vermuten könnte, dass die hier beschriebenen Szenen bzw. Figuren in ihrer Vereinfachung und mit der binären Alternative zwischen intentionaler und nicht intentionaler Bewegung, die sie abbilden, Idealtypen sind, die in realen sozialen Kontexten mehr in Legierungen auftreten. Die Ausrichtung der Aufmerksamkeit auf aussagekräftige Szenen in einem biographischen Interview beruht vielmehr schon grundsätzlich auf falschen Voraussetzungen, weil biographisch bedeutsame Entscheidungen nicht in Szenen zustande kommen oder situativ begründet sind, sondern sich in Prozessen formieren, die in Komposition und Zeitumfang ausnahmslos umfassender sind als eine Interaktion, die als Szene wahrnehmbar ist. Im folgenden Kapitel wird dies am Material der biographischen Interviews aufgezeigt. Dieses macht erkennbar, dass die Unschärfen des Autonomiebegriffs und die enttäuschten Verhaltenserwartungen und scheiternden Erklärungen, zu denen er führt, daraus folgen, dass mit ihm Vorstellungen, die nach szenischen Geschehensabläufen modelliert sind, zu naiven Handlungstheorien verallgemeinert werden, die jene umfassenderen Kontextbedingungen nicht berücksichtigen und deshalb zu kurz greifen. Durch die Korrektur dieser Denkfigur löst sich zugleich die künstliche Antithese von individuell versus sozial beeinflusst weitgehend auf.



## Kapitel 6

# Autonomie und Nonkonformität im sozialen Kontext

Wirksam in diesem Gewühl der durcheinander laufenden Menschen ist offenbar bei aller Bewegungsfreiheit des Einzelnen zugleich eine verborgene, eine nicht unmittelbar mit den Sinnen zu greifende Ordnung. Jeder einzelne Mensch in diesem Menschengewühl gehört an einen bestimmten Platz. Er hat einen Tisch, an dem er isst, ein Bett, in dem er schläft; noch die Hungernden, noch die Heimlosen sind zugleich Produkt und Teil der verborgenen Ordnung, die diesem Durcheinander zugrunde liegt.

*Norbert Elias*<sup>1</sup>

Wie oben gesagt, erwies sich das Interviewmaterial bei dem Versuch, intersubjektiv übereinstimmende Quantifizierungen für die entwickelten Kategorien vorzunehmen, auch nach mehreren Codierzyklen, Diskussionen und Modifikationen des Rating-Schemas als so widerständig, dass es schließlich eher geboten schien, diese Widerständigkeit als Auskunft über das Material im Licht der herangetragenen Fragestellung aufzufassen, oder präziser ausgedrückt, als Funktion der Interaktion zwischen unserem gerichteten Erkenntnisinteresse und dem Material, denn als zu überwindende methodische Schwierigkeit. So entstand der Bedarf nach einer Explikation der Beobachterperspektive, deren erster Schritt das Freilegen des

---

<sup>1</sup>1996a: 30

Kerns der Autonomiewahrnehmung im vorangehenden Kapitel ist. Während diese theoretischen Überlegungen voranschritten, habe ich die Interviews der 56 Personen, von denen vollständige Datensätze vorliegen, noch einmal neu ausgewertet. Dies geschah mit einigem zeitlichem Abstand zu den ersten Versuchen und auf Grundlage größerer Vertrautheit mit dem Interviewmaterial selbst. Das Ziel waren nicht mehr Quantifizierungen, sondern eine Erschließung und Strukturierung des Materials für einen qualitativen, inhaltsanalytischen Zugriff.

Wie sich dabei zeigte, hatte die ursprüngliche, unwillkürliche Orientierung an szenischen Konstellationen, die jene elementare Wahrnehmungsfigur evozieren, den Blick auf einen Großteil der relevanten Handlungsbedingungen verstellt, deren gemeinsame Muster nun sichtbar wurden. Im Ergebnis ist das, was so entstand, ein tentatives Modell des Entscheidens in sozialen Kontexten, welche nicht in erster Linie situativ bestimmt sind und deshalb auch nicht hinreichend in szenischen Arrangements repräsentiert sind. Dabei ist die Herkunft des Materials von einer höchst selektiven Stichprobe einer bestimmten Zeit und Gesellschaft augenfällig, deren Signatur das Material trägt und auch in das Modell hineinträgt. Bei Auswahl einer anderen Altersgruppe aus einer anderen sozialen Schicht, zu schweigen von Vertretern eines anderen Gesellschaftstyps, würden sich andere Aspekte individueller Entscheidungen und Entscheidungsbedingungen in den Vordergrund drängen. Ich verwende allerdings Begriffe, die für eine Adaptation an andere Lebensläufe und soziale Bedingungen sowie für Modifikationen und Ergänzungen offen sind, die sich aus solchen Versuchen der Übertragung ergeben könnten. Gleichzeitig ist die Formulierung einer vollwertigen Theorie des Entscheidens nicht die primäre Aufgabe dieses Kapitels oder dieser Arbeit. Vielmehr geht es darum, die wesentliche Bedingtheit menschlicher Entscheidungen durch Kontexte sichtbar zu machen, die nicht szenischen Arrangements innewohnen oder auf sie reduzierbar sind, sondern im sozialen Raum und in der Zeit weiter verzweigt sind. Es geht weniger um eine vollständige oder endgültige Modellierung solcher Kontextbedingungen als um ihre Explikation auf einer grundsätzlichen Ebene zu vornehmlich heuristischen Zwecken. Dazu genügt eine vorläufige Skizze ihrer Beschaffenheit, wie sie sich auch aus dem selektiven empirischen Material gewinnen lässt. Darüber hinaus lasse ich Überlegungen zur Verallgemeinerbarkeit der angestellten Beobachtungen an geeigneten Stellen einfließen.

Die Explikation jener weiter verzweigten Kontextbedingungen verweist zurück auf das im ersten und zweiten Kapitel diskutierte Problem des Konformi-

tätsbegriffs, dass Zuschreibungen von Konformität je nach dem, wie man den Beobachtungsrahmen setzt und welche Bezugsgruppen eines Handelnden man berücksichtigt, sehr unterschiedlich ausfallen können. Die gleichzeitige Existenz und Relevanz verschiedener sozialer Bezugssysteme gehört zu diesen Kontextbedingungen. Ihre systematische Berücksichtigung im Zuge der Emanzipation vom szenischen Fokus wirft somit auch ein neues Licht auf das Problem der Konformität. Der erste und wichtigste Schritt ist dabei das Aufbrechen der Gleichsetzung von Nonkonformität und Autonomie.

Der Nonkonformität eines Verhaltens kommt die Funktion eines Indikators für einen Einklang von Verhalten und Wollen in sozialen Situationen zu. Dieser erweist sich jedoch als unzuverlässig, weil weder Abweichung noch Konformität zeigen, wodurch sie jeweils motiviert sind. Um das Kriterium des ‚Einklangs mit Eigenem‘ im Folgenden etwas mehr und unabhängig von demjenigen der Nonkonformität zu substantiieren, greife ich auf die Selbstbestimmungstheorie (‚Self-Determination Theory‘) aus der Motivationsforschung zurück, die im folgenden siebten Kapitel noch eine größere Rolle spielen wird. Sie versteht unter Autonomie übereinstimmend mit der zu Beginn dieser Arbeit aufgegriffenen Intuition, sich „mit einem Gefühl des Wollens, der Freiwilligkeit und der Kongruenz zu verhalten“ bzw. „voll hinter dem Verhalten zu stehen, das man zeigt, und damit im Einklang zu sein“ (Deci & Ryan 2012: 85).<sup>2</sup> Obwohl sich anhand biographischer Interviews nur in Grenzen feststellen lässt, was jemand ‚eigentlich‘ will, sind in unseren genug Hinweise auf Handlungsmotive, Wünsche und Ziele enthalten, um den Unterschied zwischen Autonomie in diesem Sinn und jener Vorstellung von Autonomie deutlich zu machen, die sich in szenischen Konstellationen als Nonkonformität zeigt.

Dieser Unterschied nötigt zugleich zu einer Selbstverständigung über unser Erkenntnisinteresse. Wir sind primär vom Problem der Konformität ausgegangen, um nach den Bedingungen zu fragen, die einen Menschen befähigen, ihr zu entsagen. Gleichzeitig trägt aber die Vorstellung der Autonomie die Verheißung eines selbstbestimmten Lebens in sich; einer Realisierung der eigenen Wünsche, Ziele und Potentiale, und damit eines Weges zu Glück und Erfüllung. Und sicherlich gehört es zu den Desideraten einer soziologischen Arbeit über Autonomie, zur Beantwortung der Frage beizutragen, ob die Vorstellung der Autonomie geeignet

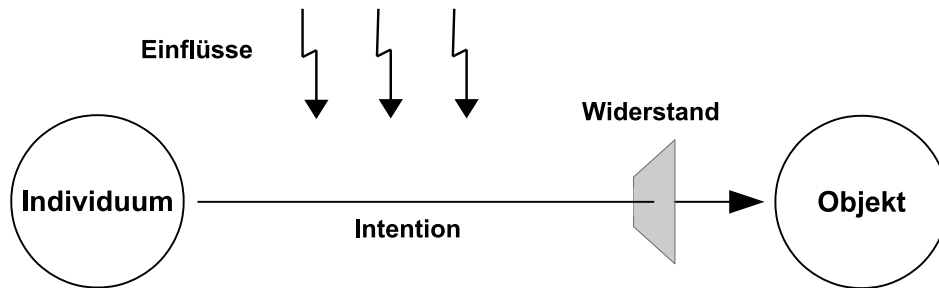
---

<sup>2</sup> „To be autonomous means to behave with a sense of volition, willingness, and congruence; it means to fully endorse and concur with the behavior one is engaged in.“ Übers. S. W.

ist, bei der Verwirklichung solcher Ideale zu helfen – doch zunächst einmal ist dies eine völlig andere Frage als die, wie nonkonformes Verhalten zustande kommt.

## 6.1 Der szenische Fokus

Um den Verlauf der Revision des Autonomiebegriffs und die dazu gehörige Distanzierung vom szenischen Fokus möglichst klar herauszustellen, möchte ich zunächst den Idealtyp einer Handlungssituation veranschaulichen, in der Autonomie für Beobachter sichtbar werden kann. Dieser Idealtyp entspricht der im fünften Kapitel entwickelten Grunderfahrung als Interpretament szenischer Wahrnehmungen. Er enthält ein Individuum mit einer Intention, das gegen Widerstände angehen muss und/oder beeinflusst wird. Dies ist in Abbildung 6.1 schematisch dargestellt.



**Abbildung 6.1** – Schematik der Vorstellung einer Handlungssituation, in der ein Individuum sich gegen Widerstände oder soziale Einflüsse behaupten muss und dazu Autonomie benötigt.

Ein Widerstand kann alles Mögliche sein, was der Erreichung eines Ziels entgegensteht und dessen Überwindung Kraft und Ausdauer erfordert. Soziale Einflüsse unterscheide ich davon, weil diese ein spezifischeres Hindernis sind und intentionalem Handeln nicht unbedingt direkt entgegenstehen, sondern es der Idee nach eher vom Kurs abbringen oder die Intention selbst modifizieren. ‚Objekt‘ ist hier sehr weit gefasst und trägt einfach der Tatsache Rechnung, dass eine Intention immer auf etwas gerichtet ist.

Sucht man in den biographischen Interviews nun Stellen, an denen eine Zuschreibung von Autonomie im Sinne ‚eigenwilliger‘ Nonkonformität möglich ist, dann können das nur Stellen sein, an denen sich eine Verwirklichung dieses Sche-

mas abzeichnet, denn wenn das Moment des Widerstands oder Einflusses fehlt, handelt es sich einfach um Aktivität, die an sich für die Fragestellung nicht aussagekräftig ist. Doch gerade an diesen relevanten Stellen eröffnet die Einsetzung der relevanten Größen, Intention auf der einen und Widerstand/Einfluss auf der anderen Seite, immer wieder nicht nur einen Raum für Spekulation, sondern schafft einen *Bedarf* nach Spekulation, wenn nicht nur das Vorhandensein einer Intention und eines Widerstandes konstatiert werden, sondern die *Stärke* beider bestimmt werden soll.

Dies lässt sich etwa an Aussagen der Form ‚ich wollte unabhängig sein‘ verdeutlichen, die aufgrund des Alters der Interviewten in verschiedenen Spielarten häufiger vorkommen. Ein Beispiel im Kontext einer Sprachreise nach London:

Ich kannte da schon jemanden und wollte das einfach genießen und selbstständig werden und, genau, gucken, ob ich alleine klar komme, unabhängig von meiner Mutter vor allem, weil sie sich ja gerade so um mich gekümmert hat, wollte ich, glaube ich, auch gerade unabhängig von ihr sein. (Antje Jullien, niedrig, 21 J.)<sup>3</sup>

Es wird eine Intention und gleichzeitig eine Einschätzung der Sprecherin ausgedrückt, zum gemeinten Zeitpunkt eben *nicht* hinreichend unabhängig gewesen zu sein. Ein Beobachter steht also vor der Aufgabe, zu entscheiden, ob die Aussage als starke oder als schwache Unabhängigkeit zu werten wäre. Die Frage stellt sich im Wesentlichen nicht anders, wenn sich jemand nicht auf der Ebene einer Selbstproblematisierung bewegt (etwas sein wollen), sondern konkret etwa sagt, ‚meine Eltern waren dagegen, aber ich bin trotzdem gegangen‘.

[...] als ich ausgezogen bin von zu Hause, hatten meine Eltern mir eher nahe gelegt, dass ich mir in Hildesheim ’ne Wohnung suche, aber ich wollte unbedingt nach Hannover gehen und da komplett ’n ganz neues Leben anfangen, nur für mich selbst, ohne irgendwelche Verbindungen von früher. (Christian Hoffmann, hoch, 25 J.)

Hätten die Eltern und sonstigen „Verbindungen“ nicht ein gewisses Gewicht, würde Hoffmann sie nicht in dieser Weise als Kontext der Umzugsentscheidung

---

<sup>3</sup>Zur besseren Lesbarkeit habe ich kleinere Sprechpausen, ‚ähs‘ und Wortwiederholungen, die mit der Aufrechterhaltung des Redeflusses zu tun haben (‚bin dann, bin dann da hingegangen‘) bei den Interviewzitatzen ausgespart, diese also behutsam geglättet. Unterschiede im Sprachstil und der sprachlichen Eloquenz der Interviewten bleiben dabei erhalten.

erwähnen. Von der Schwere dieses Gewichts hängt es ab, wie viel Unabhängigkeit ihm zuzuschreiben ist; Entsprechendes gilt für Antjes Julliens Abhängigkeit von der Mutter, deren Sich-Kümmern im Übrigen ganz Verschiedenes bedeuten kann. Diese Größen und Kräfte sind, wie im vorangehenden Kapitel beschrieben, an sich in gewissem Umfang verständlich, weisen aber über den Rahmen der szenischen Vorstellung, die durch die Zitate evoziert wird, hinaus. Einerseits kann eine starke Bindung als starke Abhängigkeit gewertet werden, andererseits erfordert gerade dann eine Emanzipation von dieser Bindung umso mehr Kraft, und der Umstand, dass diese Kraft erfolgreich aufgewandt wird, spräche dafür, eine entsprechend starke Unabhängigkeit im Sinne eines psychischen Vermögens zuzuschreiben. Um solche Deutungsfragen zu entscheiden, muss ein Beobachter entweder die betreffenden Kräfte oder Größen anhand der eigenen Lebenserfahrung einsetzen; etwa die Vorstellung einer ‚normalen‘ Bindung an die Eltern, von der sich eine bemerkenswerte Abhängigkeit oder Unabhängigkeit abhobe. Er würde in diesem Fall den Beobachtungsrahmen weiten, indem er auf Informationen zurückgriffe, die der eigenen Lebenserfahrung entstammen. Dadurch würde das Urteil, mit anderen Worten, zu einer impressionistischen Mischung von Erfahrungen und Einstellungen des Beobachteten mit denen des Beobachters. Alternativ kann man Kontextinformationen aus dem Interview selbst in die Interpretation solcher Stellen einbeziehen. Dann kommen jedoch immer mehr relevante Größen ins Spiel, deren relatives Gewicht abgewogen werden muss. Je tiefer man in das Material des betreffenden Interviews eindringt, desto begründeter kann man solche Urteile fällen, desto weniger sind aber die Ergebnisse für die einzelnen Interviews vergleichbar, weil man nun *individuelle* Begründungen heranzieht, während ein Vergleich *allgemeine* Maßstäbe voraussetzen würde.

Dies lässt sich am Fall des 20-jährigen Andreas Franke (niedrig) weiter verdeutlichen, der eine der konflikthaftesten Lebensgeschichten unter unseren Teilnehmern erzählt hat. Er beginnt damit, dass seine alleinerziehende Mutter ihn „nie leiden konnte“ und er aufgrund gesundheitlicher Probleme „das aufwendige Kind“, „das nicht so beliebte Kind“ und das „fünfte Rad am Wagen“ gewesen sei. Darauf habe er mit ständigen Versuchen reagiert, sich anderswo Anerkennung zu verschaffen. Durch sehr gute Schulleistungen gelang ihm das zunächst vor allem bei Lehrern. Unter den Mitschülern war er in den ersten sechs Jahren ein Außenseiter, auch weil er „ziemlich arrogant und ziemlich hässlich“ gewesen sei; auf die Rückfrage, inwiefern hässlich, sagt er, „so’n bisschen ungepflegt und schieß

Klamotten und alles so was“. Seine Ausdrucksweise in Bezug auf sich selbst ist häufig derart abwertend und streng. Die verzweifelte Suche nach Anerkennung ist Leitmotiv der ganzen Erzählung; der Ausdruck ‚Anerkennung‘ kommt zehn Mal explizit vor.

In der elften Klasse verliebte er sich in ein Mädchen, das bei den Zeugen Jehovas war, und weil er seinerzeit geglaubt habe, eine Freundin zu haben würde seine Probleme lösen, trat er ebenfalls dort ein. Aus dieser Liebe wurde nichts, aber er engagierte sich in der „Sekte“, wie er sagt, und fand so einige Freunde in ihren Kreisen. Nach zweieinhalb Jahren kam die Zeit, ein Studium oder eine Ausbildung zu beginnen, und das Studieren war bei den Zeugen Jehovas verpönt („da wird man weltlich“). Er wollte aber studieren und trat aus, in Kauf nehmend, dass er damit sämtliche damaligen Freunde verlor.

Die Suche nach Anerkennung bedingt hier offensichtlich eine große emotionale Abhängigkeit von anderen, und die wiederum eine große Beeinflussbarkeit und Fremdbestimmbarkeit. Der Eintritt bei den Zeugen Jehovas auf die vage Aussicht hin, einer jungen Frau näherzukommen, die ihm noch kaum bekannt ist, illustriert dies. Umgekehrt ist aber der Austritt aus einer dicht geknüpften Religionsgemeinschaft aus eigener Kraft und aufgrund eines eigenen, individuellen Wunsches ein nicht unerheblicher Akt der Emanzipation von unmittelbaren sozialen Zwängen. Ein junger Mann, der *nicht* in der elften Klasse aus heteronomen Motiven Mitglied einer solchen Gruppierung wird, sondern Schullaufbahn und Privatleben geradlinig fortsetzt und dann ein Studium aufnimmt, erscheint autonomer als einer, der das tut – aber nur, wenn man den Rahmen des Vergleichs beim Eintritt in die Gruppe beginnen lässt. Fokussiert man stattdessen auf den Zeitpunkt des Austritts, zeigt Franke ein Maß an Autonomie im Sinne der Fähigkeit zur Durchsetzung eigener Intentionen gegen soziale Zwänge, wie es jener Student mit geradlinigerem Lebenslauf vielleicht nie zeigen *musste*, und weil er nicht musste, auch gar nicht konnte. In diesem Szenario wäre Autonomie eher als unproblematische und nicht verbalisierungsbedürftige Alltagswahrnehmung verwirklicht, wie zu Beginn des ersten Kapitels beschrieben, denn als unterscheidbare Fähigkeit, deren Ausübung ins Auge fällt. Im letzteren Sinn wäre umgekehrt der Austritt ein Fall, in dem wir Autonomie konstatieren würden. Ebenso kann man Frankes über zweieinhalb Jahre konsistente Ablehnung des Glaubens der Zeugen Jehovas trotz seiner Integration in deren Zirkel in entgegengesetzten Richtungen deuten. Die Vorstellung einer grundsätzlichen Beeinflussbarkeit von Menschen

durch ihre soziale Umgebung ließe erwarten, dass er im Lauf dieser Zeit zumindest Teile des Glaubens übernehme; ebenso die Theorie der kognitiven Dissonanz. Von dieser Warte aus erscheint seine beharrliche Ablehnung dieses Glaubens als überraschend autonom. Umgekehrt kann aber der Umstand, dass er trotz dieser Ablehnung so lange an der religiösen Praxis teilnahm, als überwältigende Äußerung von Konformität (im Sinne von äußerer Anpassung; ‚compliance‘) gelesen werden.

Man sieht, dass im Grunde beliebige Deutungen möglich sind, wenn man bei der Antithese von Autonomie und Konformität und dem szenischen Bezugsrahmen stehen bleibt, in dem sie ihre scheinbare Evidenz entfaltet. Es fehlt nicht nur die empirische Grundlage dafür, die Stärke eines Willens und eines Einflusses oder Widerstandes zu bemessen, sondern in Abwesenheit einer Theorie auch ein Vergleichsmaßstab. Wenn eine Stelle für das Problem der Autonomie relevant erscheint, ist Autonomie an dieser Stelle immer problematisiert und nie einfach gegeben, was die hier beschriebene Deutungsoffenheit hervorbringt; ‚einfach gegeben‘ wäre sie, wie gesagt, im Fall normaler, alltäglicher Aktivität, wo es aber trivial wäre, dies zu konstatieren.

Für die Wahrnehmung von Autonomie bedeutet dies, dass ein Beobachter ein Gefüge von Intentionen und ihre Stärke und ein Gefüge von Widerständen und Hindernissen und ihre Stärke (re-)konstruieren muss, um Autonomie zuzuschreiben. Wir haben gesehen, wie schon im schlicht-formalisierten Asch-Experiment die Wahrnehmungen, Gedanken, Gefühle und Reaktionen der Teilnehmer variieren, wobei eine Vergleichbarkeit allein durch die erzwungene Formalisierung des äußeren Verhaltens hergestellt wurde. Für Beobachter bietet sich ein einförmiges und eindeutiges Geschehen dar, weil sie den Teilnehmern innere Zustände zuschreiben, die entsprechend der Gleichförmigkeit der äußeren Szene dann auch als gleichförmig erscheinen, es psychologisch aber nicht sind. Um Szenen aus verschiedenen individuellen Lebensläufen im Hinblick auf Autonomie zu deuten, muss ein Beobachter ebenso nachträglich Standards einfügen und psychologische Bedingungen annehmen, die qualitativ und quantitativ nicht die Standards und psychologischen Bedingungen des Beobachteten sind und somit auch nicht dessen psychologische Wirklichkeit erfassen.

Der Grund dafür, dass diese verfehlt wird, liegt im szenischen Fokus. Je nachdem, wo man die zeitlichen und sozialräumlichen Grenzen des Beobachtungsrahmens zieht, kann sich ein und dasselbe Verhalten im Hinblick auf Autonomie und



Konformität ganz unterschiedlich darstellen, wie das Beispiel des Austritts bei den Zeugen Jehovas zeigt. Dies ist, wie gesagt, eine Konkretisierung des Befundes aus dem ersten Kapitel, dass man im Grunde genommen beliebig Autonomie oder Konformität zuschreiben kann, indem man selektiv Bezugsgruppen in die Betrachtung einbezieht, mit denen Übereinstimmung besteht oder nicht, und andere fortlässt. Bei Franke wäre in diesem Sinn etwa noch zu fragen, welche Bedeutung das Studieren für ihn hatte. Bestand die Motivation eher in einem Lerninteresse oder in einem Bestreben zur Anpassung an soziale Normen, die in der Gesamtgesellschaft oder unter früheren Bekanntschaften gültig sind und vor deren Hintergrund die Zeugen Jehovas mit ihrer Ablehnung des Studierens als deviant erscheinen? Wir wissen jedenfalls, dass er seine Entscheidung für Jura und sein Anstreben des Richterberufs damit begründet, dass er sich davon wiederum Anerkennung verspricht. Durch Hinzufügen oder Fortlassen solcher Informationen kippt das Bild schnell in eine andere Richtung.

## 6.2 Autonomie versus Nonkonformität

Der Vorzug der Selbstbestimmungstheorie besteht hier darin, dass sie das Kriterium eigener Intentionen ernst nimmt und weitergehend konzeptualisiert, wodurch es möglich wird, Übernahmen von Verhaltensweisen und -normen seitens des Individuums in ihrer Funktion für dieses Individuum zu verstehen, anstatt dessen Verhalten primär nach seiner Übereinstimmung oder Nichtübereinstimmung mit nahezu beliebig austauschbaren Bezugsgruppen zu beurteilen. Nach den Kriterien der Theorie – wohl übereinstimmend mit dem, was man intuitiv annehmen würde – erscheint Franke alarmierend wenig autonom, und zwar wesentlich aufgrund der Tatsache, dass seine psychischen Grundbedürfnisse nicht erfüllt sind und seine Entscheidungen und Tätigkeiten zum Großteil darauf ausgerichtet scheinen, diesem Defizit abzuhelpfen, anstatt das zu tun, worin er sich kompetent fühlt und was ihm Freude bereiten könnte. Als psychische Grundbedürfnisse gelten hier Autonomie – verstanden als Identifikation mit der eigenen Aktivität –, Verbundenheit und Kompetenz (Deci & Ryan 2012: 87). Franke fehlt vor allem das Gefühl der Verbundenheit, wogegen er mit dem Streben nach Anerkennung Abhilfe zu schaffen versucht. Unerfüllte Grundbedürfnisse sind immer ein Hindernis, das der maßgeblichen, universellen Motivation der Lebensaktivität im Wege steht, nämlich der Realisierung von Autonomie.

In einer gesunden individuellen Entwicklung bewegen sich Menschen in Richtung größerer Autonomie. Dies schließt ein, externe Regulationen des Verhaltens zu internalisieren und zu integrieren und effektiv Triebe und Emotionen zu regulieren. Außerdem bedeutet es, intrinsische Motivationen und Interessen aufrecht zu erhalten, die für die Assimilation neuer Ideen und Erfahrungen wesentlich sind. Wenn Menschen autonom sind, zeigen sie mehr Engagement, Lebhaftigkeit und Kreativität in ihren Lebensaktivitäten, Beziehungen und Lebenszielen (Deci & Ryan 2012: 85).<sup>4</sup>

Der Eintritt bei den Zeugen Jehovas beispielsweise wäre in den Begriffen der Selbstbestimmungstheorie extrinsisch motiviert. Dies trifft auf Tätigkeiten zu, die nicht um ihrer selbst willen verfolgt werden, sondern in dem Bemühen, etwas davon Unterschiedenes zu erreichen; in der Regel, eine Art von Belohnung zu erlangen oder etwas Bedrohliches bzw. Nachteiliges abzuwenden (ebd.: 88). Solche Motivationen werden als (extern) „kontrolliert“ statt als autonom erfahren (ebd.: 86). Die Autoren differenzieren zwischen verschiedenen Arten und Graden der Verinnerlichung extrinsischer Motivationen, von denen Introjektion die oberflächlichste und damit am wenigsten autonome ist. Bei einer Introjektion werden externe Regulationsprinzipien zwar akzeptiert, aber weitgehend in der ursprünglichen, äußeren Form belassen, und nehmen für die Person keinen eigenständigen Wert an. Damit bleibt diese in ihrem Selbstwert auf die von außen kontrollierten, kontingenten Erfolge der entsprechenden Zielverfolgung angewiesen (ebd.: 88f.). Wie sich darin andeutet, sind extrinsische Motivationen je nach ihrem Grad der Verinnerlichung und Integration in unterschiedlichen Maßen autonom versus kontrolliert. Die Verfolgung eines Ziels kann extrinsisch motiviert sein, aber im umfassenderen Zusammenhang der Lebensführung des Individuums Bedeutung und Wert annehmen (ebd.: 89). Die Ausrichtung an der Lebenspraxis der Zeugen Jehovas wäre in diesem Sinn eindeutig als Introjekt einzustufen.

Wie im Zitat erwähnt, wird die Integration externer Regulationen als zu einer autonomen Lebensführung gehörig angesehen. Damit wird die Chimäre eines autonomen Individuums als ‚unbeeinflusst‘ vermieden und ein mit Autonomie kompatibler Weg der Verinnerlichung sozialer Normen eröffnet.

---

<sup>4</sup> „In healthy individual development, people move in the direction of greater autonomy. This entails internalizing and integrating external regulations over behavior, and learning to effectively manage drives and emotions. Additionally, it means maintaining intrinsic motivation and interest, which are vital to assimilating new ideas and experiences. When people are more autonomous, they exhibit greater engagement, vitality, and creativity in their life activities, relationships, and life projects.“ Übers. S. W.

Integration ist das Mittel, durch welches sich das Selbst entwickelt, und somit die Grundlage der Selbstbestimmung (d. h. der Autonomie). Wenn eine Verhaltensregulierung gut ins Selbst integriert ist, befindet sich die Person mit diesem Verhalten vollkommen im Einklang und erfährt dies als Freiheit (Ryan & Deci 2000: 331).<sup>5</sup>

Bei mangelhafter Integration von verinnerlichten Zielen und Motivationen kommt es dagegen zwangsläufig dazu, dass in bestimmten Zeiten und Kontexten „ein Aspekt der Persönlichkeit über andere dominiert“ (ebd.: 331). Die Autoren interpretieren auch die in dieser Arbeit diskutierten Phänomene der Konformität in diesem Rahmen. Für das Milgram-Experiment konstatieren sie externe, also überhaupt nicht verinnerlichte Regulation, für die von Browning beschriebenen Prozesse Introjektion (ebd.: 331).<sup>6</sup> In solchen Fällen fehlender Integration, die mit inneren Konflikten und Ambivalenzen einhergeht, ist im entsprechenden Umfang Autonomie nicht verwirklicht. Diese ist aber zugleich ein Grundbedürfnis, durch dessen Nichtbefriedigung tendenziell die psychische Gesundheit Schaden nimmt. Zugleich wird vielleicht nach kompensatorischen Befriedigungen gesucht, welche die Fragmentierung der Motivationen wiederum verschärfen können (ebd.: 329f.).

Das genügt vielleicht, um deutlich zu machen, dass sich unmöglich am Vorkommen szenisch wahrgenommener Nonkonformität ablesen lässt, wie sich diese Größen im jeweiligen Fall zueinander verhalten und was die Nonkonformität im Bezugsrahmen dessen darstellt und bedeutet, was für den betreffenden Menschen eine autonome Lebenspraxis wäre. Deci und Ryan weisen in diesem Zusammenhang darauf hin, dass bei einer Festlegung von Individuen auf vollkommen extrinsisch motivierte Ziele die Wahrscheinlichkeit nicht unbedingt geringer ist, dass sie diese Ziele erreichen, als bei einer Festlegung auf intrinsisch motivierte. Erstere impliziert allerdings eine schlechtere Prognose für ihr Wohlbefinden und ihre seelische Gesundheit (Deci & Ryan 2012: 92f.). Zwischen Glück und Wohlbefinden auf der einen und den möglichen Grundlagen für Nonkonformität auf der anderen Seite muss also sorgfältig unterschieden werden. Innerhalb des szenischen Rahmens haben wir lediglich den Wahrnehmungseindruck bzw. die Attribution

---

<sup>5</sup> „Integration is the means through which the self develops, so integration is the basis of self-determination (i.e., of autonomy). If a behavioral regulation is well integrated into the self, the behavior is something with which the person fully concurs and the person experiences freedom.“ Übers. S. W.

<sup>6</sup> Der globale Verweis auf Brownings Buch ist in empirischer Hinsicht wohl ein allzu grober Pinselstrich, aber die Grundidee wird deutlich.

des ‚Selbstbewusstseins‘ als Gewähr dafür, dass die sichtbar werdende Intention verinnerlicht und integriert ist.

All diese Erwägungen bewegen sich in dem breiteren sozialen und individuellen Bezugsrahmen, der für individuelle Entscheidungen relevant ist. Deshalb erweist sich das Modell von Intention versus Widerstand, wie es sich in szenischen Beobachtungen manifestiert, als zu eng. In der Praxis der Auswertungsarbeit wird man dadurch auf diesen Umstand gestoßen, dass diese psychisch, sozial und zeitlich differenzierten Entscheidungsbedingungen in den Interviews weitaus umfangreicher präsent sind als die szenischen Situationen, in denen sie sich in Entscheidungen artikulieren. Entscheidungssituationen im engeren Sinn erscheinen hingegen oft geradezu trivial, was sich in der wiederholt erhaltenen, für uns seinerzeit wenig hilfreichen Auskunft äußerte, natürlich hole man Meinungen anderer ein, entscheide dann aber immer allein. Dies führte unsere ursprüngliche Erwartungshaltung ad absurdum, erweist sich im Rahmen des hier zu entwickelnden Modells für die Vorstellung individueller Autonomie aber als völlig plausibel.

### 6.3 Präferenzen

Als Ausgangspunkt der modellbildenden Neuauswertung der Interviews diente eine simple theoretische Überlegung: Um eine Abweichung eines Menschen von dem, was er ‚eigentlich‘ will, oder einen Einklang damit zu konstatieren, braucht man zunächst einmal eine inhaltliche Bestimmung dieses Eigentlichen, muss also wissen, was besagter Mensch will oder anstrebt. Alle Interviews geben in gewissem Umfang Auskunft darüber, was der Interviewte mag und möchte, sowie über Möglichkeiten, die sich ihm bieten und die er erwägt. Dies bezeichne ich im Folgenden als ‚Präferenzen‘. Zur Auswertung hielt ich nun nicht mehr in erster Linie nach Nonkonformität Ausschau, sondern stellte Äußerungen in den Mittelpunkt, die direkt oder indirekt Präferenzen erkennen lassen, also Informationen über etwas enthalten, das die Interviewten um seiner selbst willen zu wollen scheinen, um so weit wie möglich die Bedingungen der Verwirklichung dieses Etwas herauszuarbeiten.

Der Begriff der Präferenzen als Bezeichnung für individuelle Vorlieben, Interessen und Neigungen ist absichtlich nicht psychologisch präzise oder tief. Präferenzen werden als gegeben, als nicht weiter auf etwas anderes zurückführbar oder reduzierbar und als in diesem Zusammenhang auch nicht erklärungsbedürf-

tig angesehen. Dies zum einen deshalb, weil der Versuch einer Beantwortung der Frage, *warum* ein bestimmter Mensch sich für etwas interessiert, verlangen würde, detailliert das ineinander verwobene Wirken seiner biologischen Anlagen und Sozialisation aufzuschlüsseln, was selbst mit umfangreicherem und gezielt dazu erhobenem Datenmaterial, das hier nicht vorliegt, an die Grenzen des Möglichen führen würde. Zum anderen aber entspricht der Verzicht auf ein Zurückgehen hinter die Gegebenheit der Präferenzen dem Material. In aller Regel werden diese nämlich von den Interviewten selbst als etwas derart Unproblematisches, einfach Gegebenes vorgestellt. Der Begriff ist somit nah an der Empirie. Es folgen Beispiele für Präferenzen in ihrer unproblematischen Gegebenheit.

[...] das war aber auch wichtig, dass ich immer viel mit meinen Leuten zu tun hatte, mit der Familie und so, Soziales war immer sehr wichtig. (Björn Schultz, niedrig, 26 J.)

Zusammen mit meinem Bruder veranstalten wir Sportveranstaltungen, also Triathlon-Events, wir haben jetzt, gehen dieses Jahr ins dritte Jahr, wo wir einfach so 'ne Sache ... weil wir halt Triathlon-begeistert sind. (Felix Püß, hoch, 25 J.)

Deutsch wollt ich eigentlich, also hat mich eh immer also interessiert, auch in der Schule hat's mir total viel Spaß gemacht. Deswegen wollt ich gern Englisch und Deutsch machen, obwohl mir jeder davon abgeraten hat wegen dem Korrekturaufwand. (Antonia Eschborn, niedrig, 20 J.)

[...] in der Zeit haben wir dann auch einen Hund bekommen. Ich hab mir schon immer 'n Hund gewünscht, dann hatten wir einen Hund. Das war gut. (Doreen Wilkau, hoch, 22 J.)

[...] vielleicht war das auch so'n Lernwillen, weil, ich wollte einfach lernen, ich wollte was wissen. (Jana Steffens, hoch, 22 J.)

Also, Literatur ist ... seitdem ich lesen kann. Das ist, ich hab dann einfach nicht mehr aufgehört, und hat mich irgendwie ... Sprache generell, der Umgang damit, immer mehr fasziniert. (Lena-Annika Hübner, niedrig, 19 J.)

Aber ich denke auch mal, ich will viel verreisen. Ich reise unglaublich gerne und das will ich auch weiter machen, so, ich denke, ich werde viel arbeiten, ob's Spaß macht, aber es wird nicht an erster Stelle stehen. (Annika Schaidler, niedrig, 21 J.)

[...] was für mich halt immer klar war, dass ich auf jeden Fall was mit Kunst machen will. (Ruben Frank, hoch, 25 J.)

[...] ich wollt eigentlich schon immer schreiben, halt. (Oskar Fangerau, hoch, 22 J.)

Also ich hab früher immer schon viel mit dem PC gearbeitet, auch gespielt, und ich würd nicht sagen, dass ich 'n Freak oder so was bin, aber es hat mich immer einfach interessiert. (Simon Sikorski, hoch, 20 J.)

Es kam wirklich in ... nach der zehnten Klasse, ziemlich, also mich hat das schon immer interessiert, Politik, ich hab auch Zeitungen gelesen, Debatten und so weiter verfolgt [...]. (Thomas Methmann, hoch, 22 J.)

[...] auf jeden Fall 'ne Familie gründen später, also das steht hundertprozentig fest, das ist auch so 'ne Sache, die ich immer wollte, und zwei, drei Kinder kriegen, später [...]. (Jan Sievers, hoch, 22 J.)

Ich hatte auch einen Freund damals in Perú, den ich sehr geliebt hab, aber ich hab alles gelassen, weil ich einfach ... ich wollte das, ich wollte hierher. (Anna Sola-Martinez, niedrig, 22 J.)

[...] ja, ich wollte eigentlich immer ein Reptil haben. (Marion Trumert, hoch, 21 J.)

[...] möglicherweise so in die Richtung Psychologie, das hat mich interessiert, immer schon. (Nina Schauzer, niedrig, 21 J.)

[...] weil ich auch gern mit Kindern zusammen arbeiten möchte. (Lars Druwe, hoch, 26 J.)

Ich koch sehr gerne, und dann koch ich sonntags immer für meine Eltern oder so. Oder auch für Freunde oder zusammen oder so. (Aysun Gökdal, niedrig, 23 J.)

Die Auswahl ist relativ beliebig und stammt aus einer umfassenderen Sammlung von Zitaten dieser Art. Ein starkes Signal auf sprachlicher Ebene ist die häufige Verwendung der Worte ‚einfach‘ oder ‚halt‘ und ‚immer‘. Erstere zeigen an, dass die Präferenz für die Betreffenden keiner Erklärung zugänglich oder bedürftig ist; letzteres weist in dieselbe Richtung, sofern der Ursprung von etwas, das schon immer der Fall war, im Dunkeln liegt und für Faktizität und Stellenwert des betreffenden Umstands auch nicht wichtig ist. Darüber hinaus signalisiert ‚immer‘ eine Unterscheidung zwischen (dauerhaften) Präferenzen und bloß temporär aufflammenden Interessen und Sympathien.

Die genannten Präferenzen sind offensichtlich unterschiedlicher Art und befinden sich auf verschiedenen Ebenen der Allgemeinheit. Sich einen Hund zu wünschen ist etwas anderes als mit Sprachen oder Kindern arbeiten zu wollen;

letzteres ist von größerer Bedeutung für Lebensweg und Identität und bedarf noch umfangreicherer Spezifizierungen. Präferenzen betreffen verschiedene Aspekte der Lebenspraxis, manche von ihnen können gleichzeitig realisiert werden, andere konkurrieren miteinander. Deshalb sagen die Benennung einer Präferenz und ihre Umsetzung noch nicht viel über den Grad der Autonomie der individuellen Lebenspraxis insgesamt im Sinne der Selbstbestimmungstheorie aus.

## 6.4 Optionen

Nimmt man Präferenzen und die Bedingungen ihrer Verwirklichung als Ausgangspunkt, stößt man nicht überraschend als nächstes darauf, dass sich individuelle Lebensläufe nicht einfach aus einem Bestand an Wünschen und Zielen heraus entfalten, sondern von vornherein und immer Zwängen verschiedener Art unterworfen sind, die zu jenen Wünschen und Zielen, also Präferenzen, in verschiedener oder auch zunächst gar keiner Beziehung stehen können. Das wird auch in dem Idealfall deutlich, dass jemand seine Präferenzen weitestgehend verwirklichen kann, denn diese Verwirklichung muss sich im Rahmen der Möglichkeiten abspielen, die sich dem Betreffenden in seiner sozialen Position bieten. Diese Möglichkeiten bezeichne ich als Optionen. Darunter verstehe ich Modelle individueller Lebenspraxis, die sich in der für ein Individuum wahrnehmbaren und zugänglichen sozialen Wirklichkeit bieten und deren Aneignung zu irgend einem Zeitpunkt mehr oder weniger ernsthaft erwogen wird.

Bei der Neuauswertung der Interviews erwies sich überraschend, dass diese Dialektik von Präferenzen und Optionen als theoretischer Ausgangspunkt genügte, um das Material für die hier verfolgte Fragestellung zu erschließen. Die meisten Codes, die ich anfangs verwendet hatte, formierten sich entweder um einen dieser beiden Pole herum oder erwiesen sich als irrelevant. Im Begriff der Präferenzen ist beispielsweise ein grundlegendes und individuelles Lust-/Unlust-Schema enthalten, in dem sich alle hin- und wegstrebenden Bewegungen und Bemühungen abbilden lassen, die nicht durch etwas Drittes motiviert sind. Entscheidungsschwierigkeiten sind häufig als Konflikte zwischen gleichzeitig wirksamen und miteinander unvereinbaren Präferenzen erklärbar. ‚Soziale Einflüsse‘ in dem Sinn, dass sich Intentionen durch den Empfang kommunikativer Botschaften verändern, lassen sich als Wahrnehmung oder Zugänglichwerden von Optionen abbilden, und soziale Zwänge verschiedener Art sind oft Bedingungen, die an Optionen geknüpft

sind – ich muss  $x$ , um mir Chancen zu eröffnen, das Objekt meiner Präferenz  $y$  zu erreichen. Dieses Schema ermöglicht durch seine Allgemeinheit, vielfältige Erscheinungsformen von Zielverfolgung und ihren Bedingungen zunächst einmal als solche zu registrieren, um im nächsten Schritt aus dem Inhalt der so registrierten Stellen mehr und Differenzierteres über diese Bedingungen zu erfahren. Die wichtigsten so gewonnenen Befunde werden in den folgenden Abschnitten dargestellt, immer im Hinblick auf den Zweck, die maßgeblichen situations- bzw. szenenexternen Bedingungen individuellen Handelns ans Licht zu bringen.

Die oben getroffene Feststellung, dass die Ursprünge von Präferenzen im Dunkeln lägen und irrelevant seien, bedarf einer Differenzierung. Die Interviewten können in der Regel durchaus angeben, wann, wo und warum sie zum ersten Mal darauf kamen, sich mit etwas zu beschäftigen. Natürlich weiß jemand, der gerne Klavier spielt, wie es dazu kam, dass er das Klavierspiel aufnahm. Dieses erste In-Berührung-Kommen erklärt aber nicht, dass er daran Gefallen findet. Es folgen einige Textstellen, die jeweils ein erstes In-Berührung-Kommen mit Optionen thematisieren, welche dann im weiteren Biographieverlauf realisiert und zu einem Teil der individuellen Lebenspraxis werden.

Das war, ich hatte 'nen guten Freund und der war auch in der Bank, und der hat dann immer erzählt, und ich hab mir gedacht, ja, Geld verdienen und immer schöne Kleidung tragen, also, so ganz blöde, ja, hab ich das gemacht, hab mich bei verschiedenen Banken beworben, eben diese ganzen Tests gemacht und hab auch, ich glaub, zwei Zusagen bekommen, und hab dann die erste genommen und ja, das lief eben alles so und Mama und Papa fanden's auch gut, klar, das Kind macht was Vernünftiges [...]. (Constanze Dettmer, hoch, 28 J.)

Über ihr Hobby Kaninchenzüchten sagt Vivien Kroehnoff:

Das hab ich gemacht, seit ich sieben bin. (lacht) Also, 'n Cousin von meiner Mutter hatte halt Kaninchen, und dann hat er irgendwann mal gemeint, ob ich welche haben möchte, dann hab ich halt drei gekriegt [...]. (hoch, 18 J.)

Über die Mitgliedschaft im Debattierclub der Uni sagt Matthias Oberstedt:

Ja, der Freund von meiner Schwester hat mich da zum ersten Mal drauf gebracht, der ist schon mit dem Studium fertig, aber hat es halt auch in seiner Studienzeit gemacht und ... ja. (niedrig, 20 J.)



Man könnte solche Anstöße ohne Weiteres als ‚soziale Einflüsse‘ einordnen, doch es würde nicht ausreichen, zu sagen, dieser Beruf oder diese Hobbys werden gewählt, *weil* in der Vergangenheit einmal eine andere Person die jeweilige Option erwähnt oder eröffnet hat. Die fraglichen Ereignisse sind ursächlich insofern, als es ohne sie nicht zur jeweiligen Entscheidung gekommen wäre, aber dass eine Option wahrnehmbar wird, ist kein hinreichender Grund, sie zu realisieren. Dazu muss es eine Entsprechung zwischen Präferenzen und diesen Optionen geben; sei es auch eine vermittelte wie im ersten Fall, wo die Entscheidung zur Ausbildung in der Bank zumindest teilweise durch den Wunsch nach ‚Geld und schöner Kleidung‘, also extrinsisch motiviert zu sein scheint. Es finden sich zahlreiche Beispiele dafür, dass die Interviewten ihnen nahegelegte Optionen ablehnen, was sie mit der gleichen Selbstverständlichkeit tun, mit der sie ihre Präferenzen benennen. Beispiele:

Und bei mir war’s eben so, dass ich beim Tag der offenen Tür bei der Schule, zu der ich hingehen wollte nach der Grundschule, mit meinen Eltern zusammen, und dass meine Eltern immer gesagt haben, dass ich mit Englisch beginnen soll und dann Französisch und Spanisch weiter wählen soll. Und ich selbst war eben von Latein begeisterter und hab dann eben gegen den Widerstand meiner Eltern mit Latein angefangen. (Christian Hoffmann, hoch, 25 J.)

Jazzdance hab ich mal gemacht, oh Gott, (lacht) mit fünfzehn, was ich aber nie wollte. (Cornelia Schwerdt, hoch, 22 J.)

[...] das war für mich so komplett dieser Schock, oh nein, Studium auf jeden Fall, aber was, und Sonderpädagogik bin ich halt auch nicht, nirgendwo für aufgenommen worden. [...] So’n bisschen, und das war halt wirklich dieser Druck, und dann kamen nach und nach Absagen, dann Zusagen für Dinge, wo ich wusste, willst du nicht gerne machen. (Stefanie Kirchkesler, niedrig, 23 J.)

[...] ich hatte aber in der Realschule damals, in der neunten Klasse, mein Praktikum beim Tierarzt gemacht, weil ich auch irgendwie immer gerne Tiere retten wollte und weil mir das Zusammensein mit meinen Tieren, die ich da hatte, und mit den Pferden ja auch immer viel Spaß gemacht hat und ich damals doch gemerkt hab, dass das ja, dass das wohl doch nichts für mich ist, weil man da dann ja auch die Tiere operieren muss und einschläfern muss und das war nichts für mich, also, obwohl’s mir Spaß gemacht hat [...]. (Kathrin Schneider, niedrig, 23 J.)

[...] ansonsten habe ich halt so einzelne Seminare, die interessant sind, wie letztes Semester hatte ich „Jugend und Sozialisation“, fand ich total gut, aber es bringt mir einfach überhaupt nichts. Also es sind irgendwelche Theorien, die uns da an den Kopf geworfen werden und die mich einfach nicht weiterbringen. (Annika Schaidler, niedrig, 21 J.)

Diese Erfahrungen fehlender Konvergenz zwischen Präferenzen und Optionen beziehungsweise Lebenspraxis können bereits ein Element alternativer Ziele enthalten; beim letztgenannten Zitat zeichnet sich beispielsweise eine Bevorzugung von unmittelbar praxisrelevanten Kenntnissen ab. Zumindest aber motiviert die Unzufriedenheit, die aus mangelnder Anschlussfähigkeit zwischen Präferenzen und gegenwärtiger oder erwogener Lebenspraxis entsteht, die Suche nach und Offenheit für alternative Optionen.

Zudem kann man davon ausgehen, dass zahlreiche Alltagswahrnehmungen, aus denen sich Optionen für die eigene Lebensgestaltung ergeben könnten, die aber von vornherein kein Interesse erwecken, in einem biographischen Interview gar nicht auftauchen. Es werden nicht beliebig Optionen realisiert, die sich bieten, sondern diejenigen, die zum gegebenen Zeitpunkt unter den mehr oder weniger realistisch erreichbaren am ehesten versprechen, die Verwirklichung der individuellen Präferenzen zu ermöglichen.

Allerdings wäre das Modell harmonistisch, wenn man sich die sukzessive Verwirklichung von Optionen, die den eigenen Präferenzen bestmöglich entsprechen, wie ein Schlüssel-Schloss-Prinzip vorstellte. Die Lebenspraxis konstituiert sich in dieser Begrifflichkeit aus verwirklichten bzw. angeeigneten Optionen, aber nur in der unmittelbaren Lebenspraxis können sich Präferenzen überhaupt ausprägen, die hinreichend spezifisch und außerdem mit den nötigen Kompetenzen verbunden sind, um eine Chance zu haben, in der zugänglichen sozialen Wirklichkeit ein passendes ‚Schloss‘ zu finden. Die Aneignung einer Lebenspraxis im Einklang mit den eigenen Präferenzen muss man sich demnach als ein sukzessives Sondieren der objektiven Möglichkeiten und Erproben der eigenen Fähigkeiten und Neigungen in ständiger Rückkopplung miteinander vorstellen. In der modernen Gesellschaft besteht hierbei das Problem, dass Menschen ihr Leben in soziale Räume hinein mehr oder weniger langfristig planen müssen, die ihnen nicht vertraut sind, und wichtige Entscheidungen anhand von Zukunftsantizipationen treffen müssen, was regelmäßig einschließt, sich auf Formen der Lebenspraxis abzustimmen, die man noch gar nicht selbst erlebt und von denen man nur eine symbolisch vermittelte

Vorstellung hat. Die biographisch relevanten Entscheidungsschwierigkeiten, deren häufiges Vorkommen schon in den ersten Auswertungsrunden nach einer eigenen Code-Kategorie verlangte, beruhen somit wesentlich auf einem Informations- und Praxisdefizit. Fast alle Interviewten sind in ihren Präferenzen autonom insofern, als sie wissen, was sie wollen und mögen, und auch entschlossen sind, dies zu verfolgen; aber mangels Informationen und praktischer Erfahrungen ist die inhaltliche Vorstellung davon, was es konkret hieße, es zu verfolgen, oft relativ diffus.

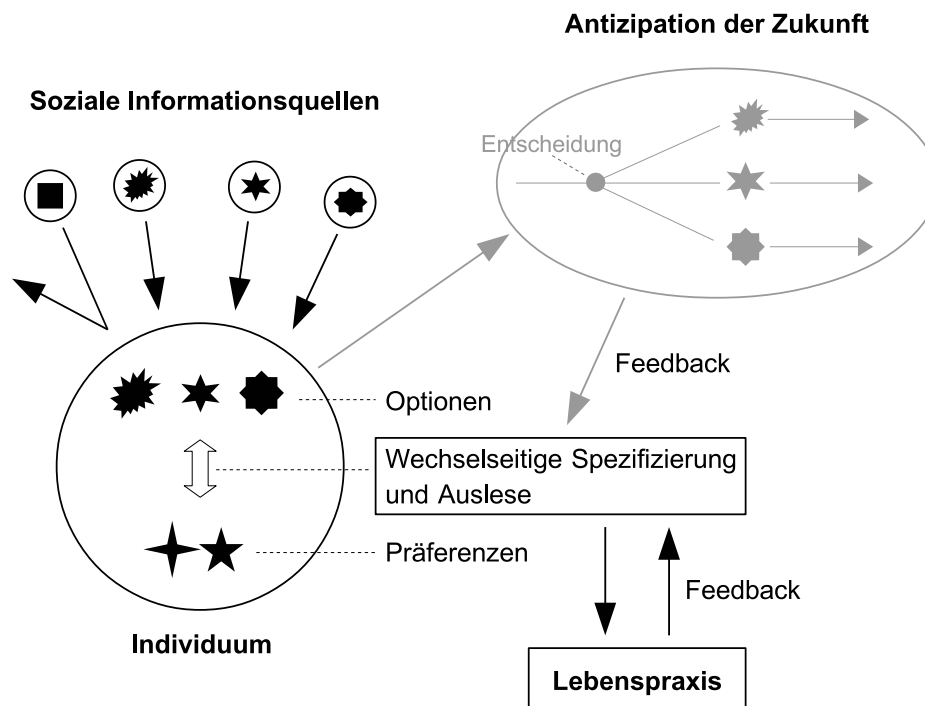
## 6.5 Informations- und Praxisdefizit

Hält man sich an die Interviews, beruhen individuelle Entscheidungsschwierigkeiten wesentlich auf einem Fehlen von bekannten und zugänglichen Wegen, auf denen sich persönliche Neigungen in Praxis überführen lassen. Die Entscheidungen rund um Ausbildung bzw. Studienfach- und Berufswahl, die in dem betrachteten Lebensabschnitt getroffen werden müssen, verlangen Festlegungen der eigenen zukünftigen Lebenspraxis auf Bedingungen, die der betreffenden Person noch gar nicht unmittelbar bekannt sind und nur annähernd eingeschätzt werden können. Die folgenden zwei Passagen bringen dies explizit auf den Punkt.

Also, ich weiß schon ungefähr, was mir Spaß machen würde, und also ... aber es gibt einfach diese Kombination nicht. Also, wenn ich sage, ich hätte gern 'ne Kombination aus körperlicher Arbeit, Sprachen und Natur, dann sagen die mir, ja, cool, werd Waldarbeiter. (lacht) Ja, toll, also das bringt's nicht so wirklich. (Vivien Kroehnoff, hoch, 18 J.)

Ja, das Blöde ist eben, man weiß ja nicht, ob man in dem und dem Beruf dann wirklich am glücklichsten ist. Man kann es ja vorher einfach nicht wissen und es ist ja teilweise gar nicht so einfach, sich zu informieren. Also ich hatte eben ganz viele verschiedene Sachen, ich hatte vor allen Dingen Lehramt, Psychologie und Medizin, aber mich haben auch so, ja, so Studiengänge wie zum Beispiel europäische Geschichte oder Politikwissenschaften oder irgendwie so was, mich auch interessiert. Und dann dachte ich, aber okay, aber was macht man damit? Oder einfach nur so Geschichte studieren hätte mich auch interessiert, aber was ist dann das passende Berufsbild? (Annina Lutgerin, niedrig, 21 J.)

Abbildung 6.2 veranschaulicht den hier beschriebenen Mechanismus in groben Zügen. Qua Kommunikation mit den Mitmenschen entstehen Vorstellungen von



**Abbildung 6.2** – Schematik der sukzessiven Spezifizierung von Präferenzen in Rückkopplung mit aktueller Praxis und Zukunftsantizipationen.

Möglichkeiten, wie man das eigene Leben gestalten könnte. Dies sind nicht nur ‚Ideen‘, sondern Informationen über institutionelle Arrangements, die irgendwo in der sozialen Wirklichkeit existieren und von denen man sich somit eine mehr oder weniger genaue und zutreffende Vorstellung bildet. Insbesondere bei langfristigen Entscheidungen wie einer Berufswahl bleibt man lange Zeit auf solche Vorstellungen verwiesen, denn eine unmittelbare Erfahrung der Berufspraxis ist erst möglich, wenn die Entscheidung dafür schon gefallen ist. Einrichtungen wie Praktika oder ein Tag der offenen Tür sind Bemühungen, diese Erfahrungslücke zu verkleinern und so besser informierte Entscheidungen zu ermöglichen. Neben dem persönlichen sozialen Nahfeld und hier vor allem Eltern, Geschwistern, Freunden, Mitschülern und Lehrern sind institutionelle, unpersönliche Informationsquellen zu nennen. So dringen auch aus den Massenkommunikationsmedien Informationen über Modelle individueller Lebenspraxis zu einem Menschen, die für ihn in Frage kommen, und häufig werden vor allem in wichtigen Entscheidungsphasen

gezielt solche Informationen gesucht, etwa in Form der Konsultation von Beratungsstellen oder auch einfach der Lektüre von Studiengangsbeschreibungen der Universitäten.

Die bereits vorhandenen Präferenzen wirken bei der Verarbeitung von und Suche nach solchen Informationen als Kompass und Filter; ein Aspekt, den die Grafik aus Gründen der Übersichtlichkeit nicht hinreichend expliziert. Mit dem abprallenden Pfeil ganz links sollte er aber zumindest angedeutet werden. Informationen, die wie hier nicht in den weiteren Prozess der Zielbestimmung eingehen, sind sowohl solche, die aufgrund mangelnder Relevanz im Licht der Präferenzen von vornherein den Stellenwert von Rauschen haben – etwa die Studiengänge, die man bei der Durchsicht des Angebots überblättert und keines Gedanken würdigt –, als auch solche, die kurz erwogen werden, etwa aufgrund der Empfehlung einer Freundin, aber mangels Attraktivität bald verworfen werden.

Darüber hinaus sind die Informationen, die zu einem Individuum dringen, bereits vorselektiert. Nicht nur, weil diejenigen, die sie ihnen zutragen, dabei bereits eine Einschätzung des Werts einer Information für die betreffende Person vorgenommen haben, sondern auch, weil aufgrund der sozialen Nähe zu Freunden und Angehörigen die Spanne realistischer Möglichkeiten von vornherein mehr oder weniger durch eine gemeinsame Konstitution der Lebenswirklichkeit umrissen ist. Ein bestimmtes Individuum kann nur zu einem begrenzten Teil der im weiteren sozialen Raum vorhandenen Positionen Zugang erlangen, aber der Großteil der ausgeschlossenen Pfade kommt ihm aufgrund dieser Filterung gar nicht als ernsthafte Überlegung zu Bewusstsein oder ist ihm völlig unbekannt. Diese Vorselektion und Vorabstimmung dessen, was in einem bestimmten sozialen Feld als realistische Option gilt, mag dafür verantwortlich sein, dass die Interviewten auf unsere Frage nach sozialen Widerständen und Hindernissen oft ratlos reagierten und lange überlegen mussten.

Also, so Entscheidungen richtig treffen musst ich eigentlich nicht wirklich.  
(Jens Fuggerberg, hoch, 23 J.)

Hm, nee, ich glaube, die schwersten Entscheidungen, ich mein, was mag das sein, das kann ja eigentlich auch nur sowas sein wie: welches Studium fange ich an, oder ziehe ich aus von meinen Eltern. [...] und ich glaube, dass ich immer, vielleicht auch von Hause aus, das Gefühl hatte, unterstützt zu werden. (Antje Jullien, niedrig, 21 J.)

Hm, ich glaube nicht, nee. Ich glaube, ich habe nicht irgendwie so außergewöhnliche Dinge gemacht, die auf Widerstand gestoßen wären, würde mir spontan nicht einfallen. (Sven Thomas, niedrig, 30 J.)

Ich glaube nicht, nicht wirklich. Also, (Pause) eher bin ich sehr unterstützt. (Larissa Becker, niedrig, 23)

Aber insgesamt wenig Widerstände, würd ich sagen. (Ruben Frank, hoch, 25 J.)

Nee, ich glaube nicht. Da fällt mit nichts ein. Ich habe mich zwar gegen das Jura-Studium entschieden, da war mein Papa sehr traurig, aber er hat sich eigentlich nicht so sehr gewehrt. (Aysun Gökdal, niedrig, 23)

Schwierige Situationen? Hm, im nachhinein würde ich sagen, nein, weil alles gut gelaufen ist. (Tom Dreyer, hoch, 28 J.)

Also, familiäre Unterstützung hab ich immer bekommen, weil ich ja sehr frei wirklich erzogen wurde, so. Mach deine eigenen Entscheidungen, überleg alles selbst, wir unterstützen dich an sich, aber muss selbst immer Entscheidungen treffen. Also von der Familie an sich nicht, also spontan fällt mir darauf keine Antwort ein. (Anke Perscheit, hoch, 23 J.)

Dich gegen Widerstände durchsetzen musstest? (Pause) Nee, gab echt nichts. (Jan Sievers, hoch, 22 J.)

Hm. (Pause) So spontan fällt mir da nichts ein, nee. (Anna Neuenkirch, hoch, 20)

Ja, so wirklich Widerstände hatte ich nicht. (Thomas Methmann, hoch, 22 J.)

Zwischen den Optionen, die ein Individuum für sich aus den erhaltenen Informationen destilliert hat, und seinen Präferenzen läuft ein Prozess der wechselseitigen Spezifizierung und Auslese. Jemand wollte beispielsweise schon immer schreiben, hört nun von der Möglichkeit eines Volontariats bei einer Monatszeitschrift und wägt ab, ob er glaubt, seine Präferenz fürs Schreiben dort zufriedenstellend verwirklichen zu können. Wenn nicht, wird diese konkrete Option verworfen. Dabei ist die grafische Darstellung von einigen wenigen sauberlich getrennten Optionen und Präferenzen eine schematische Vereinfachung. In der Realität sind sie oft nicht so scharf voneinander abgegrenzt, und besonders bei weitreichenden Entscheidungen sind mehrere, auf verschiedene Lebensbereiche bezogene gleichzeitig relevant. So kann etwa das Volontariat auch verworfen werden, weil es nicht gut genug bezahlt ist oder in einer anderen Stadt angeboten wird und dies eine

Fernbeziehung bedeuten würde, weil es also mit anderen Präferenzen als der im engeren Sinn beruflichen konfiguriert. Vielleicht hat sich durch den Entscheidungsprozess aber trotzdem die Präferenz ‚schreiben‘ konkretisiert – die Person möchte nun Journalist werden oder gerade nicht Journalist werden.

Auf der Seite der Präferenzen findet insofern eine Auslese statt, als oft schon aus rein praktischen bzw. zeitlichen Gründen nicht alle davon in vollem Umfang verwirklicht werden können. Oft werden zu Beginn des Erwachsenenalters Hobbys wie ein Musikinstrument oder ein Sport aufgegeben, oder jemand verabschiedet sich von der Idee, eine Leidenschaft zum Beruf zu machen, und entschließt sich stattdessen, sie im Privaten weiter zu verfolgen. Dieser wechselseitige Prozess der Spezifizierung und Auslese ist in folgendem Beispiel recht explizit. Auf der Strecke bleibt hier das Interesse an Geographie.

Ich hab mich erstmal für Geographie und für Pädagogik beworben. Geographie, ja, interessiert mich halt einfach, war aber dann nicht das richtige, und auch auf Lehramt war's halt nicht, na ja, hat mir überhaupt nicht gefallen. Nach 'nem Jahr hab ich dann auf jetzt Pädagogik. Und da wusste ich schon, also, die konkrete Richtung nicht, aber ich wusste, ich wollte was mit Menschen machen, vielleicht was im interkulturellen Bereich. Vielleicht was mit so psychischen Sachen dachte ich mir, also mehr so in die Beratung gehen. Weniger wirklich in den klinischen Bereich. Und das hat sich einfach über die Zeit so rauskristallisiert, dass mich das einfach interessiert. Also Literatur darüber, dann hab ich Erfahrungen gesammelt zu den Berufen in Praktika und das war, ja, dann hat sich's immer mehr konkretisiert. (Christoph Bach, hoch, 24 J.)

Die Zukunftsantizipation auf der rechten Seite der Grafik ist vor allem für solche Entscheidungen relevant, die langfristig bedeutsam und irreversibel sind und bei denen der zeitliche Ablauf auch ein solche Antizipation vorab zulässt. Die Ausbildungs- und Berufsentscheidungen unserer Studienteilnehmer standen hier Modell. Dabei ist Absicht, dass die Entscheidung selbst Teil der Antizipation ist. Häufig wird im Verlauf der Oberstufe, eines Praktikums oder eines Bachelor-Studiums bereits antizipiert, dass in einem noch kommenden Zeitraum eine Entscheidung für ‚danach‘ fällig wird, und diese Entscheidung auch bis dahin vertagt. Dies verweist auf die Prozessualität gesellschaftlicher Zwänge als Bedingung individuellen Entscheidens, die im folgenden Abschnitt diskutiert wird.

Der Prozess der Abstimmung von Präferenzen und Optionen findet natürlich auch unmittelbar in der gegenwärtigen Lebenspraxis statt, in der Präferenzen

überhaupt wahrnehmbar werden. Dies ist unten rechts in der Grafik dargestellt. Je weiter die Abstimmung fortschreitet, desto mehr werden Aspekte der ausgewählten Optionen in die aktuelle Lebenspraxis integriert. Nur so können unmittelbare Erfahrungen mit der Lebenspraxis gewonnen werden, die sich als Option anbietet, und nur so können auch die Fähigkeiten erworben werden, die zur befriedigenden Ausübung einer jeden Tätigkeit nötig sind. Die Erfahrungen, die bei dieser sukzessiven Integration von Optionen in die Lebenspraxis gewonnen werden, liefern wiederum Feedback für den Abstimmungsprozess.

Das Hauptproblem, das sich hieraus für die Verwirklichung individueller Autonomie ergibt, ist charakteristisch für die in unseren Interviews in erster Linie besprochene Lebensphase in modernen Gesellschaften. Die Entscheidung für ein Studium, sei es bereits als Vorbereitung auf die Ausübung eines bestimmten Berufs oder auch noch nach einem geeigneten suchend, beruht auf Antizipationen einer von der jeweils gegenwärtigen stark unterschiedenen Lebenspraxis in relativ ferner Zukunft wie kaum eine andere Entscheidung, die man im Leben zu treffen hat. Sie ist insofern ein Spezialfall und nicht repräsentativ für Entscheidungen überhaupt, auch nicht für Entscheidungen in solchen Gesellschaften überhaupt. Das Informations- und Praxisdefizit ist in ihr besonders akzentuiert, kennzeichnet aber durchaus in verschiedenen Spielarten individuelle Lebensentscheidungen und -führung in modernen Gesellschaften im Allgemeinen. Es besteht erstens darin, dass Individuen sich oft in Gefügen sozialer Praxis bewegen müssen, die nur teilweise angeeignet sind, und zweitens darin, dass sie in eine soziale Wirklichkeit hinein entscheiden, die teilweise diffus und opak ist. Soweit dies der Fall ist, können praxiswirksame Intentionen nur in einem unvollkommenen Sinn ‚eigene‘ sein, und dementsprechend sind dem ‚Selbstbewusstsein‘ Grenzen gesetzt, mit dem jemand handeln kann. Die unvollständige und nur tentative Aneignung sozialer Praxis ist eine Komplementäerscheinung der Möglichkeit, soziale Positionen und Funktionen immer wieder zu wechseln, was abgesehen vom Aneignungsdefizit wiederum Chancen zur Verwirklichung von Autonomie im Sinne der Konvergenz zwischen Präferenzen und Lebenspraxis eröffnet. Die nur vorläufige und reversible Festlegung auf soziale Positionen und Funktionen kann, je nach Beobachterperspektive, als ‚Beeinflussbarkeit‘ ausgelegt werden, da sie mit einer gewissen ständigen Offenheit für die Aneignung neuer Praxisformen einhergeht. Darin äußert sich allerdings keine Schwäche bei der Verfolgung eigener Intentionen, sondern eine angesichts diffuser Optionen nur entsprechend diffus mögliche



Festlegung und Artikulation eigener Intentionen. Ein Mensch kann nur in dem Maß wissen, was er will, in dem er weiß, welche Möglichkeiten sich bieten und wie diese beschaffen sind. Soweit eine relative Indifferenz von Intentionen das Gegenstück diffuser Vorstellungen von der sozialen Praxis ist, handelt es sich dabei um ein Problem, das nicht auf psychologischer Ebene – etwa durch Ausprägung von mehr ‚Selbstbewusstsein‘ – gelöst werden kann.

## 6.6 Zwischenbilanz: Bewegliche Ziele

Die Differenz zwischen Grafik 6.1 (szenischer Fokus) und 6.2 (Abstimmungsprozess) markiert einen Schritt der hier vollzogenen Revision der Autonomievorstellung und konkretisiert den im ersten Kapitel konstatierten Bedarf nach einer Unterscheidung zwischen ‚sozialen Einflüssen‘, die Individualität befördern, und solchen, die sie unterminieren oder einschränken. Was hier als ‚soziale Informationsquellen‘ verarbeitet wurde, wäre im szenischen Modell der vorangehenden Abbildung 6.1 als ‚soziale Einflüsse‘ aufgetaucht. Dabei kommt es nicht darauf an, ob man das, was das Individuum von anderen Menschen empfängt, Informationen oder Einflüsse nennt, sondern darauf, dass dieses Etwas zunächst einmal nicht von Zielen ablenkt, sondern das Material liefert, aus dem heraus überhaupt erst Ziele konstituiert werden und werden können.

Das in Grafik 6.2 abgebildete Schema zeigt die Signatur der modernen Gesellschaft, denn in einer Stammesgesellschaft oder auch im Mittelalter tat sich dem Einzelnen keine solche Vielfalt von Optionen auf und stellten sich daher auch nicht die beschriebenen Informations- und Entscheidungsprobleme. Universell gilt allerdings, dass sozial vermittelte Informationen zusammen mit bisherigen Praxiserfahrungen im Individuum die Substanz bilden, aus der es sich und sein Leben in die Zukunft hinein entwirft. Im Zusammenhang der übergeordneten Fragestellung dieser Arbeit, wann eine Kommunikation, in deren Folge sich ein Handeln oder ein Praxisentwurf eines Individuums verändert, im normativ beargwöhnten Sinn ‚sozialer Einfluss‘ oder ‚Konformität‘ ist bzw. in welchen Fällen individuelle Autonomie eine solche Veränderung verhindern könnte oder sollte, ergibt sich hieraus zunächst wieder die altbekannte Antwort: wenn die betreffende Veränderung nicht mit den Präferenzen des Individuums konvergiert, wenn ein Mensch also etwas tut, das er eigentlich nicht will. An dieser Bestimmung ist allerdings gerade das ‚Eigentlich‘ der entscheidende und klärungsbedürftige

Punkt. Und wie die Grafik nun aufzeigt, ist zumindest unter modernen gesellschaftlichen Bedingungen ein ‚eigentliches‘ Wollen erstens nicht immer auf einer Ebene der Spezifität angesiedelt, auf der es nur eine Handlungsmöglichkeit ließe, und zweitens ist es nicht fix, sondern wird ständig in Auseinandersetzung mit der Realität unter Einbeziehung neuer Erfahrungen reproduziert. Auf Grundlage der Interviewausschnitte muss drittens hinzugefügt werden, dass auch ein spezifisches Wollen immer Teil eines umfassenderen Gefüges von Präferenzen ist, die in einer gegebenen Situation gleichzeitig in verschiedenen Maßen relevant sein und auch miteinander in Konflikt stehen können. In diesem Fall muss zwischen ihnen abgewogen werden, und sobald man zwei unvereinbare Dinge möchte und sich schließlich für eines davon entscheiden muss, tut man mit dem Verzicht auf das andere zwangsläufig etwas, das man ‚eigentlich nicht will‘, und lässt, mit Deci und Ryan gesprochen, einen Aspekt des Selbst über einen anderen dominieren. Dafür ein Beispiel:

[...] ich hab mich halt auf gut Glück mit meiner Freundin zusammen beide an den gleichen Unis beworben, hab dann letztendlich auch nur Sozialwissenschaften gekriegt, was ich eigentlich auch nie machen wollte. Und hab das dann einfach angenommen, weil es nicht anders ging und ich halt einfach weg wollte und so richtig der Gedanke, ich mach vielleicht 'ne Ausbildung, kam mir gar nicht. (Annika Schaidler, niedrig, 21 J.)

„Weg“ bedeutet hier weg vom Elternhaus und in eine andere Stadt. Dies ist eine Präferenz. Eine andere ist diejenige für ein Studium und gegen eine Ausbildung. Die nach der Formulierung zu urteilen schwächste ist diejenige, mit der Freundin zusammen zu studieren. Das Studienfach steht als Entscheidungskriterium hinter diesen zurück; allerdings auch nur in den Grenzen, die Schaidler durch ihre Vorauswahl beim Herausschicken von Bewerbungen bereits getroffen hat und die Ausdruck der Grenzen ihrer Kompromissbereitschaft hinsichtlich ihrer fachlichen Präferenzen sind. Man kann also mit Recht sagen, sie studiert etwas, das sie ‚eigentlich‘ nicht studieren will. Diese Studienentscheidung hatte jedoch eine Reihe von Implikationen, deren Einbezug in die Betrachtung erkennen lässt, dass Schaidler insgesamt im Rahmen ihrer individuellen Möglichkeiten, die nicht nur in ihrem, sondern in jedem Einzelfall begrenzt sind, durchaus getan hat, was sie wollte.

Es wäre im Sinne der Selbstbestimmungstheorie zweifellos vorzuziehen, wenn sich in einem Menschenleben immer ein klarer Wille in einer klaren Handlungs-

strategie ausdrücken könnte. Je größer die Unklarheit, Ambivalenz oder Unvereinbarkeit der Präferenzen in den Schranken der vorhandenen Optionen, desto weniger können sich Autonomie- und Kompetenzgefühl im Sinne psychischer Grundbedürfnisse einstellen. Doch unter den Bedingungen der weit fortgeschrittenen funktionalen Differenzierung der modernen Gesellschaft ist kaum denkbar, dass sich in einem individuellen Leben niemals solche Ambivalenzen und Unklarheiten einstellen, und die entstehenden Konflikte lassen sich durch psychische ‚Stärke‘ oder andere Kompetenzen vielleicht besser handhaben, aber nicht grundsätzlich lösen. Diese Ambivalenzen und Konflikte sind neben dem beschriebenen Informations- und Praxisdefizit der Grund für Zweifel und Entscheidungsschwierigkeiten. Wenn von Mitmenschen Informationen oder Wertungen relevanter Praxisentwürfe kommuniziert werden, ist nicht überraschend, dass sie oft dankbar als Beiträge zur Konkretisierung relativ diffuser Praxisentwürfe entgegengenommen werden. Dieser Vorgang trägt durchaus Züge von ‚Beeinflussbarkeit‘, wobei allerdings entscheidend ist, dass dabei nicht eigene Intentionen übergangen werden, sondern informiert und weiter ausgeprägt werden sollen. Solche ‚Beeinflussungen‘ sind also Schritte zur Verwirklichung von Autonomie. Dementsprechend können sie nur im Rahmen schon bestehender Festlegungen stattfinden, worin sich die schon verwirklichte Autonomie äußert. Die oben zitierten Beispiele für Ablehnungen von Optionen veranschaulichen dies. Die Vorstellung einer beliebigen Beeinflussbarkeit ist verfehlt.

Mehr implizit bilden die biographischen Interviews zwei weitere Aspekte individuellen Entscheidungsverhaltens ab, die insbesondere für die Erklärung des relativen Fehlens von Unterschieden zwischen ‚Highs‘ und ‚Lows‘ bei der Realisierung ihrer persönlichen Präferenzen relevant sind. Die erste davon, die Prozessualität von Entscheidungsbedingungen, wurde hier mit derjenigen von Intentionen und Zielen bereits punktuell vorweggenommen. Sie wird im folgenden Abschnitt ausgeführt. Als nächstes wird daraufhin noch einmal die verhaltenssteuernde Kraft von Leidenserfahrungen und unbefriedigten Bedürfnissen erörtert, die sich am Beispiel Franke bereits abzeichnete. Auch sie kann sich in sozialen Interaktionen als ‚Stärke‘ und Nonkonformität äußern.

## 6.7 Prozessualität

Sowohl die individuelle Entwicklung, die biologisch und sozial bedingt ist, als auch die kulturellen und institutionellen Kontexte und Verhaltensschemata, die mit bestimmten Lebensphasen assoziiert sind, konfrontieren einen Menschen ständig mit neuen und sich dynamisch wandelnden Anforderungen. Deshalb gilt: „Man kann sich nicht *nicht* verhalten“ (Watzlawick, Beavin & Jackson 1969: 51), was anders ausgedrückt heißt: Man kann nicht nicht entscheiden. Die Parallelität unserer Interviews, in denen alle Beteiligten in jüngerer Vergangenheit Entscheidungen rund um Schulabschluss, Lösung vom Elternhaus und Studienbeginn zu treffen hatten, führen einem plastisch die Zwangsläufigkeiten vor Augen, denen ein individuelles Leben in einer bestimmten Gesellschaft unterworfen ist. Dass die Schule endet, ist unausweichlich. Die Studienentscheidung ist optional, man kann sich auch für einen Job, eine Ausbildung, ein Praktikum, ein Au-Pair-Jahr etc. entscheiden, aber wenn man keine Option dieser Art realisiert, wird man früher oder später unter erheblichen sozialen Druck geraten. Die Lösung vom Elternhaus ist eine eher informelle soziale Konvention; im Vergleich zur Aufnahme einer Arbeit, Aus- oder Weiterbildung eher eine Soll- als eine Muss-Norm. Sie erlaubt einen größeren Spielraum.

Der antizipierte oder erlebte soziale Druck ist nicht nur äußerlich. In ihm werden soziale Normen exekutiert, die der Einzelne auch mehr oder weniger verinnerlicht hat und die nicht nur die Grenzen möglicher Lebensentwürfe vorzeichnen, sondern auch die Substanz liefern, mit der man die eigenen Wünsche und Ziele artikulieren und in eine praxistaugliche, gesellschaftlich kommunizierbare und gültige Form bringen kann. Die Überlegung, ich könnte später  $x$  oder  $y$  werden, ist substantiiert von Informationen über die Existenz dieser Berufe und die dazugehörigen Möglichkeiten, Rechte, Pflichten und so weiter. Aus diesen Informationen werden Entwürfe künftiger Handlungsabläufe und Identitätsentwicklungen geformt, die man verwerfen oder auch ganz oder teilweise zur handlungsentscheidenden Zielvorstellung und damit zur Lebenspraxis machen kann. Zu solchen mehr oder weniger spezifischen Zielvorstellungen gehören auch die ‚Standards‘, die als Maßstäbe des eigenen Erfolgs eine wichtige Rolle in Banduras Theorie spielen:

Menschen bilden persönliche Standards, die sie dann benutzen, um ihr Verhalten zu leiten, zu motivieren und zu regulieren [...]. Der antizipatorische

Selbstrespekt für Handlungen, die persönlichen Standards entsprechen, und der Selbsttadel für solche, die sie verletzen, dienen als regulatorische Einflüsse. Menschen tun Dinge, die ihnen Selbstzufriedenheit und Selbstwertgefühl geben. Sie meiden Verhalten, das ihre persönlichen Standards verletzt, weil es Selbsttadel zur Folge hat (Bandura 1997: 8).<sup>7</sup>

Wie schon oben im Zusammenhang der Grafik stellen auch hier Berufentscheidungen ein plakatives und in den Interviews reichhaltig dokumentiertes Beispiel dar, während der beschriebene Mechanismus aber auch in anderen Bereichen der Lebensgestaltung wirkt. Man muss sich irgendwie zu Moden verhalten, wobei es auch eine effektive Entscheidung darstellt, sie zu ignorieren; man muss irgendwie seine Freizeit gestalten, wobei es auch eine effektive Entscheidung darstellt, in der Freizeit gar nichts zu tun und so weiter. Dabei ist es streng genommen unmöglich, ‚gar nichts‘ zu tun, und im Rahmen der individuellen und sozialen Prozessualität würde der Versuch regelmäßig zu Schwierigkeiten führen.

Die biologisch und sozial bedingten Zwangsläufigkeiten individueller Biographien betreffen nun ‚Lows‘ natürlich nicht weniger als ‚Highs‘. Auch sie können nicht nicht entscheiden, und wie wohl sie sich dabei fühlen oder wie glücklich sie dabei sind, ist eine andere Frage als die, wie die Entscheidungen zustande kommen. Solange sich ein Mensch nicht aufgibt, können Selbstzweifel, kann ein Gefühl des Zurückbleibens hinter den eigenen Standards, wie es sich in MAUS- und Big-Five-Werten spiegelt, gerade ein besonderes Bemühen hervorbringen, nicht (weiter) zurückzufallen. Der Eindruck, dass ‚Lows‘ wenig leistungsfähig, erfolglos oder passiv wären, stellt sich auf Grundlage der Interviews dementsprechend nicht ein. Im Folgenden zur Illustration ein paar schlaglichtartige Informationen über Aktivität und Leistungen einiger ‚Lows‘. Zur Randomisierung nehme ich die oberen und unteren fünf nach den laufenden Nummern, die alle Teilnehmer der Gesamtstichprobe erhalten hatten.

1109: Antje Jullien, 21 Jahre alt, studiert im dritten Semester Jura – „aus Überzeugung“, wie sie sagt, weil sie sich für mehr Gerechtigkeit in der Welt einsetzen möchte. Als Alternativen waren Medizin oder ein Jurastudium in Kanada in der Auswahl. Dort und in Italien hatte sie nach dem Abitur ein Auslandsjahr

---

<sup>7</sup>„People construct personal standards that they then use to guide, motivate, and regulate their own behavior [...]. The anticipatory self-respect for actions that correspond to personal standards and self-censure for actions that violate them serve as the regulatory influences. People do things that give them self-satisfaction and a sense of self-worth. They refrain from behaving in ways that violate their personal standards because it will bring self-censure.“ Übers. S. W.

verbracht, nachdem sie sich bereits in der Schulzeit ein halbes Jahr in London aufgehalten hatte. Sie hat eine Mitarbeiterstelle an einem Lehrstuhl.

1104: Von Andreas Franke haben wir schon gelesen. Er war ein sehr guter Schüler, der vorarbeitete und seine Aufgaben stets mit einem Extra erledigte. Er studiert Jura und strebt ein Richteramt an. Hat als Schüler in drei Jahren Fitnesstraining einen Oberkörper herangebildet, über den „alle gestaunt haben“, möchte sich in Triathlon versuchen.

1102: Katharina Schneider studiert Jura, war in der Schule Streitschlichterin und kann sich Anwältin, Richterin oder Politikerin als Beruf vorstellen. Hat nach dem Abitur eine lange Rucksackreise durch Spanien und Frankreich unternommen, will einen juristischen Abschluss im Ausland erwerben.

1047: Anna Sola-Martinez, 22, zog mit 17 Jahren aus Perú nach Deutschland um und spricht inzwischen nahezu perfekt Deutsch. Sie studiert Wirtschaftswissenschaften, was „eigentlich ganz gut läuft“, obwohl das Fach eine Verlegenheitsentscheidung war und sie damit unzufrieden ist.

1014: Larissa Becker, 23, ist mit 21 Jahren aus den USA nach Deutschland gekommen. An der High School hat sie „viel mit Theater gemacht“ und hatte gute Noten. Sie hat in den USA Philosophie und Deutsch studiert und in Deutschland mit Wirtschaftswissenschaften angefangen. Ihren Bachelor konnte sie in drei statt vier Jahren abschließen, weil sie bereits während der Schulzeit entsprechende Kurse besuchte.

91: Arne Litwin, 23 Jahre alt, studiert Politikwissenschaften und absolviert aktuell ein Praktikum bei einem Wirtschaftsverband. Er hat über Jahre Handball, Basketball und Fußball gespielt und verdient sich seit seinem 15. Lebensjahr Geld dazu. Derzeit arbeitet er bei einer Agentur als Fahrer, „Gäste herumchauffieren“, zuletzt eine Woche in Südfrankreich. Er ist gerne zur Schule gegangen und will bei einer Entwicklungshilfe-NGO arbeiten.

317: Sven Thomas, 30 Jahre alt, ging nach dem Abitur zur Bundeswehr, die er „wie Camping“ empfand. Dann begann er ein Jurastudium, brach dies ab, absolvierte eine kaufmännische Ausbildung und entschied sich währenddessen für ein Studium der Wirtschaftswissenschaften. Nach dem Abschluss der Ausbildung war er ein halbes Jahr stellvertretender Filialleiter eines Supermarktes. Zum Zeitpunkt des Interviews ist er seit anderthalb Jahren verheiratet und seit zwei Jahren Mitglied in der Jungen Union.

349: Ferris Giert, 24 Jahre alt, hat vom vierten bis zum 21. Lebensjahr Fußball im Verein seines Heimatortes gespielt, dem er sehr verbunden ist. Dennoch wechselte er dann den Verein, um auf einer „mittleren Ebene“ spielen zu können, wo das Wettbewerbsmoment größer ist. Nach dem Abitur erwog er, zur Bundeswehr zu gehen, doch die Wartezeit bis zum Einbeziehungstermin war ihm zu lang, weshalb er dann verweigerte. Er absolvierte seinen Zivildienst und studiert aktuell Sozialwissenschaften.

356: Annika Schaidler, 21 Jahre alt, studiert Sozialwissenschaften und hofft in einem Jahr fertig zu sein. Dann möchte sie nach Köln oder Berlin ziehen und sich auf ein relativ breites Spektrum von Masterstudiengängen bewerben (Journalismus, soziale Arbeit, Kriminologie, Wirtschaftspsychologie). Im Alter von 11 bis 16 hat sie intensiv getanzt und an Turnieren teilgenommen.

407: Stefanie Kirchkesler, 24 Jahre alt, studiert Deutsch und Sozialpädagogik auf Lehramt im neunten Semester. Demnächst steht die Suche nach einem Referendariat an. Vor kurzem ist sie mit ihrem Freund zusammengezogen. Als Kind hat sie viel Klavier gespielt, aber ab dem Alter von etwa 16 Jahren ist das ins Hintertreffen geraten, weil sie mehr Zeit mit Freunden verbringen und ausgehen wollte.

Im Hinblick auf Leistungsfähigkeit oder Aktivität ist kein Kontrast zu den ‚Highs‘ festzustellen. Behalten wir dies im Hinterkopf, wenn wir nun zur Prozessualität zurückkommen. Wenn man dabei an die immer voranschreitende Zeit denkt, sollte man sich zugleich vergegenwärtigen, dass voranschreitende Zeit kein Abstraktum ist, sondern sich für Menschen in Problemen der Synchronisation von biologischen, psychischen und sozialen Abläufen manifestiert, die jeweils ihre spezifische Eigendynamik aufweisen.<sup>8</sup> Daraus entstehen regelmäßig Entscheidungszwänge. Eine Person muss sich beispielsweise in einem bestimmten Zeitraum für oder gegen ein Studium entscheiden, während in diesem Zeitraum auch ein diesbezügliches Nichtstun, wie gesagt, eine Entscheidung wäre; oft übrigens eine eher nonkonforme. Auch situativ enger begrenzte ad-hoc-Entscheidungen stehen unter diesem Diktat der Prozessualität – man denke etwa an den Bystander-Effekt, in dem die Beteiligten mit ihrer Untätigkeit eben auch nicht nicht entscheiden, sondern durchaus eine von mehreren möglichen Handlungsoptionen rea-

---

<sup>8</sup>Genauer gesagt ‚manifestiert‘ sich Zeit nicht in Abläufen, sondern ist ein begriffliches Instrument zur Handhabung und Koordination von Prozessualität im Sinne dieses Abschnitts. Vgl. Elias 1988.

lisieren und für sich und andere wirksame Fakten schaffen (vgl. Latané & Darley 1968; Welzer 2005: 58f., 148).

Im Interviewmaterial sind Entscheidungszwänge, die aus der Prozessualität entstehen, überwiegend implizit, weil die Tatsache voranschreitender Zeit als solche selbstverständlich ist und meist nicht problematisiert zu werden braucht. Sie zeigen sich allerdings in aufschlussreicher Weise, wenn die Interviewten Vergleiche zwischen sich selbst und anderen als Informationsquellen nutzen, die Aufschluss über die sozialen Normen geben, die das Ineinander von biologischen, psychischen und sozialen Abläufen regulieren. Hierzu folgen einige kommentierte Beispiele.

[...] weil ich bin jetzt eben auch schon 22 und erst im dritten Semester. Es gibt ja Leute, die machen mit 19 ihr Abitur, fangen dann mit 20 an zu studieren und sind dann jetzt dementsprechend schon im fünften oder sechsten Semester. (Kevin Lossmann, niedrig)

Mich hatte größtenteils halt echt gewurmt, dass die anderen noch anfangen konnten, zu studieren, und ich da meinen doofen Zivildienst machen musste, der mich ein Jahr zurückgeworfen hat. (Lars Alten, hoch, 22 J.)

In beiden Fällen dient ein Standard der Korrespondenz zwischen Lebensalter und Stand der Ausbildung als Maßstab für die Beurteilung des eigenen Erfolgs und/oder der eigenen Chancen. Dieser Standard wird an der Situation persönlich bekannter Anderer abgelesen.

[...] ich hab gedacht, jetzt mach ich schon 'n halbes Jahr früher Abi als die meisten, weil in Rheinland-Pfalz ist das ja verkürzt [...]. Dann hab ich gedacht, das halbe Jahr, das nutz' ich irgendwie sinnvoll, Auslandserfahrung kann nie schaden. (Cornelia Schwerdt, hoch, 22 J.)

Auch hier dient die Korrespondenz zwischen Lebensalter und formalem Bildungsgrad als Maßstab, mit dem Unterschied, dass Schwerdt sich daran gemessen keinen Rückstand, sondern einen Vorsprung zuschreibt. Aus diesem Vorsprung entsteht in ihrer Wahrnehmung ein Handlungsspielraum, den sie für ein weiteres, weniger formalisiertes Vorankommen nutzen will.

[...] wenn ich sehe, dass Achtzehn-, Neunzehnjährige, die grad Abitur gemacht haben, hier in Rheinland-Pfalz ist das extrem, die machen Februar Abitur und fangen im April an zu studieren, und denen fehlt so'n bisschen auch die Reife einfach, um das Studium an der Universität zu beginnen, und



da hab ich dann schon gewisse Vorteile, und deswegen gibt's mit Sicherheit Dinge, die das auch ... die ich als Vorteile daraus ziehen kann. (Lars Druwe, hoch, 26 J.)

In dieser weiteren Variation der Orientierung an einer Norm der Korrespondenz zwischen Lebensalter und formalem Bildungsgrad wird eine größere psychische Reife dem Nachteil des konstatierten Rückstandes als ausgleichender Vorteil gegenübergestellt.

Macht mich auch so'n bisschen nervös, wenn immer alle ... also meine Cousine oder meine Schwester, die sind so fokussiert, die haben so'n Zehnjahresplan, den sie jetzt abarbeiten (lacht) und ich steh da immer so, „ohhh“ und „wie, hast du keinen Plan?“, und ich so, „nee, ich dachte, ich guck mal“, so. Und dann komm' ich mir immer vor wie so'n großer Träumer oder so was. (Lena Annika Hübner, niedrig, 19 J.)

Das Beispiel zeigt vor allem die Schwierigkeit der Feststellung gültiger Standards. Hübner fragt sich, wie weit sie in ihrem Alter bereits in die Zukunft geplant haben sollte, weil nahestehende Menschen, mit denen sie sich vergleicht, dies in größerem Umfang haben als sie. Was in dieser Hinsicht aber tatsächlich die Norm ist, lässt sich empirisch kaum feststellen. Ebenso unklar sind dann auch die Implikationen dieses unbekanntes Standards für die Selbsteinschätzung.

[...] meine Freunde aus der Schule, die sind alle, die heiraten alle. Einige haben schon zwei, drei Kinder, das ist für mich alles sehr weit weg. (Aysun Gökdal, niedrig, 23 J.)

Der Vergleich ist normativ wertfrei – Gökdal impliziert weder, dass die anderen etwas falsch machten, noch, dass sie selbst deren Beispiel nacheifern wolle. Sie zieht dennoch ihre Abweichung von einer beobachteten Norm zur Charakterisierung der eigenen Person heran. Auch eine solche Abgrenzung von Normen ist eine Orientierung an ihnen. Die Heiraten der anderen führen ihr vor Augen, dass sie bereits geheiratet haben *könnte*, und nötigen sie, zu dieser Möglichkeit Stellung zu beziehen.

[...] das war halt der blödeste Zeitpunkt, um so 'ne Nullbockphase zu haben, andere haben das in der achten oder neunten, in der Dreizehn ist das echt ungünstig. (Nina Schauzer, niedrig, 21 J.)

Wieder geht es um die Abstimmung des individuellen Biographieverlaufs mit den unverrückbaren institutionellen Anforderungen entsprechender Lebensabschnitte. Es wird eine nachteilige Asynchronizität psychischer und institutioneller Eigendynamik in einem bestimmten Zeitabschnitt konstatiert.

[...] das Problem war halt auch oft, dass, glaub ich, viele schon ziemlich pubertär waren, wobei ich erst sehr spät da hineingekommen bin. (Kathrin Schneider, niedrig, 23 J.)

Hier gerät ein biologischer Aspekt der individuellen Entwicklung in Konflikt mit der entsprechenden Norm, die wiederum von Individuen des sozialen Nahfelds gesetzt wird.

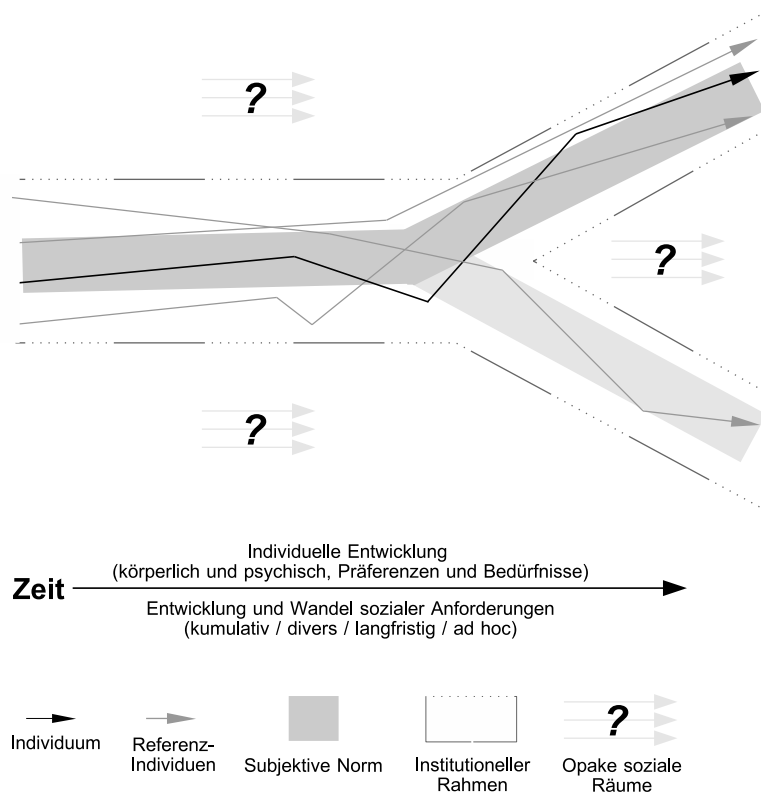
[...] und dann, als in der elften Klasse die ersten ins Ausland gegangen sind, das waren ja halt die, die in ihrer Entwicklung am weitesten waren, die sich diesen Schritt zugetraut haben, und ich hab mir damals diesen Schritt nicht zugetraut. (Jens Fuggerberg, hoch, 23 J.)

Ich hatte, ja, so als erste aus meinem Freundeskreis 'nen echten Freund, und ja, so, in dem Sinne. (Laura Koslowski, hoch, 23 J.)

In beiden Fällen wird ein Vergleich des eigenen Verhaltens mit dem einer Mehrheit der Gleichaltrigen als Indikator des eigenen psychischen Reifegrads genommen. Unabhängig von der jeweiligen Bewertung des eigenen Abschneidens im Licht der beobachteten Normen beschreiben diese das Spektrum dessen, was überhaupt in Frage kommt, also das Spektrum der realistisch in Betracht zu ziehenden Optionen.

Wie schon die vorangehende, soll auch die folgende Grafik 6.3 dabei helfen, unsere Vorstellung von menschlichem Handeln mit wichtigen Kontextbedingungen zu ergänzen, die in dem vereinfachten Modell von Intention und Objekt versus Widerstand und Einfluss (Grafik 6.1) fehlen, um schließlich bei der Unterscheidung zwischen Autonomie und Konformität in konkreten Situationen auf differenziertere Beobachtungsinstrumente zurückgreifen zu können. Der Schwerpunkt liegt hier auf der Tatsache, dass alle Entscheidungen im Rahmen unweigerlich voranschreitender sozialer und individueller Abläufe stattfinden.

Anders als die vorangehenden Grafiken stellt diese dementsprechend von links nach rechts einen Zeitablauf dar. Die Gabelung der Struktur im rechten Drittel symbolisiert eine Entscheidung wie diejenige zwischen einer Ausbildung und



**Abbildung 6.3** – Die Prozessualität der Kontextbedingungen individueller Entscheidungen. Erläuterung im Text.

einem Studium nach absolviertem Abitur, wobei die Beschränkung auf eine binäre Entscheidung nur dem Anliegen schematischer Vereinfachung geschuldet ist. Die aufgezeigten Bedingtheiten treffen auch auf andere Entscheidungen zu, die mit dem Eingehen des Individuums in vorgegebene institutionelle Strukturen zu tun haben. Die hier verwandte Y-Form bildet jedoch am ehesten eine Muss-Entscheidung ab, weil eine geradlinige Fortsetzung der bisherigen Lebenspraxis am Punkt der Aufspaltung nicht möglich ist. Davon abgesehen aber lassen sich auch reversible und weniger folgenschwere Entscheidungen in der Darstellung abbilden, etwa der Eintritt in einen Sportverein.

Das Individuum, dessen Sicht die Grafik reflektiert, ist als schwarzer Pfeil dargestellt, der sich vom Ansetzen des Beobachtungsrahmens ganz links mehr oder weniger geradlinig durch seine Entwicklung bewegt und sich für die ‚obere‘

Alternative entscheidet; sagen wir, für ein Studium. Die grauen Pfeile stellen ihm bekannte andere Individuen dar, mit denen es sich vergleichen und kontrastieren kann und deren Beobachtung Informationen über die Zwänge und Möglichkeiten liefert, die in seiner Situation wirken bzw. sich bieten. Der breite graue Streifen, die ‚subjektive Norm‘<sup>9</sup>, markiert den Bereich, in dem sich ‚normale‘ Biographieverläufe in der entsprechenden Phase der Kenntnis des Individuums zufolge abspielen. Der Normverlauf bietet einen gewissen Spielraum, der von der alltäglichen Varianz zwischen Individuen gebildet wird. Als Beispiel für ein Ausscheren aus diesem Spielraum kommt nicht nur Delinquenz in Frage, sondern etwa auch eine besondere Begabung oder einfach eine persönliche Exzentrizität, die abgesehen von kleineren Reibereien akzeptiert wird. Gemeinsam ist allen Arten des Ausscherens aber, dass sie durch die Abweichung von unausgesprochenen Verhaltenserwartungen auffallen. Für das Individuum selbst kann das Ausscheren bedeuten, dass es sich schämen muss und sich in der Folge besonders anstrengt oder unter sozialen Druck gesetzt wird, oder auch, dass es auffällig gut abschneidet und deshalb erweiterte Optionen für sich in Betracht zieht. Eine Angleichung der eigenen Person an die Norm wird durchaus nicht immer angestrebt, wenn nicht spürbare Probleme das nahelegen, aber ihre Orientierungsfunktion hinsichtlich der eigenen Position, Identität und Optionen bewahrt sich auch für den, der sich von ihr abgrenzt.

Ein wahrgenommenes Ausscheren anderer kann bewundert, verachtet oder mehr oder weniger gleichgültig hingenommen werden; bedeutsam ist es in jedem Fall, sofern es eine Modifikation der subjektiven Norm mit sich bringt. Das Spektrum der wahrgenommenen individuellen Verläufe führt dem Einzelnen evident vor Augen, welche Spielarten der Lebensführung in seiner Lebenswirklichkeit möglich sind, aber auch, welches Maß von Normabweichung möglich ist. Werden etwa mehrere Normabweichungen in bestimmter Richtung beobachtet, die alle mehr oder weniger folgenlos bleiben, wird das tendenziell zu der Schlussfolgerung führen, dass die Grenzen anderswo oder anders gezogen sind als gedacht. Die Norm verschiebt sich.

Die Synthese der beobachteten individuellen Entwicklungen zu einer subjektiv wahrgenommenen Norm, wie sie in der Grafik dargestellt ist, unterschlägt aller-

---

<sup>9</sup>Der Begriff stammt aus der Einstellungsforschung und bezeichnet individuelle Überzeugungen, wie relevante Andere ein bestimmtes Verhalten beurteilen würden. Vgl. Aronson, Wilson & Akert 2005: 222f.

dings, dass verschiedene Referenzgruppen mit ebenso verschiedenen subjektiven Normen simultan existieren. Einem Schüler wird der ungefähre Notendurchschnitt seiner besten Freunde sicherlich zu Bewusstsein kommen, aber die gesamte Klasse setzt eine andere Norm, die Mindestdurchschnitte für die Zulassung zu bestimmten Studiengängen setzen eine weitere und die Erwartungen der Eltern noch einmal eine andere. Je nach individuellen Prioritäten und wechselnden Handlungskontexten werden verschiedene Normen bewusst und ausschlaggebend und nehmen verschiedene Bedeutungen an. In seinem Freundeskreis mag jemand als der beste Schüler unter ihnen Anerkennung finden, während seine Eltern von derselben schulischen Leistung eher enttäuscht sind. Das obige Schema könnte also immer nur einen ganz bestimmten Aspekt des Entwicklungswegs eines bestimmten Individuums abbilden; einer umfassenden Beschreibung der Dynamik einer Biographie müsste man sich mit einer Vielzahl solcher Grafiken annähern, die jeweils auf verschiedene Eigenschaften, Aktivitäten und Referenzgruppen bezogen sind, welche in der Realität gleichzeitig das Leben des Individuums strukturieren. In geringerem Umfang gilt das auch für weniger differenzierte Gesellschaften, in denen zumindest verschiedene Normen für verschiedene Handlungskontexte simultan existieren.

Der Balken, der die subjektive Norm im unteren Arm des Y abbildet, ist heller dargestellt, weil die dort herrschenden sozialen Bedingungen dem Individuum, das die andere Option gewählt hat, weniger geläufig sind als die seines eigenen Feldes. Im Beispiel der Grafik kennt es noch eine Person, die sich dort betätigt, und kann aus deren Verhalten etwa ableiten, welche Normen dort gelten. Tendenziell aber wird die Normativität in Teilen der Gesellschaft, denen man nicht selbst angehört, für das Individuum mit wachsendem Abstand opak. Dies deuten die Fragezeichen und Pfeile außerhalb der institutionellen Y-Struktur an. Dem Einzelnen ist bewusst, dass es auch Lebenswege gibt, die mit seinem eigenen kaum etwas gemein haben, aber er weiß über deren Lebensbedingungen, Motivationen und so weiter eher wenig. Bei Interesse lassen sich in Grenzen entsprechende Informationen beschaffen und entsprechende Menschen kennenlernen, lässt sich also ein Teil des opaken Bereichs aufhellen – deswegen ist der institutionelle Rahmen als durchlässig dargestellt –, doch eine moderne Gesellschaft bleibt immer zu einem großen Teil opak. Das ist natürlich ein anderer Fall als der, dass außerhalb des eigenen Nahfelds gar kein anderes soziales Leben stattfindet, denn dem Individuum ist bewusst, dass es in seiner Gesellschaft eine unüberschaubare

Vielfalt und Komplexität von Aktivität, Möglichkeiten und Normativitäten gibt, von denen relativ unstrukturiert auch Informationen zu ihm dringen, denn dies relativiert die normative Verbindlichkeit seiner eigenen Lebenswirklichkeit und führt ihm vor Augen, dass es zu allem, was sein Leben bestimmt, Alternativenentwürfe gibt. Diese sind nicht nur von Bedeutung hinsichtlich der Möglichkeit von Veränderungen im eigenen Leben, sondern sie sind auch eine Kontrastfolie, vor deren Hintergrund das eigene Leben bewertet und beurteilt wird. Während das Geschehen innerhalb der Y-Struktur dem Einzelnen anzeigt, wo er relativ zu seinen Peers steht, verortet dieser weitere Bezugsrahmen ihn (und seine Peers) in der Welt insgesamt. Das Individuum erhält somit nicht nur über persönliche Beziehungen Kenntnis von sozialen Normen, sondern auch über mehr unpersönliche, institutionelle Kommunikationskanäle.

Entscheidend ist nun, dass ein Mensch in der Bewegung von links nach rechts weder innehalten noch dort, wo sich das Y gabelt, geradeaus voranschreiten kann. Qua seiner biologischen und psychischen Konstitution ist er ständig in vieler Hinsicht in Entwicklung begriffen, und in noch anderer Hinsicht erwarten und fordern Mitmenschen und Institutionen Entwicklungen von ihm. Diese Entwicklungen müssen durch unendlich viele Entscheidungen gehandhabt werden, und realistische Ziele können sich nur auf den Bahnen befinden, die teils von natürlichen Prozessen und teils von sozialen Normen und Institutionen vorgezeichnet sind. Alle Studierenden (oder die meisten) haben das Ziel, ihr Studium abzuschließen. Dies ist eine feste Vorgabe einer institutionellen Struktur und tendenziell zugleich ein Wunsch derjenigen, die sich in ihr bewegen. Bereits die grobe Übereinstimmung mit den Anforderungen der institutionellen Struktur impliziert das Verfolgen von Zielen, und darüber hinaus müssen Präferenzen und Lebenspraxis beständig auch im Kleinen und in verschiedenen Lebensbereichen simultan aufeinander abgestimmt werden, wie in Grafik 6.2 dargestellt. Bereits dies drückt sich in einem Streben, in einem Verfolgen von Zielen aus. Wir können die Variation Watzlawicks somit weitertreiben und sagen: Man kann nicht keine Ziele verfolgen.

Vor diesem Hintergrund wird deutlich, dass bloße Einflüsterungen anderer einen Menschen nur sehr begrenzt davon abbringen können, seine Ziele zu verfolgen, weil diese nicht in sein Belieben gestellt sind, sondern Imperative einer kontinuierlichen Lebensführung abbilden. Wenn dagegen bestimmte Gruppen für den Einzelnen ein bedeutsamer Teil der sozialen Wirklichkeit sind, hat er umge-

kehrt nur begrenzte Möglichkeiten und Veranlassung, sich *nicht* an ihren Normen zu orientieren, weil dann auch diese Imperative sich ändern. Die Vorstellung der Autonomie als Widerständigkeit gegen ‚sozialen Einfluss‘ setzt somit ein Normensystem voraus, das situationsabhängig für einen Menschen gelten sollte, und es ist zu fragen, was für ein Normensystem das sein und worauf sein Geltungsanspruch beruhen kann, wenn nicht einfach auf normativen Haltungen *anderer* Gruppen. Darauf ist im siebten Kapitel sowie im Schlussteil zurückzukommen.

Desweiteren impliziert die Rede von Imperativen der Lebensführung keinen sozialen oder sonstigen Determinismus, weil zu diesen Imperativen auch die der eigenen körperlichen und seelischen Konstitution eines Menschen gehören. Zudem sind sie nicht durchweg absolut, sondern können mehr oder weniger formbar, dehnbar und offen für eine individuelle Ausgestaltung sein, wie es in unserer Gesellschaft etwa die Notwendigkeit einer Ausbildung ist.

## 6.8 Bedürfnisse und Leiden

Im obigen Abschnitt über Präferenzen wurden bereits Beispiele für den Fall genannt, dass aus Divergenzen zwischen gegenwärtiger Lebenspraxis und Präferenzen eine Motivation entsteht, jene zu verändern, sich also Ziele zu setzen, die dem aktuellen Mangel an Möglichkeiten abhelfen, im Einklang mit den eigenen Neigungen aktiv zu sein. Die maßgebliche Intention ist in solchen Fällen überwiegend ein Wegstreben von etwas, insbesondere, wenn die zu eröffnenden Alternativen noch unklar sind. Der Umstand, dass sich in unserer Stichprobe niemand dauerhaft in eine Position fügt, die seinen Neigungen nicht in gewissem Maß entspricht, verweist auf die grundlegende Autonomie, über die im Normalfall jeder Mensch verfügt.

Zur Illustration kann der Fall von Christa Kohlmaier dienen. Sie hat mit 59 Punkten den zweitniedrigsten MAUS-Wert in unserer ‚Low‘-Gruppe. Kohlmaier scheint zunächst fast gleichgültig nächstbeste Optionen hinzunehmen, die sich eben bieten. Unter den wie folgt beschriebenen Bedingungen absolvierte sie beispielsweise nach der Schule eine Ausbildung in einer Apotheke. Mit dem Anschein der Indifferenz, den ihre Darstellung erweckt, ist sie unter den Interviews ein Extrembeispiel.

[...] hab dann irgendwann meinen Realschulabschluss gemacht und hab 'ne Ausbildung angefangen zur pharmazeutisch-kaufmännischen Angestellten.

Ganz merkwürdig, und auch nur recht spontan, weil 'ne Freundin erzählt hatte, sie hat sich da beworben, und dann wusste ich nicht, was ich mit meinem Leben sozusagen machen sollte, und dann hab ich mich auch beworben und hab dann die Stelle bekommen, einfach so. Und ich hab dann angefangen und wusste nicht mal, als was ich anfangen und wer mein Chef ist, ich wusste nur, welche Apotheke das ist. Also ich hatte ziemliches Glück, auch wenn ich jetzt so'n mittleren Abschluss hatte.

Sie wurde allerdings im Anschluss an die Ausbildung nicht übernommen und fand stattdessen eine Stelle in einer anderen, größeren Apotheke.

Also, ich kam ja aus so 'ner ganz kleinen, wo halt nur vier Angestellte waren, und auf einmal kam ich in so'n Ding mit 20 Leuten, und für 'ne Apotheke war das ja echt schon riesig und ich fühlte mich so unwohl da. Also, die Leute da waren überhaupt nicht nett und der Chef war überhaupt nicht nett und letztendlich ... die Bezahlung war jetzt auch nicht so, dass es, also, die Arbeitszeiten waren ja halt immer von morgens bis halt spät abends, mit Mittagspause, und dann hattest du halt nichts vom Tag und dann hab ich beschlossen, mein Abi nachzuholen.

Der zweite Bildungsweg ist eine Abweichung vom Normfall, die ihr weder von irgendwelchen Bezugsgruppen nahegelegt wird noch den Charakter einer prozessual bedingten Muss-Entscheidung hat, und erscheint durchaus als autonome Lebensentscheidung; nicht nur aufgrund der relativen Nonkonformität, sondern auch im Sinn der Selbstbestimmungstheorie. Obwohl Kohlmaier relativ wahllos bei der ersten Apotheke angefangen zu haben scheint, hatte sie dort Bedingungen vorgefunden, mit denen sie sich arrangieren konnte. In der zweiten war das nicht mehr der Fall; der Mangel an Konvergenz zwischen Präferenzen und Lebenspraxis wurde zu groß, weshalb sie sich entschloss, eine Veränderung herbeizuführen, und das auch tat. Vielleicht hält sie sich selbst für indifferenter, als sie ist.

Wie das Beispiel zeigt, kann auch das Bestreben, eine als untragbar empfundene Lebenssituation zu verändern, zu erfolgreich zielgerichtetem Handeln führen. Solches Handeln mag, sofern es defensiv ist, im Sinne von Ryan und Deci eher als kontrolliertes empfunden werden und mit ungünstigen Implikationen für seelische Gesundheit und Glück verbunden sein; doch dies sind Aspekte, die sich erst in einem ausgeweiteten Beobachtungsrahmen zeigen und keine feste Beziehung zu Verhaltensweisen haben, die sich in verschiedensten Situationen als nonkonform darstellen mögen und auch insofern autonom sind, als die zugrunde liegenden



Intentionen nicht von sozialen Gruppen vorgegeben oder übernommen wurden, sondern eigenen Bedürfnissen der Person Ausdruck geben.

Zum Abschluss möchte ich noch einmal auf Andreas Franke zurückkommen. Auf seiner ständigen Suche nach Anerkennung nötigt er sich zu verschiedenen Leistungen, von denen eines Spitzenschülers über den Aufbau des Körpers eines Bodybuilders bis zum Jura-Studium und Anstreben eines Richteramts. Aus seiner Sicht hat er „eigentlich [...] immer das gemacht, wofür es halt grad 'ne Belohnung gab“, was zunächst einmal eine externe, ‚kontrollierte‘ Verhaltensregulation in der Selbstbestimmungstheorie und in unserem Zusammenhang Konformitätsverhalten par excellence zu sein scheint. Dabei darf aber nicht übersehen werden, dass die entsprechenden Handlungen auf *seiner* Wahrnehmung und Einschätzung dessen beruhen, wofür es gerade eine Belohnung gebe, und unter Maßgabe dessen erfolgen, auf welche ‚Belohnung‘ er es zum gegebenen Zeitpunkt abgesehen hat. Sein Verhalten ist zweifellos konform in dem Sinn, dass er sich sozialen Normen anpasst, die eigentlich nicht mit seinen Präferenzen übereinstimmen – so tritt er bei den Zeugen Jehovas ein, ohne auch nur annähernd deren Glauben zu teilen, und strebt aufgrund des damit verbundenen Prestiges den Richterberuf an, obwohl ihn das Fach Geschichte mehr interessiert hätte. Dennoch zeigt er erstens eine eher über- als unterdurchschnittliche Leistungsfähigkeit, zweitens ist sein Verhalten immer wieder auffällig und drittens ist es von *seinen* individuellen Bedürfnislagen und nicht von einem Diktat sozialer Gruppen bestimmt. Ein Verhalten, das bei näherer Betrachtung und auf Grundlage detaillierter Auskünfte über seine Motivationen als konformes Verhalten par excellence erscheint, hätte sich für Beobachter in verschiedenen Situationen seines Lebens durchaus nicht so dargestellt. Auch das ausdrückliche und geradezu zwanghaft verfolgte Motiv sozialer Anpassung kann zu abweichendem, nonkonformem Verhalten führen; in einer pluralistischen Gesellschaft, wo jeder Mensch in verschiedenen Gruppen und Normensystemen agiert, muss es das geradezu.

Franke leidet unter seinem Gefühl, ein Außenseiter zu sein und nicht anerkannt zu werden. Er besitzt wenig Wertschätzung für sich selbst und befürchtet, dass ihm auch andere keine entgegenbringen. Er bemüht sich also, sie sich zu verdienen. Von dieser Grundkonstellation ist sein ganzes bisheriges Leben beherrscht; durch sie ist er genötigt, eigene Präferenzen zu übergehen, wie mit der Wahl des Studienfachs oder mit dem Eintritt in eine Religionsgemeinschaft. Ich habe keinen zweiten Fall dieser Art gefunden, in dem ein seelisches Leiden in die-

sem Umfang alles andere überschattet und alle Entscheidungen auf den Versuch fokussiert, es zu beheben. Dies mag damit zusammenhängen, dass Franke im Interview sehr offen ist und sich – vielleicht auch infolge seiner aktuellen Therapie – seine psychischen Vorgänge in recht hohem Maß bewusst gemacht hat. In diesem Szenario jedenfalls kann man mit einiger Eindeutigkeit von eingeschränkter Autonomie sprechen, weil in der Konstitution seines Selbst etwas Basales fehlt und dieses Fehlen alle Entscheidungen prägt, die in der Folge gewissermaßen alle nach demselben Kriterium getroffen werden. In der Selbstbestimmungstheorie ist dieses Fehlen die chronische Nichtbefriedigung des Grundbedürfnisses nach Verbundenheit. Ein Studium, eine Glaubensgemeinschaft, der Sport und ein Beruf werden sämtlich zu Arenen, in denen möglicherweise Anerkennung erworben werden kann. In dieser Hinsicht verkörpert Franke gewissermaßen das Menschenbild der Massen- und Suggestionspsychologie, das Solomon Asch so scharf kritisierte; das Bild eines Menschen, der unter dem Einfluss erratisch wechselnder sozialer Bezugsgruppen ebenso erratisch hierhin und dorthin treibt und dem die Objekte seines Handelns geradezu beliebig erscheinen, weil die Gruppen und ihre ‚Suggestionen‘ alles sind. Doch wie gesagt, bei selektiver Betrachtung von Entscheidungssituationen kann auch er als autonom oder nonkonform erscheinen, je nachdem, um welche Situation es sich handelt und wie man den Beobachtungsrahmen setzt. Aschs Kritik erfährt eine nachdrückliche Bestätigung dadurch, dass es einen solchen Extremfall braucht, um eine tendenzielle Entsprechung des kritisierten Menschenbildes in der sozialen Wirklichkeit zu finden, die diesem aber auch nur in einem sehr selektiven Betrachtungsmodus entspricht, da sich Franke, wie gesagt, durchaus nicht beliebig dem anpasst, was relevante Andere tun.

Aber die Antithese von Autonomie und Konformität ist nicht nur deshalb unzureichend, weil ein oberflächlicher Blick täuschen kann. Denn unter dem Gesichtspunkt der Selbsterhaltung ist es folgerichtig und rational, im Fall eines schwerwiegenden, Leiden verursachenden psychischen Defizits die Behebung dieses Defizits zu priorisieren, und dass einem in der Kindheit und Jugend das Wissen fehlt, wie dergleichen am besten zu bewerkstelligen wäre, ist nicht verwunderlich. So gesehen *ist* das Streben nach Anerkennung ein Ausdruck individueller Autonomie im Sinne der „dem Organismus innewohnenden Tendenzen zum Leben“ (Ryan & Deci 2000: 323).<sup>10</sup> Es handelt sich um das Bestreben eines Menschen,

---

<sup>10</sup> „SDT’s [self-determination theory’s; S.W.] theoretical and empirical efforts focus on the organism’s inherent tendencies toward life, and specifically the living tendencies toward self-

sich das zu verschaffen, was er zum Weiterleben braucht; ein Bestreben dieser Art begründet wesentlich und notwendig die Autonomie aller Lebensformen, die im Evolutionsprozess Bestand haben. In philosophisch geprägten Diskursen interessiert man sich im Zusammenhang mit dem Autonomiebegriff mehr für die Möglichkeiten reflektierter Einflussnahme auf die eigenen Bestrebungen, und diese Möglichkeiten sind zweifellos eine auszeichnende Eigentümlichkeit der Autonomie von Menschen. Deswegen aber die Autonomie im eben angesprochenen Sinn, die Eigengesetzlichkeit von Menschen als Lebewesen, als trivial oder uninteressant aus einer Theorie der Autonomie auszuschließen, wäre unempirisch und ein Rückfall in einen Leib-Seele-Dualismus. Letztlich entzöge dies nämlich auch der Möglichkeit eines Verständnisses von reflexiven Vorgängen die Grundlage, denn bei einem Wegfall dieser grundlegenden Tendenz zum Leben aus dem Modell müsste rätselhaft bleiben, wer oder was der Reflexion *Zwecke* setzen sollte. Zwecksetzungen beruhen auf Wertungen, und Wertungen wurzeln in der Affektivität; dem grundlegenden Mechanismus des Organismus, Erfahrungen und Objekte als seiner Lebensaktivität zu- oder abträglich einzuordnen.

Der Autonomiebegriff kann deshalb nicht Reflexivität in den Mittelpunkt stellen, wenn man darunter die Fähigkeit versteht, sich von den Imperativen des organismischen Daseins zu emanzipieren. Damit würde eine höhere Form der Intentionalität gegen die basalere in Stellung gebracht, auf der sie beruht. Würde diese basale Intentionalität der lebenserhaltenden Funktionen sich nicht ständig in der menschlichen Existenz Geltung verschaffen, wäre die Reflexion ziel-, zweck- und orientierungslos. Im Schlusskapitel wird deshalb die These vertreten, dass die menschliche Natur eine vernachlässigte Grundlage für die Konstitution und Legitimation einer Normativität darstellt, an der Autonomie kontextunabhängig orientiert sein kann. Zunächst aber werden im siebten Kapitel die bis hierher diskutierten Probleme um Autonomie und Konformität in ihrem soziogenetischen Kontext expliziert, wobei auch das Desiderat einzulösen ist, die Begriffe der Konformität und des sozialen Einflusses zu differenzieren und damit eine Grundlage für die Einschätzung der Autonomiepotentiale moderner Menschen bereitzustellen.

---

expansion and interpersonal integration as manifest in innate needs for autonomy, competence, and relatedness.“

## 6.9 Zusammenfassung und Ausblick

Menschliche Lebensläufe sind an Präferenzen orientiert; an Neigungen, Interessen und Vorlieben, die sich im Lauf des Heranwachsens formen und spezifizieren. Dies geschieht in der Konfrontation mit symbolischen Informationen sowie praktischen Erfahrungen mit Optionen, die sich in den entsprechenden sozialen Positionen bieten. Beide, persönliche Präferenzen und sich bietende Optionen, bestimmen in ihrer Wechselwirkung die Bahn des Lebenslaufs, wobei Wechselwirkung heißt, dass die verfügbaren Optionen bestimmen, welche Präferenzen in Praxis umgesetzt werden und wie sie sich spezifizieren, und die Präferenzen bestimmen, welche der Optionen überhaupt in Betracht gezogen werden, sofern die jeweiligen sozialen Bedingungen eine entsprechende Auswahl bieten und erfordern.

Das Modell wurde aus der Auseinandersetzung mit den biographischen Interviews des Autonomieprojekts gewonnen und bildet insofern die Verhältnisse einer modernen, pluralistischen Gesellschaft ab. Das heißt aber nicht, dass in einer vorindustriellen Gesellschaft, wo es so etwas wie Optionen außerhalb der eigenen, vertrauten Lebenspraxis kaum oder gar nicht gibt, Präferenzen keine Rolle spielen oder Menschen sie ständig unterdrücken würden. In Gesellschaften mit gering ausgeprägter oder nicht vorhandener Staatlichkeit verfügten kleinere, gemeinde- oder stammesförmige Gesellungsformen als solche über mehr Autonomie als vergleichbar große Menschengruppen in einer Millionengesellschaft, was bedeutet, dass der Einzelne dort größere Chancen hatte, die Lebenspraxis der Gruppe, der er angehörte, mitzugestalten (vgl. Laslett 1988: 81; Elias 1996a: 220ff.). Hier wie dort ist ein gewisses Maß an Konvergenz zwischen den Optionen, die eine Gesellschaft bereithält, und den Präferenzen, die Menschen entwickeln, notwendig dadurch gegeben, dass der Gang der Gesellschaftsentwicklung immer dadurch mitbestimmt ist, was für Positionen und Funktionen die zugehörigen Menschen ausfüllen wollen und überhaupt können.

Die Konstitution individueller Ziele geschieht in der Abstimmung zwischen Präferenzen und Optionen und ist auf Informationen und Praxiserfahrungen angewiesen, wobei die verfügbaren Informationen und Praxiserfahrungen in der pluralistischen Komplexität tendenziell immer unzureichend sind, um ein ungebrochenes und unzweifelhaftes Wollen auf ihnen zu errichten, während die betreffende Person auch weiß, dass sie unzureichend sind. Dies bedingt eine gewisse ‚Beeinflussbarkeit‘ durch das Zugänglichwerden neuer Informationen und Praxisbezüge

in sozialen Interaktionen, wobei die Anführungsstriche beizubehalten sind, erstens, weil dies mehr mit der Konstitution von Zielen als mit einer Ablenkung von ihnen zu tun hat, und zweitens, weil diese Informationen und Praxisformen mit den Bedürfnissen und Präferenzen des Betreffenden kompatibel sein müssen, um ihre ‚beeinflussende‘ Wirkung zu entfalten.

Der Kontext von Handlungen und Entscheidungen ist prozessual. Ein Individuum befindet sich in einer körperlichen und psychischen Entwicklung, die es immer wieder vor neue Anforderungen und Entscheidungen stellt, ebenso wie es die institutionellen und im weiteren Sinn sozialen Normen tun, von denen die entsprechenden Positionen und Lebensphasen strukturiert sind. Auf beiden Seiten, der individuellen wie der sozialen, schreiten die Entwicklungsprozesse und mit ihnen die Anforderungen an das Individuum voran, ob dieses das wünscht oder nicht. Man kann daher nicht nicht entscheiden. Wenn Entscheidungen für Beobachter eine besondere Charakterstärke oder auch andere Charaktereigenschaften auszudrücken scheinen, ist daher zu prüfen, wie sich in diesen Entscheidungen Präferenzen zu Optionen und Entscheidungszwängen verhalten. Autonomie drückt sich in der Übereinstimmung von Präferenzen und Handeln aus; das letztere muss dabei nicht nonkonform sein.

In einem Konformitätsexperiment hat man es nicht mit derart langfristig bedeutsamen Entscheidungen zu tun, die auch ebenso wenig langfristig vorbereitet werden, aber auch hier wird durch das zügige Voranschreiten des Ablaufs ein Entscheidungsdruck erzeugt. Vermutlich fiel das Ergebnis anders aus, wenn man den Teilnehmern anböte, sich zu enthalten oder Bedenkzeit zu nehmen.

Eigenschaften wie Selbstzweifel und Mangel an Selbstwertgefühl, wie sie unserer Hypothese entsprechend mit einem Mangel an Autonomie hätten assoziiert sein sollen, schließen Leistungsfähigkeit und ein Festhalten an eigenen Präferenzen nicht aus, können diese sogar gerade motivieren. Wiederum ist für Beobachter nicht unbedingt ersichtlich, ob jemand, der vom Verhalten einer bestimmten Bezugsgruppe abweicht, sich dabei in der Defensive fühlt, und für die sozialen Folgen davon ist es auch kaum relevant. Selbst ein artikuliertes, explizites Bemühen um Anpassung an soziale Normen kann, je nach dem, welche Form es annimmt, den Anschein nonkonformen Verhaltens hervorbringen.

Abschließend wurde tentativ eine Unterscheidung zwischen reflexiver Autonomie und den Imperativen der basaleren Tendenz von Organismen einschließlich menschlicher zum Leben vorgenommen. Mit ihr wird dem Umstand Rechnung

getragen, dass bereits die Motiviertheit der Lebensaktivität selbst nicht nur ein wichtiger Bestandteil der Autonomie eines Menschen, sondern die zwecksetzende Grundlage aller ‚höheren‘ Formen der Autonomie ist, welche immer dies sein mögen. Dies ist im folgenden sowie im Schlusskapitel dieser Arbeit zu vertiefen, besonders im Hinblick auf die Frage, wieweit die menschliche Natur eine Grundlage gemeinsamer normativer Prämissen der Lebenspraxis ist und sein kann.

## Kapitel 7

# Zur Soziogenese des Autonomieproblems

If you maintain a dead church, contribute to a dead Bible-society, vote with a great party either for the government or against it, spread your table like base housekeepers, – under all these screens I have difficulty to detect the precise man you are: and of course so much force is withdrawn from your proper life. But do your work, and I shall know you.

*Ralph Waldo Emerson*<sup>1</sup>

Mit der Darstellung einiger Grundzüge der Selbstbestimmungstheorie von Deci und Ryan im vorangehenden Kapitel wurde die Frage, was Autonomie ist, bereits tentativ beantwortet. Die Selbstbestimmungstheorie bietet eine Systematisierung und empirische Fundierung des intuitiven Verständnisses von Autonomie als Handeln im Einklang mit ‚eigenen‘ Präferenzen. Das genügt aber noch nicht. Denn das Erkenntnisinteresse dieser Arbeit richtet sich eben nicht auf Autonomie als unproblematischen Aspekt normalen menschlichen Handelns, auf den sich ein Erkenntnisinteresse gar nicht richten *könnte*, wenn er nicht in Theorie und Praxis Brüche aufwiese, sondern auf das, was diese Brüche von der Autonomie übriglassen. Es geht um das Potential der menschlichen Autonomie, *trotz* aller ihr entgegenwirkenden Kräfte und sie in Frage stellenden Überlegungen als be-

---

<sup>1</sup>2010: 21

stimmende Größe im menschlichen Handeln zu wirken und einer entsprechenden Konzeptualisierung zugänglich zu sein.

Die Unterscheidung der Selbstbestimmungstheorie zwischen Integration, Identifikation und Introjektion bezieht sich auf psychologische Korrelate verschiedener Arten sozialer Interdependenz. Indem sie die Möglichkeit der Integration sozial vermittelter Verhaltensregulationen prominent berücksichtigt, ist sie anschlussfähig für eine soziologische Perspektive auf das Problem, d. h. eine, in der das Individuelle und das Soziale nicht als Gegensätze konzipiert sind, sondern als Funktion sozialer Konstellationen ebenso gut miteinander konfligieren wie in eins fallen können.

Dieser Zusammenhang zwischen individueller Autonomie und sozialen Strukturen, die erstere nähren oder einschränken, ist im Folgenden herauszuarbeiten. Dabei geht es vor allem um die Frage, ob und wie sich Integration von Verhaltensregulationen im Sinn der Selbstbestimmungstheorie und Konformität im Sinn der Sozialpsychologie voneinander abgrenzen lassen. Die Konformitätsforschung unterscheidet zwischen Verhaltensangleichungen entgegen eigenen Präferenzen (‘compliance’) und solchen im Einklang mit ihnen (‘acceptance’). Wenn Konformität ein Problem der Moderne ist oder in ihr zumindest zugenommen hat, ist im Hinblick auf diese Unterscheidung zu klären, erstens, welcher Art die sozialen Bedingungen, Zwänge oder Anreize sind, die ein Handeln gegen eigene Präferenzen vermehrt hervorbringen, und zweitens, ob und warum die Bereitschaft und Fähigkeit zur Veränderung eigener Präferenzen unter Gruppeneinfluss zugenommen hat.

Auf Grundlage der empirischen Untersuchungen im dritten, vierten und sechsten Kapitel gehe ich bei alledem davon aus, dass sich nicht anhand szenischer oder anderer Oberflächenmerkmale formalistisch bestimmen lässt, ob jemand autonom handelt oder nicht. Die bloße Beobachtung von Verhaltensgleichheit oder -abweichung reicht für solche Aussagen nicht aus. Es führt kein Weg daran vorbei, die Autonomie eines Handelns auch an dem innerpsychischen Kriterium ‚eigener‘ Präferenzen zu messen. Je nach Fall kann es dafür nötig sein, einen größeren Umfang von Informationen zu berücksichtigen, als die bloße äußere Beobachtung von Fremden sie liefert. Qualitativ kann man hierzu, wie im vierten Kapitel geschehen, biographisches Material zusammentragen, um Hypothesen darüber zu formulieren, wie sich ein Handeln zum Präferenzgefüge eines Individuums verhält. Die Forschung im Umfeld der Selbstbestimmungstheorie zieht quantitative



Indikatoren wie allgemeine Lebenszufriedenheit und Gesundheit heran, um zu zeigen, dass subjektive Einschätzungen des Grades, zu dem man etwas ‚um seiner selbst willen tut‘, mit messbaren Regelmäßigkeiten jenseits dieser bloß subjektiven Einschätzungen einhergehen (Deci & Ryan 2012: 87). Man wird nicht in jedem Einzelfall zu einer klaren Antwort gelangen, aber grundsätzlich lässt sich der Autonomiegrad beobachteter Handlungen durchaus empirisch bestimmen.

Der folgende Abschnitt erfüllt eine Doppelfunktion. Zum einen hatten wir im ersten Kapitel beobachtet, dass Konformität etwa im 19. Jahrhundert als Problem aufzutauchen scheint. Nun geht es darum, die sozialen Entwicklungen herauszuarbeiten, die dafür verantwortlich sind. Zum anderen bildet der Rückblick auf die frühe Neuzeit eine Kontrastfolie, vor der die Spezifität der für uns gewohnten Form des gesellschaftlichen Zusammenlebens klarer hervortritt. Anhand dieses Kontrasts lässt sich der Zusammenhang zwischen sozialer Normierung und individueller Autonomie *im Allgemeinen* klarer erfassen, als es ohne den Einbezug eines anderen Gesellschaftstyps möglich wäre.

Einen Schwerpunkt der soziogenetischen Untersuchung bildet das frühmoderne England, wo der Begriff des ‚Nonkonformismus‘ als politisch, normativ und habituell bedeutungsvolle Kategorie erstmals in Erscheinung trat. Er bezeichnete die Haltung protestantischer Sekten im Zuge der Reformation, die Unabhängigkeit von der englischen Staatskirche reklamierten. Seine Verwandtschaft mit dem modernen Konformitätsbegriff ist somit eher entfernt, aber dennoch instruktiv, da der Nonkonformismus im damaligen Sinn als Vorläufer der individualistischen Ethik des bürgerlichen Liberalismus gilt, der im Zuge der Modernisierung vorherrschend wurde. „In der Tat schien der englische Nonkonformismus“, so der Soziologe Wolfgang Lipp,

gerade dazu bestimmt zu sein, die Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft nicht nur vorzubereiten, sondern anzuleiten. Hat er in Form des Dissent das kritisch-aufklärerische, in Form des Sektenwesens das individualistische Prinzip des Bürgertums vorweggenommen, so im Widerstand gegen das Establishment, die Staatskirche und ihren Machtbereich, Liberalismus im politischen Sinne durchgesetzt (Lipp 1975: 24).

Ausweislich in den Staatstheorien von Locke und Montesquieu prägte dieser Liberalismus nicht nur die politische Philosophie der aufsteigenden bürgerlichen Gesellschaft, sondern von Beginn an auch die Kultur und Verfassung der Ver-

einigten Staaten von Amerika (Watts 1978: 4; Gray 1986: 11ff.; Dickens 1993: 393f.; Macfarlane 1978: 7).

Es geht hier allerdings weniger darum, eine historische ‚Ursache‘ der Modernisierung oder Individualisierung zu benennen. Grundsätzlich können im Hinblick auf historische Entwicklungen bzw. soziale Prozesse immer nur *relative* Anfänge konstatiert werden (vgl. Elias 1990b: 187f.; 1996b: 178ff.). Was das Beispiel Englands betrifft, hat Macfarlane (1978) herausgearbeitet, dass Kennzeichen einer individualistischen Gesellschaft, vor allem eine überraschende soziale Mobilität, dort schon vor dem Anbrechen der Moderne im 16. oder 17. Jahrhundert vorhanden waren, wo man die Anfänge auch des Individualismus üblicherweise verortet. Ebenso war bereits in der frühmodernen Ära eine Rhetorik individueller Freiheit (*liberty*) weit verbreitet, mit der die Rechte und (wirtschaftlichen) Möglichkeiten dieses Individualismus reklamiert wurden, ohne dass er sich aber bereits mit dem antiautoritären, antimonarchistischen oder demokratischen Impetus im politischen Sinn verbunden hätte, der später den Nonkonformismus auszeichnete (vgl. Brooks 2008: 386, 423). Der moderne Liberalismus angelsächsischer Prägung weist Verbindungslinien zu älteren kulturellen Charakteristika Englands auf, die für heutige Betrachter überraschend modern anmuten, aber mit der relativ fixen Sozialstruktur einer religiös geprägten und legitimierten Monarchie koexistierten, bevor sie im Zuge der Modernisierung in deren weiterreichende soziale Wandlungen einfließen. Solche Differenzierungsbedarfe werden immer auftreten, wenn man historische Anfänge konstatieren oder auch Epochen abgrenzen will; immer wird man mit empirischen Befunden konfrontiert sein, die sich gegen die Einordnung in einen vorgeschlagenen Deutungsrahmen sperren. Der Zweck des Rückblicks in die Reformationszeit besteht also nicht darin, einen absoluten Anfang zu konstatieren oder die Moderne im Sinne einer kausalen Entwicklungssequenz zu ‚erklären‘, sondern darin, schlaglichtartig einige Aspekte der vormodernen Gesellschaft und des Übergangs in die moderne hervorzuheben, um ein distanzierteres und breiter kontextualisiertes Verständnis der Eigentümlichkeiten derjenigen Gesellschaft zu gewinnen, in der wir selbst leben und Anlass haben, uns mit den Problemen der Autonomie und Konformität in ihrer heutigen Form zu befassen.

Andererseits war der Prozess der Individualisierung im Sinne der tendenziellen Auflösung traditioneller, kleinformatiger Sozialstrukturen und Gruppenbindungen, in denen jedem Individuum dauerhaft ein angestammter Platz zukam, zugunsten größerer Gestaltungsmöglichkeiten und -zwänge und größerer sozialer

Mobilität auf Seiten der Einzelnen bekanntlich nicht auf England beschränkt, sondern charakteristisch für den Aufstieg der bürgerlichen Gesellschaft und des Kapitalismus in der westlichen Welt insgesamt (vgl. Elias 1996a: 240ff.). Diese Arbeit orientiert sich in dem zugrunde gelegten Modell dieses Prozesses an der Eliasschen Zivilisationstheorie (Elias 1997, 1997a) und Prozesssoziologie (vgl. Elias 1977), mit der die Modernisierung als reversibler, aber bislang dominant gebliebener Entwicklungstrend in Richtung umfassenderer sozialer Integration und Differenzierung – und damit auch Individualisierung – gefasst wird. Während immer mehr Menschen in ein arbeitsteiliges Geflecht eingebunden werden, differenzieren sich ihre gesellschaftlichen Funktionen, und jedes individuelle Leben ist umso umfassender von den weitverzweigten Interdependenzen zwischen den Menschen und ihren Funktionen und Positionen strukturiert. Der Zivilisationsprozess im engeren Sinn ist die Verinnerlichung der sozialen Zwänge, die auf den Einzelnen qua dieser Integration in weitverzweigte Interdependenzgeflechte wirken, zu Selbstzwängen (Elias 1998a). Dadurch gleichen sich die verinnerlichten Verhaltensstandards der Gesellschaftsmitglieder einander tendenziell an. Die Prozesse der Differenzierung und Verflechtung, mit denen die Angewiesenheit aller auf alle zunimmt, geht notwendig mit einem Prozess der funktionalen Demokratisierung einher, d. h. einer Verringerung der Machtdifferenziale zwischen Regierenden und Regierten sowie zwischen verschiedenen Schichten einer Gesellschaft (Elias 1996b: 92ff.). Eine weitere Komplementäerscheinung dieses Prozesses ist die Staatsbildung, durch die das erforderliche Maß an Koordination und die relative Pazifizierung des komplexer werdenden arbeitsteiligen Gefüges möglich wird.<sup>2</sup>

Die neueren Entwicklungsgänge der USA und westeuropäischer Staaten weisen hinsichtlich dieser allgemeinen Prozessgestalt Parallelen auf, was sich unter anderem in der internationalen Ausrichtung und wechselseitigen Befruchtung der Autoren der Aufklärung und ihrer engen Tuchfühlung mit dem politischen Geschehen ihrer Zeit spiegelt – die amerikanische Unabhängigkeitserklärung hat, wie erwähnt, wesentliche Impulse von Montesquieu empfangen, einem Franzosen, der wiederum sein staatstheoretisches Gedankengut maßgeblich in Auseinandersetzung mit der Realität Englands entwickelt hatte (Gray 1986: 17, 23). Wenn hier also Prozesse der Modernisierung und Individualisierung am Beispiel Eng-

---

<sup>2</sup>Elias' theoretische Zusammenfassung im zweiten Band von *Über den Prozess der Zivilisation* (1997a: 323ff.) bietet einen hervorragenden und relativ kompakten Überblick. Die oben genannten Quellen sind notwendig selektiv und unvollständig, weil im Wesentlichen alle Eliasschen Werke Beiträge zu dieser umfassenden Prozesstheorie darstellen.

lands thematisiert werden, kann man die Befunde der Untersuchung etwa im Hinblick auf Individualisierungsmuster nicht blind auf Deutschland, Frankreich oder andere, mehr oder weniger vergleichbare Länder übertragen. Aufgrund der Verflechtung und Parallelentwicklungen dieser Gesellschaften können allerdings Befunde, die an einem von ihnen gewonnen wurden, durchaus als Hypothesen und vorläufige Modelle für Untersuchungen der jeweils anderen dienen, insbesondere dann, wenn die zunächst untersuchte Kultur sich in den späteren Phasen des zu betrachtenden Prozesses als besonders prägend für die anderen erwiesen hat, wie es hier der Fall ist.

Um unzulässige Unterschlagungen von Komplexität möglichst zu vermeiden, bemühe ich mich im Folgenden, meine Feststellungen so allgemein zu halten, dass Raum für notwendige historische Differenzierungen bleibt, und gerade so dezidiert zu treffen, dass die gemeinten Entwicklungslinien sichtbar werden. Entsprechendes gilt auch im Allgemeinen für den Umstand, dass diese Arbeit eine deutsche Studie unter Rückgriff auf Forschungstraditionen diskutiert, die stark US-amerikanisch geprägt sind: Es geht um übergreifende, langfristige Entwicklungslinien, die in ihren groben Zügen hier wie dort anzutreffen sind und mit dem Schlagwort der Modernisierung westlichen Typs gefasst werden können.

## 7.1 Individualisierung und Immanenzprinzip

In England taucht ‚conformity‘ (‚conformyte‘ oder ‚conformite‘; irrtümlich auch ‚confirmity‘) erstmals im 15. Jahrhundert als Ableitung vom französischen ‚conformité‘ auf, das sich bei dem Philosophen und Bischof Nikolaus von Oresme (ca. 1320-1382) findet (OED 1989: conformity; ODCC 1997: Oresme). Es geht zurück auf das Verb ‚conformare‘ aus dem alten Latein, das ein ‚symmetrisches Formen, Gestalten oder Bilden‘ bezeichnete, und das Adjektiv ‚conformis‘, das mit ‚ähnlich‘ oder ‚gleichförmig‘ übersetzt werden kann (Klein 1966: 332). Das *Oxford English Dictionary* weist zwei neuzeitliche Bedeutungen des Wortes aus, von denen die erste noch eher gegenständliche Gleichförmigkeiten, Übereinstimmungen, Analogien oder Kongruenzen in Formen oder Abläufen bezeichnet und die zweite bereits auf Gleichförmigkeiten menschlicher Handlungen abstellt und der sozialpsychologischen schon recht nahe kommt. Die hierzu angeführten Beispiele sind eng mit Gehorsam und Ordnung assoziiert: „That his grace myght see the conformyte of all his other subiectis“ (Robert Fabyan, 1494); „With suche

obedience and conformitie, to receiue this our ordinaunce“ (Order of Communion 2, 1548); „The Province .. was in so good conformity, as the civill Iustice .. had as currant passage as in any of the former years of Peace“ (Thomas Stafford, 1633). Ein augenfälliger Unterschied zur heutigen Verwendung ist, dass die auf Verhalten bezogenen Beispiele des OED durchgehend affirmativ sind; Konformität wird als Sollzustand dargestellt oder gelobt.

Es wäre nicht falsch, deshalb zu konstatieren, dass sich im Zuge der Gesellschaftsentwicklung eine konformistische Ethik in eine nonkonformistische verwandelte. Das entspräche dann etwa Durkheims Gegenüberstellung der „mechanischen Solidarität“ einfacher und der „organischen Solidarität“ differenzierter Gesellschaften. Die ersten werden durch eine maximale Ähnlichkeit ihrer Mitglieder und die vollkommene Übereinstimmung des individuellen Bewusstseins mit dem „Kollektivbewusstsein“ zusammengehalten; ein Zustand, in dem ihre „Individualität gleich Null“ sei (Durkheim 2012: 181f.). Die mit der Arbeitsteilung entstehende organische Solidarität setze dagegen nicht Ähnlichkeit, sondern Unterschiede zwischen den Individuen voraus. Das Attribut ‚organisch‘ ist von der Organismusmetapher abgeleitet; gemeint ist eine soziale Integration durch die Komplementarität interdependenter Funktionen (ebd.: 183).

Diese Lesart vermengt jedoch zwei unterschiedliche Vorstellungen von Konformität, was hier entscheidend ist: Konformität als Übereinstimmung des Verhaltens von Menschen *mit einem Normensystem* und Konformität als Übereinstimmung ihres Verhaltens *mit dem der jeweils anderen*. Ein hohes Maß an Konformität im Sinne der Integration in eine tradierte Ordnung impliziert keine allumfassende Gleichheit der Individuen, wie Durkheim annahm, sondern ein relativ begrenztes und fixes Repertoire sozialer Positionen und Rollen, die sich komplementär zueinander verhalten und damit Unterschiede nicht nur nicht ausschließen, sondern im Rahmen dieser positionalen Ordnung sogar hervorbringen (vgl. Müller & Michael 2012: 512f.).<sup>3</sup> So muss man sich unter der Konformität, die in den Zitaten des *Oxford English Dictionary* eingefordert wird, nicht einfach eine Verhaltensangleichung oder -gleichheit von Individuen untereinander vorstellen, sondern eine Entsprechung ihres Verhaltens mit einem bestimmten gesellschaftli-

---

<sup>3</sup>Man würde die mittelalterliche Gesellschaft nicht mehr als ‚einfache‘ oder ‚primitive‘ einstufen, aber gemessen am Grad der Arbeitsteilung, um den es bei Durkheim geht, müssten die Individuen in ihr einander weitaus ‚ähnlicher‘ sein als diejenigen in der spätkapitalistischen Moderne. Wenn man sich die sozialen Kontraste der Ständegesellschaft vergegenwärtigt, ist das durchaus kein zwingender Befund.

chen Ordnungsmodell, welches beträchtliche soziale Kontraste und Unterschiede integrierte.

Die vorwiegend agrarischen Gesellschaften des europäischen Mittelalters waren patrimonial strukturiert. Als Patrimonialismus bezeichnet Richard Sennett in Unterscheidung zum Patriarchat ein Gesellschaftssystem, in dem nicht nur Blutbande zählen, sondern auch Beziehungen zu Nichtverwandten nach dem Muster eines Familienverbandes modelliert sind (2008: 68ff.). Beiden gemeinsam ist, dass jeweils die Familie unter väterlicher Führung als allgemeines, transzendentes und alternativloses Strukturmodell des gesellschaftlichen Lebens fungiert. Als primäre Arbeitsstätte und Produktionseinheit der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Gesellschaft bildete sie das allen vertraute Interaktionssystem, nach dem die gemeinsame normative Vorstellung von einer funktionalen Sozialstruktur auf allen Ebenen modelliert war. Dass sie als Ordnungsmodell die biologischen Verwandtschaftsbeziehungen transzendierte, wird in der gängigen Praxis deutlich, dass Nachkommen als Jugendliche oder schon als Kinder das Haus verließen und in einer anderen Familie unterkamen, wo sie versorgt wurden, arbeiteten, lernten und analog zu eigenen Kindern des Hauses einen ähnlichen Status wie Hausangestellte oder Lehrlinge innehatten (Laslett 1988: 12f.; Briggs 1999: 129; Ariès 1978: 506f.). Ebenso konnte man ein reiches oder adliges Haus als Familie ansehen und das Dienstpersonal, das nicht selten gegenüber den Angehörigen im biologischen Sinn in der Überzahl war, damit einschließen (Laslett 1988: 18). Die Bedeutung dieses erweiterten Familienhaushalts als elementares gesellschaftliches Strukturprinzip noch im 17. Jahrhundert zeigt sich negativ in der damaligen Fremdheit sozialer Gebilde, die sich nicht in eine solche Form fügten.

Wo immer wirtschaftliche und technologische Bedingungen Arbeitseinheiten erforderten, die sich in Umfang und Zusammensetzung von familiären Arbeitseinheiten unterschieden, war mit einem Bruch zu rechnen. Daher galten auch die Mitglieder einer Schiffsbesatzung oder einer an der Errichtung eines Gebäudes arbeitenden Mannschaft ebenso als Ausnahme wie eine Belegschaft von 50 oder 60 erwachsenen Männern, die für die Arbeit in einer Grube oder Waffenmanufaktur notwendig war. Und tatsächlich waren das auch Ausnahmen, und zwar so sehr, dass das Baugewerbe bereits seit dem Mittelalter über eine eigene Organisationsform verfügte und Bergarbeiter überall als eigener Menschenschlag galten (ebd.: 22).

In diesem Rahmen ist es zu verstehen, wenn in Bezug auf die mittelalterliche Gesellschaft von sozialer Hierarchie die Rede ist. Diese war ein Aspekt eines normativen Strukturmodells, in dem jedem Individuum eine bestimmte Position zukam, die mit anderen entsprechenden Positionen interdependent war. In Form des Lebens im Familienverband war die Realität und Gestalt dieser Interdependenz für jeden Menschen direkt erfahrbar, und diese Erfahrung bildete die Grundlage für die Interpretation der Gesellschaft im Rahmen einer umfassenden, religiös legitimierten Kosmologie.

Die mittelalterliche Mentalität begriff die soziale Hierarchie als feststehend und legitim. [...] Die Gemeinschaft galt als ebenso stabile Einheit wie ein lebender Organismus. Niemand sollte deshalb wünschen, seine oder ihre Position zu wechseln, ebenso wenig wie ein Finger wünschen sollte, dem Körper als Auge zu dienen (um Augustinus' berühmtes Gleichnis zu verwenden). Jedes Glied in der „großen Kette des Seins“ (eine geläufige Phrase) war von Bedeutung (Baumeister 1987: 169).<sup>4</sup>

So hatten Autorität und Gehorsam als wesentliche Bindemittel der sozialen Organisation auch eine andere Bedeutung, als man vor dem Hintergrund der Vorstellungen meinen würde, die sich heute mit diesen Begriffen verbinden. Sie verwirklichten sich archetypisch in der Beziehung zu Vater und Mutter und verallgemeinerten sich bruchlos zu einem übergreifenden Beziehungsmuster, das in der Beziehung zu Vorgesetzten, zu lokalen Autoritäten der Kirche und am oberen Ende der Hierarchie zum König und zu Gott zum Tragen kam. Nach einer gängigen Auffassung leitete sich die allgemeine Gehorsamspflicht gegenüber sozial Höherstehenden aus dem fünften Gebot ab, Vater und Mutter zu ehren (vgl. Laslett 1988: 258f.; Thomas 1975: 334f.). Der Gehorsam gegenüber den Eltern sowie anderen Höhergestellten war in einen umfassenderen kosmologischen Deutungsrahmen und in Figurationen eingebettet, die ihre Autorität regulierten. Was diese Autoritätsbeziehungen von bloßen Machtdifferenzialen unterscheidet, wird vielleicht am deutlichsten, wenn man das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern mit demjenigen zwischen Versuchsleiter und -person im Milgram-Experiment vergleicht. Im

---

<sup>4</sup> „The medieval mentality believed the social hierarchy to be fixed and legitimate. [...] The community was considered to be as much a stable unity as any living organism is. No person should therefore desire to change his or her station, any more than a finger should wish to be the body's eye (to use Augustine's famous simile). Each link in the 'great chain of being' (a common phrase) was important.“ Übers. S. W.

ersten Fall steht dem Gehorsam des Untergebenen eine Fürsorgefunktion und -pflicht des Höhergestellten gegenüber, und die gegenseitigen Verpflichtungen sind nicht formal begründet, sondern manifestieren sich als Aspekte affektiv verinnerlichter und bedeutungsvoller Beziehungsarrangements. Höhergestellte wie Untergebene gehören gleichermaßen zu einer Familie oder einer sozialen Einheit, die nach dem Vorbild einer Familie modelliert ist und interpretiert wird. Im zweiten Fall stehen zwei fremde Individuen einander gegenüber, von denen eines in einem bestimmten Bereich des Handelns über mehr Macht verfügt, während außerhalb dieses Bereichs zunächst überhaupt keine Beziehung mehr die beiden verbände. Mit Sennett ist diese entfiguralisierte ‚nackte Macht‘ (vgl. Amiri 2008: 328, 340) erst diejenige Form von Autorität, die in der Moderne einen scharfen Bruch zwischen der väterlichen und später derjenigen fremder Höherstehender erzeugt, gegen die sich die Menschen in den Revolutionen der Neuzeit immer wieder auflehnten und die heute der Idee der Autorität generell einen schlechten Namen gibt (Sennett 2008: 71f.; vgl. Amiri 2008: 310ff.).<sup>5</sup>

Zugleich Ausdruck und Antrieb der Auflösung dieser figurationalen Ordnung ist nun die Reformation, was auf der Habitusebene vor allem in ihrem Antiritualismus anschaulich wird. Wie die Anthropologin Mary Douglas ausführt, geht eine „enge Gruppenbindung Hand in Hand mit einer vom Ritual dominierten Religion“, während dementsprechend Entfiguralisierung und Desintegration einen Niedergang des Ritualismus mit sich bringen (1974: 28). Unter einem Ritual ist hier eine gemeinschaftliche Form religiösen Ausdrucks zu verstehen (ebd.: 19) und unter Ritualismus ein „geschärfte[r] Sinn für symbolisches Handeln“, der sich im „Glauben an die Wirksamkeit institutioneller Zeichen“ und in der „Aufnahmefähigkeit für verdichtete Symbole“ ausdrückt (ebd.: 20). Symbole mit ritueller Bedeutung sind insofern ‚verdichtet‘, als in ihnen ein dicht geknüpftes Netz arbeitsteiliger und zugleich persönlicher Beziehungen in einem ebenso dicht geknüpften symbolischen Orientierungsschema gedeutet und stabilisiert wird (vgl. ebd.: 25). Den Beteiligten macht das Ritual die Grundzüge ihrer Kosmologie, ihrer Weltordnung dem unmittelbaren Erleben zugänglich. Ihre Beziehungen, die das Erleben transzendenter Bedeutungen im Ritual ermöglichen, erfahren dadurch umgekehrt eine Deutung und Stabilisierung. Aufgrund der Auflösung der

---

<sup>5</sup>Milgrams Argument, dass soziale Hierarchien ein kybernetisches Erfordernis sozialer Koordination seien (Milgram 1982: 152ff.), ist schlüssig, doch sie müssen sich nicht in Form solcher Autoritäts- und Beziehungsformen gestalten, wie er sie in seinem Experiment inszenierte.



traditionellen Gesellschaftsordnung und des damit verbundenen Habituswandels wurde die zuvor von vielen Menschen selbst erlebte „reale Wirksamkeit des Rituals [...] von den Reformatoren als Unmöglichkeit betrachtet“ (Douglas 1974: 71). Für sie verband sich mit der etablierten Symbolik kein besonderes Erleben, und deswegen erschien sie ihnen als Aberglaube oder Heuchelei. Zugleich machte sich die oben erwähnte Akzentuierung ‚nackter‘ Machtdifferentiale infolge ihrer Entfiguralisierung bemerkbar. „Die Reformation vereinfachte alles“, so der Historiker J.J. Scarisbrick (1994: 163).

Indem sie das Leben vereinfachte, konzentrierte die Reformation die Dinge. Insbesondere konzentrierte sie Loyalität, indem sie die Anzahl und Vielfalt dessen reduzierte, was heute ‚Foki der Autorität‘ genannt wird. Sie beendete die duale Loyalität zu Papst und Prinz. Sie beendete die Loyalität zu Kloster, Heiligenschrein und Bruderschaft. Sie leugnete jede Verantwortung der Lebenden für das Heil der Toten im Fegefeuer, und sprach die Lebenden von jeder Pflicht frei, für die Seelenruhe der Verstorbenen zu beten. Tatsächlich verbot sie solche Gebete sogar, verbot also einer zeitgenössischen Generation jeglichen Ausdruck religiöser Sorge für ihre Ahnen. In diesem Sinn zerschneidet sie die spirituellen Verbindungen zwischen den Lebenden und den Toten, zwischen dieser Welt und der nächsten. [...] Die Menschen waren schutzloser als je zuvor. Einfach weil kaum ein Einspruch gegen sie möglich war und es keine Alternative zu ihnen gab, waren die überlebenden Autoritätsfiguren so unmittelbar präsent wie nie zuvor (ebd.: 170, 172).

Insgesamt wurde die Welt „disziplinierter, hierarchischer, autoritärer“ (ebd.: 174), und das Individuum rückte ins Zentrum der Kosmologie. Das religiöse Leben der Protestanten verwirklichte sich weniger in Gemeinderitualen und -festlichkeiten und mehr in der individuellen Auseinandersetzung mit der Bibel sowie ständiger kritischer Selbstbeobachtung des Einzelnen.

Die Puritaner sahen sich in einem ständigen Kampf gegen eine sehr weit ausgelegte und allumfassende Sündhaftigkeit gefangen. Dieser Kampf wurde im Individuum ausgetragen, und die Tagebücher von Puritanern sind voll von Erörterungen der Versuche ihrer Autoren, die Trägheit und all die anderen Versuchungen zu überwinden, zu denen das Fleisch neigte (Sharpe 1987: 230).<sup>6</sup>

---

<sup>6</sup> „The Puritan saw him or herself as locked in a constant struggle against a very widely defined and all-embracing sinfulness. This struggle took place within the individual, and Puritan diaries are full of references to their writers’ attempts to overcome sloth and all those other temptations to which the flesh is prone.“ Übers. S. W.

Das mittelalterliche Christentum hatte demgegenüber in erster Linie eine „soziale Ethik“ geboten, ein „Prinzip, nach dem die Menschen zusammenleben konnten“ (Sharpe 1987: 233).<sup>7</sup> Mit dem Schwinden dieses Prinzips und der dazugehörigen Strukturen gewann der gesellschaftliche Zwang zum Selbstzwang (vgl. Elias 1997a: 323ff.) eine solche Dringlichkeit und Brisanz, dass er von den Zeitgenossen mit höchster Priorität ausgestattet und explizit artikuliert wurde.

Das Konzept der Konformität ist für die Beschreibung einer Gesellschaft, die diese Transformation noch vor sich hat, insofern relevant, als zweifellos ein dichtes Netz sozialer Kontrolle den Einzelnen auf ein positions- und erwartungsgemäßes Verhalten hindrängte; Anzeichen von individueller Extravaganz oder Eigenart wurden als Bedrohung der sozialen Ordnung wahrgenommen und stießen auf Ablehnung (Thomas 2010: 27f.). Doch der wesentliche Unterschied zu dem, was man heute als Konformität bezeichnet, besteht darin, dass man sich mit dieser Ordnung identifizierte, während noch keine Unterscheidung zwischen innerer Persönlichkeit und äußerer Anpassung gegeben war. Douglas spricht in diesem Sinn von einem ‚hohlen‘ und einem bedeutungsvollen Ritualismus, wobei der letztere mit einem ‚echten Konformismus‘ im Unterschied zu einem leeren einhergehe (1974: 14). Hier läge demnach ein ‚echter‘ Konformismus vor, bei dem ein Mensch sich einem sozialen Gefüge nicht nur angleicht, sondern von vornherein Teil davon ist, oder anders ausgedrückt, bei dem die sozialen Formen, in denen eine Gleichheit besteht, tatsächlich als gemeinsame Lebensformen empfunden werden, die noch nichts Äußerliches an sich haben.

Während für das heute vorherrschende Empfinden die Vorstellung, in einer kleinen Gemeinde fürs Leben an eine bestimmte Position und Gruppe gebunden zu sein, mit einem Gefühl bedrückender Enge behaftet ist, war für die damaligen Menschen im Gegenteil die Vorstellung eines Zerfalls dieser Ordnung beängstigend; umso mehr, da ihre weltlichen noch kaum von ihren geistlichen Aspekten unterschieden wurden und somit die heraufziehende Unordnung nicht nur eine politische, sondern eine kosmologische war (Briggs 1999: 112). Sharpe konstatiert für den Zeitraum vom 16. Jahrhundert bis zur Restauration um 1660 eine Grundstimmung der „cosmic Angst“ (1987: 351), die in ständigen Beschwörungen dieser Zeit zum Ausdruck kommt, die soziale Ordnung aufrechtzuerhalten (ebd.: 7).<sup>8</sup>

---

<sup>7</sup> „Above all, this late medieval Christianity seems to have provided a social ethic, a rationale by which people could live together.“ Übers. S. W.

<sup>8</sup> All dies, dass man sich mit einer sozialen Ordnung identifizierte, sie als natürlich und selbstverständlich empfand und ihre Erschütterung fürchtete, soll hier kein Urteil über Glück und Le-

Man kann zwei wesentliche Funktionen unterscheiden, die der Reformation im Prozess der sozialen Differenzierung zukamen. Sie war zum einen eine Basisbewegung, die von denen vorangetrieben wurde, die sich in der alten Ordnung nicht mehr heimisch fühlten und neuer Orientierungen bedurften, und in dieser Funktion eine desintegrierende Kraft. Zum anderen war sie ein politischer Prozess ständiger Reformierung der Staatskirche mit dem Zweck der Reintegration alter und neuer Sozialstrukturen und Habitusformen in eine einheitliche Religionspraxis und Kirchenorganisation. Das Auseinanderfallen von Staat, Kirche und Regierung im Zuge der Auflösung der mittelalterlichen Kosmologie<sup>9</sup> ließ letztere Bemühungen für manche als politischen Eingriff in einen Lebensbereich erscheinen, in dem der Staat keine legitime Autorität hatte – die Religion. Die Rebellion gegen diesen Eingriff, kennzeichnendes Merkmal der ‚Nonkonformisten‘ (Watts 1978: 3f., 260f.), ist ein frühes Beispiel für den erwähnten antiautoritären Impuls der Neuzeit, der darauf beruht, dass Macht und Autorität die Legitimationsgrundlage eines geteilten normativen Ordnungsmodells verlieren und dementsprechend immer mehr als illegitim empfunden werden. Sie rebellierten insofern schon nicht mehr gegen einen ‚echten Konformismus‘, sondern gegen Versuche expliziter politischer Normsetzung, die teilweise an der tradierten Ordnung orientiert waren, aber mit der Notwendigkeit solcher Versuche gleichzeitig zeigten, dass jene Ordnung prekär geworden war.

Als ‚Nonkonformisten‘ werden eine ganze Reihe von Gruppen bezeichnet, die sich voneinander mehr oder weniger stark unterschieden und sich gleichfalls im Lauf der Zeit in ihrer Zusammensetzung, Ausrichtung und gesellschaftlichen Bedeutung wandelten. Die bedeutendsten von ihnen gingen im 17. Jahrhundert aus den Reihen der Puritaner hervor, denen der Protestantismus bzw. die Reformation unter Elisabeth I. nicht weit genug gegangen war. Die Presbyterianer forderten eine weitergehende Bereinigung der Kirche von Ornamenten und später die Abschaffung des Episkopats zugunsten einer presbyterianischen Kirchenorganisation, in der die Kirche von Pfarrern und gewählten Ältesten geführt wird

---

benszufriedenheit der damaligen Menschen nahelegen. Menschen müssen mit ihrer Normalität nicht glücklich sein, um sich eng an ihr zu orientieren und Angst vor sozialem Chaos zu haben.

<sup>9</sup>Vom 16. Jahrhundert an kam der Staat den damals lebenden Menschen als Institution, die nicht mit der Gesellschaft in eins fiel, stärker zu Bewusstsein. „The changes at the centre of the 1530s, in which [Thomas] Cromwell played such a vital part, were followed by two decades which experienced a more general thrust towards stronger and more intimate government. [...] At the same time as these developments took place, contemporaries began to use the term ‚the state‘ in something like its modern sense“ (Sharpe 1987: 100).

(Bradley 1990: 1; ODCC 1997: Puritans, Presbyterianism). Die Kongregationalisten forderten Unabhängigkeit ihrer Gemeinden von jeder höheren kirchlichen Autorität (Watts 1978: 98f.). Die Sekten der Baptisten, Quäker, ‚Seekers‘ und ‚Ranters‘, von denen die baptistische die stärkste war und Affinitäten zu kontinentalen Anabaptisten (Wiedertäufern) und Lollarden aufwies (ebd.: 14),

vertraten die grundlegenden Standpunkte des extrem radikalen protestantischen Denkens: Entstaatlichung der Kirche, Beseitigung der Monarchie und der Aristokratie, Abschaffung des Zehnten, des geistlichen Standes sowie festgelegter religiöser Zeremonien, und sie glaubten an den ‚Geist‘ Christi und die Bibel und daran, dass alle Männer und Frauen Apostel Christi seien (Knafla 1988: 531).

Man sieht als gemeinsame Grundlinie die Auflehnung gegen die traditionelle Ordnung und die damit verbundenen Autoritäten zugunsten individualistischer und egalitärer Prinzipien, und man sieht zugleich den Stellenwert der Religion als symbolische Ebene der Spannungen und Konflikte, die sich mit der funktionalen Demokratisierung und Individualisierung verbanden.

Deutlicher Ausdruck dieses Prozesses der Entfiguralisierung und der Delegitimierung tradierter Sozialstrukturen ist auch die Aufklärungsbewegung in ihrem engen Zusammenhang mit der funktionalen Demokratisierung und der englischen, französischen und amerikanischen Revolution im 17. und 18. Jahrhundert. Das Politische säkularisierte sich, indem zunächst das Recht auf eine von der politischen Herrschaft unabhängige Religionsausübung reklamiert wurde. John Locke beispielsweise schrieb seine zwei *Traktate über die Regierung* in der Absicht, nachträglich die Glorreiche Revolution zu legitimieren, in der die Engländer den Katholiken Jakob II. abgesetzt und Wilhelm von Oranien zum König berufen hatten. Dies war insofern auch eine kosmologische Revolution, als sie jedermann vor Augen führte, dass ein König abgesetzt werden konnte, ohne dass die Welt ins Chaos fiel.<sup>10</sup> Der König war nun für Locke nicht mehr *direkt* von Gott legitimiert, sondern durch das Naturrecht aller Einzelnen auf Leben, Freiheit (‚liberty‘), Eigentum und Gewissensfreiheit. Dieses Naturrecht wiederum sah Locke als gottgegeben, aber die Legitimität politischer Herrschaft musste

---

<sup>10</sup>Zwar hatte England bereits von 1640 bis 1660 ohne König existiert, doch war dies von Bürgerkrieg begleitet und vielfach tatsächlich als kosmisches Chaos empfunden worden, so dass die anschließende Rückkehr zur Monarchie als Normalisierung allgemein begrüßt wurde (Sharpe 1987: 330ff.).

sich nun darauf stützen, dass sie diesen Rechten der ihr Unterworfenen diene (Bradley 1990: 142ff.; Sharpe 1987: 347f.).

Schon seit dem 16. Jahrhundert wurden sowohl Argumente für als auch gegen die politische Autorität religiös begründet, wobei letzteres wiederum vor allem die Nonkonformisten taten (Bradley 1990: 31; Sharpe 1987: 228). Im Geistesleben artikuliert sich ein analoger Übergang von religiöser zu säkularer Normativität in Verbindung mit neuen individualistischen Impulsen mit Descartes, der als früher Vertreter des wissenschaftlichen Rationalismus einen radikalen Zweifel als Voraussetzung erfolgreichen Erkenntnisstrebens postulierte und durch individuelle Reflexion zur Wahrheit vorzudringen suchte (Miller 2009: 637f.), dies aber noch mit einem Gottesbeweis verband. In beiden Fällen verlagert sich das Göttliche, bevor es ganz aus allgemeingültigen Legitimationen zurückgedrängt wird, zunächst ins Individuum. Mit dem Voranschreiten der Aufklärung säkularisieren sich die Modelle der Welterklärung insgesamt. Cassirer zeichnet diese Bewegung wie folgt nach.

Für die großen metaphysischen Systeme des siebzehnten Jahrhunderts, für Descartes und Malebranche, für Spinoza und Leibniz ist die Vernunft die Region der „ewigen Wahrheiten“ – jener Wahrheiten, die dem menschlichen und dem göttlichen Geist gemeinsam sind. Was wir kraft der Vernunft erkennen und erschauen, das schauen wir daher unmittelbar „in Gott“: jeder Akt der Vernunft versichert uns der Teilhabe am göttlichen Wesen, schließt uns den Bereich des Intelligiblen, des schlechthin-Übersinnlichen auf. Das achtzehnte Jahrhundert nimmt die Vernunft in einem anderen, und in einem bescheideneren Sinne. Sie ist ihm nicht mehr ein Inbegriff „eingeborener Ideen“, die vor aller Erfahrung gegeben sind, und in denen sich uns die absolute Wesenheit der Dinge erschließt. Die Vernunft ist weit weniger ein solcher *Besitz*<sup>11</sup>, als sie eine bestimmte Form des *Erwerbs* ist. Sie ist nicht das Ärar, nicht die Schatzkammer des Geistes, in der die Wahrheit, gleich einer geprägten Münze, wohlverwahrt liegt; sie ist vielmehr die geistige Grund- und Urkraft, die zur Entdeckung der Wahrheit und zu ihrer Bestimmung und Sicherung hinführt.

[...] Und ihre wichtigste Funktion besteht in ihrer Kraft zu binden und zu lösen. Sie löst alles bloß-Faktische, alles einfach-Gegebene, alles auf das Zeugnis der Offenbarung, der Tradition, der Autorität Gegläubte auf; sie ruht nicht, bis sie es in seine einfachen Bestandteile und bis in die letzten *Motive*

---

<sup>11</sup>Die hier kursivierten Stellen stehen im Original in Sperrschrift.

des Glaubens und Für-Wahr-Haltens zerlegt hat. Aber nach dieser Arbeit der Auflösung setzt die Arbeit des Aufbaus von neuem ein. Die Vernunft kann bei den „*dissecta membra*“ nicht stehen bleiben; sie muss ein neues Gefüge, ein wahrhaftes Ganzes aus ihnen hervorgehen lassen. Aber indem sie nun selbst dieses Ganze *schafft*, indem sie, nach einer Regel, die sie selbst bestimmt, die Teile sich zum Ganzen fügen lässt, wird ihr damit die Struktur des Gebildes, das auf diese Weise entsteht, auch erst völlig durchsichtig. Sie versteht diese Struktur, weil sie sie, in der Totalität und in der geordneten Folge der Einzelmomente, konstruktiv nachzubilden vermag. Diese zweifache geistige *Bewegung* ist es, wodurch sich der Begriff der Vernunft erst vollständig bezeichnen lässt: als Begriff nicht von einem Sein, sondern von einem *Tun* (Cassirer 1973: 15f.).

Die Legitimierung politischer Herrschaft verschiebt sich in dieselbe Richtung wie die Begründung des Geltungsanspruchs von Aussagen über die Beschaffenheit der Welt, nämlich in Richtung einer immer umfassenderen Skepsis gegen Überlieferung und tradierte Wahrheiten, an deren Stelle ein Anspruch tritt, sowohl Seins- als auch Sollensaussagen jederzeit in intersubjektiv nachprüfbarer Weise *begründen* zu können. Der Wissenschaftstheoretiker Jürgen Mittelstraß bezeichnet dieses Prinzip der Aufklärung als „vernünftige Selbständigkeit [...], in der sich das Denken weder auf fremde noch auf eigene Autorität beruft“ und „als Ergebnisse nur solche Sätze bezeichnet werden dürfen, die von allen Beteiligten nach wiederholter Prüfung übernommen werden können“ (1970: 2). Dabei heißt Prüfung, auf die Gründe für einen Satz zurückzugehen, die „ihrerseits einer uneingeschränkten Prüfung offenstehen“ müssen (ebd.: 16).

Dies ist allerdings immer nur bis zu dem Punkt möglich, an dem Gegebenheiten als evident erlebt werden, an dem also Aussagen auf etwas zurückgeführt werden, das man übereinstimmend als gegebene Tatsachen ansieht, die selbst nicht mehr begründet werden können oder müssen. Und sofern für einen mittelalterlichen Menschen die Existenz magischer und göttlicher Kräfte durchaus evident erschien, besteht das Neue nicht einfach darin, dass man sich an Evidenz orientiert, sondern in einer Verschiebung dessen, was als evident erlebt wird. Sennett fasst diese Verschiebung als Übergang von einem Transzendenz- zu einem Immanenzprinzip in der Wahrnehmung und Deutung der Welt. Nach dem ersten leitet sich die Bedeutung der Dinge von ihrer Position in der umfassenden Natur- oder Weltordnung her; nach dem letzteren sind sie aus sich selbst heraus bedeutungsvoll, so dass die Bedeutung auch ihrer direkten Anschauung zu

entnehmen ist. Letzteres ist offensichtlich die dem Individualismus entsprechende und angemessenere Erkenntnisform. Im 19. Jahrhundert, so Sennett, wurde das Immanenzprinzip „bestimmend“ (2004: 296).

Wie Nisbett (2003) eindrucksvoll zeigt, war es das in der westlichen Welt schon einmal gewesen, und zwar im antiken Griechenland. Nisbett kontrastiert die dort vorherrschende Lebenspraxis und Philosophie mit derjenigen des taoistisch, konfuzianisch und später buddhistisch geprägten China, woraus sich immer wieder ein charakteristischer Gegensatz ergibt, den man als Atomismus versus Holismus, Analyse versus Synthese oder Individualismus versus Kollektivismus beschreiben kann.<sup>12</sup> So maßen die Griechen der Akteursqualität („agency“) von Individuen eine große Bedeutung bei, während bei den Chinesen die kollektive Harmonie als Wert und Leitprinzip des Sozialen betont wurde. Das äußerte sich etwa im Freizeitverhalten – erstere erfreuten sich in Sportveranstaltungen und lebhaften Debatten am Wettbewerb; letztere sahen Selbstkontrolle um der Harmonie willen als Tugend an und zeigten bei Meinungsverschiedenheiten eine grundsätzliche Bereitschaft, die Berechtigung der Gegenposition anzuerkennen (ebd.: 2ff.), was dem Glauben an eine fundamentale Widersprüchlichkeit und Uneindeutigkeit der Realität entsprach (ebd.: 12f.). Das Immanenzprinzip im Sinne des Bestrebens, die Dinge aus sich selbst heraus zu verstehen, in Verbindung mit der von Cassirer oben skizzierten Denkfigur der Aufklärung, zeigt sich pointiert in der Aristotelischen Vorgehensweise, Gegenstände in Attribute und Eigenschaften zu zerlegen, um dann anhand der so kategorisierten Regelmäßigkeiten zu allgemeinen Aussagen vorzudringen (ebd.: 9f.). Der Verstand nimmt zunächst keinerlei Zusammenhänge zwischen den Dingen an oder wahr, sondern er zerlegt und stellt sie dann selbst her. Dieser Denkstil wird nicht nur auf Dinge, sondern auch auf Menschen angewendet:

Die meisten Griechen betrachteten Materie als partikular und getrennt – in eigenständige Objekte geformt –, genau wie Menschen als voneinander getrennt und als unterschiedene Ganzheiten gesehen wurden (ebd.: 10).<sup>13</sup>

---

<sup>12</sup>Einen Überblick der kulturvergleichenden Forschung zur Dimension Individualismus-Kollektivismus bietet Kim 1999.

<sup>13</sup>„Most Greeks regarded matter as particulate and separate – formed into discrete objects – just as humans were seen as separate from one another and construed as distinct wholes.“ Übers. S. W.

Die Chinesen dagegen sahen in der Welt „eher eine Masse von Substanzen als eine Sammlung getrennter Objekte“ (Nisbett 2003: 18), und alles war durch das Prinzip der „Resonanz“ verbunden:

Wenn man auf einem Instrument eine Saite anschlägt, erzeugt man Resonanz in einer anderen. Mensch, Himmel und Erde erzeugen gegenseitig Resonanzen. Wenn der Kaiser einen Fehler macht, gerät das Universum aus dem Gleichgewicht (ebd.: 17).<sup>14</sup>

Was an die ‚cosmic Angst‘ erinnert, von denen die Engländer des 17. Jahrhunderts in der Konfrontation mit Revolution, Bürgerkrieg und vorübergehendem Sturz der Monarchie erfasst wurden.

Nisbett schlägt eine Reihe unterschiedlicher ökologisch-sozialer Lebensbedingungen der Griechen und der Chinesen zur Erklärung dieser Unterschiede in den Denkweisen vor. So war China bereits 2000 Jahre, bevor die Griechen anfangen, Landwirtschaft zu betreiben, eine agrarische Gesellschaft, was eine gewisse horizontale Kooperation und vertikale Kontrolle erforderte und die ‚Harmonie‘-Orientierung sowie einen auf Beziehungen und Interdependenz fokussierten Blick auf die Welt funktional machte. Die griechische Geographie mit ihren Bergen, Inseln und Küsten brachte dagegen Jagd, Viehzucht, Fischerei, Handel und Piraterie als maßgebliche Kulturtechniken zur Sicherung des Lebensunterhalts hervor, die – abgesehen vom Handel – vergleichsweise wenig soziale Koordination erforderten. Als die Landwirtschaft hier Einzug erhielt, wurde sie schon bald gewerblich betrieben (ebd.: 34f.).

Handel und Gewerbe implizieren eine wesentlich andere Art der Interdependenz als das sesshafte, agrarische Gemeinde- und Familienleben. In letzterem sind die Beziehungen, von denen das einzelne Menschenleben geprägt und kontextualisiert ist, weitgehend permanent; je weiträumiger indessen Handel getrieben wird, desto mehr Menschen sind in überlokale und unpersönliche Interdependenzen eingebunden und kommen regelmäßig mit Fremden in Kontakt. So sieht Nisbett eine weitere mögliche Ursache für den Individualismus im antiken Griechenland in dessen Lage und Funktion als Drehscheibe der Welt.

[Die Griechen] begegneten ständig neuen und wundersamen Menschen, Sitten und Überzeugungen. Jeder Grieche, der nahe einer der Küsten lebte

---

<sup>14</sup> „If you pluck a string on an instrument, you produce a resonance in another string. Man, heaven, and earth create resonances in each other. If the emperor does something wrong, it throws the universe out of kilter.“ Übers. S. W.



(und das muss die große Mehrheit gewesen sein), war es gewohnt, Menschen anderer Ethnizitäten, Religionen und Poleis zu begegnen. Athen muss Ähnlichkeit mit der Bar in *Krieg der Sterne* gehabt haben.

Eine offensichtliche Folge der verschiedenen Praktiken und Glaubensüberzeugungen, von denen die Griechen umgeben waren, wäre demzufolge die Notwendigkeit, mit Widersprüchen umzugehen. Sie müssen ständig mit Situationen konfrontiert gewesen sein, in denen eine Person behauptete, dass A der Fall sei, während eine andere dagegen hielt, dass nicht-A der Fall sei. Widersprüche aufgrund der Meinungen von Außenseitern ebenso wie der frei artikulierten Widerspruch zwischen den Zugehörigen in der Volksversammlung und auf dem Marktplatz mag die Entwicklung von kognitiven Verfahren erzwungen haben, einschließlich formaler Logik, um die Dissonanz zu bewältigen (Nisbett 2003: 31).<sup>15</sup>

Die Analogie zur frühen Neuzeit Europas, die auch Nisbett herstellt (ebd.: 39f.), setzt sich darin fort, dass hier etwa dem 16. Jahrhundert die Städte heranzuwachsen begannen und als Schnittstellen des gesellschaftlichen Lebens und Handels an Bedeutung gewannen; in England allen voran London (Wrightson 2000: 164ff.), wo auch die Reformation als Basisbewegung als erstes Fuß fasste und die lebhafteste Nonkonformisten-Szene hervorbrachte (Haigh 1992: 8; Scarisbrick 1994: 6; Bradley 1990: 198). Scarisbrick sieht einen Grund für die größere Empfänglichkeit für den Protestantismus in den Städten darin, dass ihre relative Unordnung, in der von den alten, patrimonialen Strukturen am wenigsten übrig war, den puritanischen Glauben an Disziplin und Selbstkontrolle am ehesten als probate Antwort erscheinen ließ (1994: 175).

Ganz in diesem Sinn definiert Sennett die Stadt als „Siedlungsform, die die Begegnung einander fremder Menschen wahrscheinlich macht“ (2004: 61), was mit dem weiter voranschreitenden Bevölkerungswachstum der Neuzeit, der zunehmenden sozialen Verflechtung und dem Wandel von einer agrarischen Subsistenz-

---

<sup>15</sup> „[The Greeks] were constantly encountering novel and perplexing people, customs, and beliefs. For any Greek living near the coasts (and that would have been the great majority), encountering people representing other ethnicities, religions, and polities would have been common. Athens itself would have been rather like the bar in *Star Wars*.

An obvious consequence of the different practices and beliefs swirling around the Greeks would have been the necessity of dealing with contradiction. They would have been constantly confronting situations where one person was asserting that A was the case and another was contending that not-A was the case. Contradiction coming from the opinions of outsiders, as well as freely expressed contradiction among insiders' views in the assembly and the marketplace, might have forced the development of cognitive procedures, including formal logic, to deal with the dissonance.“ Übers. S. W.

zu einer marktformigen Industriegesellschaft entsprechend immer mehr zum bestimmenden, dominanten Typ der Sozialität und Begegnung wurde. Dies stellte die Menschen vor das bis dahin unbekannte „Publikumsproblem“, nämlich die Frage, wie man sich Fremden gegenüber glaubwürdig macht und umgekehrt ihre Glaubwürdigkeit einschätzen kann (Sennett 2004: 60). Im 18. Jahrhundert, zur Blütezeit dessen, was Sennett als öffentliches Leben beschreibt, lösten Menschen in Paris und London dieses Problem mit der Entwicklung gemeinsamer „Glaubhaftigkeitskodes“, deren man sich bei zufälligen Begegnungen auf der Straße ebenso bediente wie auf einer Theaterbühne. Die Gesamtheit dieser Glaubhaftigkeitskodes als System bezeichnet Sennett als „öffentliche Geographie“ (ebd.: 60ff.). Die Gestalt, die diese annahm, ist für das heutige Empfinden zutiefst kontraintuitiv:

Im Paris der Mitte des 18. Jahrhunderts z. B. galt der Körper als neutraler Träger für Straßenkleidung wie für Bühnenkostüm, als unbeseelte Kleiderpuppe, die mit Perücke, aufwendigen Hüten und anderem Zierat ausgestattet werden musste. Der Körper weckte Interesse – und der sich kleidende Charakter Glauben – insofern, als er ein Gegenstand war, den es zu schmücken galt (ebd.: 62).

Dies geschah in Orientierung an gesetzlichen Kleiderordnungen, die Beruf und soziale Stellung des Trägers markierten; dies aber nicht nur aus Gesetzestreue. Vielmehr wurde die Kleiderordnung allgemein begrüßt, weil sie eine Orientierung bot, die es ermöglichte, sich unter Rückgriff auf vordefinierte und komplementäre Rollen zum Gegenüber in eine definitive Beziehung zu setzen. Mit der standesgemäßen Kleidung hoffte man, „Ordnung in das ‚Fremdengemisch‘ auf der Straße zu bringen“ (ebd.: 95). Dabei kam es nicht in erster Linie darauf an, dass die Kleidung tatsächlich dem Status des Trägers genau entsprach – was auch gar nicht möglich war, weil immer mehr neue Berufe entstanden, die sich nicht eindeutig in eine bestehende Statusordnung einfügen ließen.

Wenn die überkommene Mode von jemandem aufgegriffen wurde, der in einem anderen, aber gleichrangigen Gewerbe oder Beruf arbeitete, so wendete er nicht viele Gedanken daran, sie so abzuwandeln, dass sie zu seinem eigenen Beruf passte oder diesem Beruf symbolischen Ausdruck verlieh. Das wäre eigenbrötlerisch gewesen, denn diese Kleidung hätte denen, die ihren Träger nicht kannten, auf der Straße nichts bedeutet, und noch weniger hätten sie verstanden, warum er eine vertraute Form verändert hatte. Ob die Leute das waren, was die Kleider aus ihnen machten, war nicht so wichtig

wie der Wunsch, etwas Erkennbares zu tragen, um auf der Straße jemand zu sein (Sennett 2004: 96).

Dies mutet heute gezwungen und beengend an; wenn alles Kostümierung, Inszenierung und Konvention war, wo blieb dann der Ausdruck, die Verwirklichung der individuellen Persönlichkeit? Sennett vertritt die These, dass gerade der spielerische Rückgriff auf die Konvention und die Trennung der öffentlichen Identität von der individuellen Person eine Freiheit des Empfindens und der Expressivität ermöglichte, die wieder verschwand, als Menschen dazu übergingen, tendenziell jede Regung und Äußerung als Ausdruck der Individualität zu deuten (ebd.: 103, 195).

Diese Neigung kam im 19. Jahrhundert zum Durchbruch. Sennett begreift dies auf der einen Seite im Zusammenhang mit dem Industriekapitalismus und dem Siegeszug der Warenhäuser und auf der anderen mit dem säkularen Glauben an die Persönlichkeit, der jener Mystifizierung der Waren erst den fruchtbaren Boden bereitete (ebd.: 200), die nämlich darin bestand, dass man sie mit menschlichen Charaktereigenschaften assoziierte (ebd.: 192). Die erwähnte öffentliche Geographie kennzeichnete eine Übergangszeit und bediente sich einer Zeichensprache, die noch auf die Ständeordnung Bezug nahm, welche weiter in Auflösung begriffen war, während Verflechtung und Bevölkerungswachstum voranschritten. Indem äußere, geteilte Ordnungskriterien immer weniger vorhanden waren, wurde die Vorstellung der Persönlichkeit zur maßgeblichen Kategorie der Deutung des öffentlichen Geschehens. Dies mündet in dem Wahrnehmungsmodus, der im fünften und sechsten Kapitel herausgearbeitet wurde: Man ist gezwungen, Sinn und Bedeutung in szeneninternen Informationen zu suchen, weil die sozialen Kontexte, die das Verhalten von Akteuren in einer Szene bedingen, für Beobachter in einer hoch differenzierten Gesellschaft zunächst unbekannt sind und sich der unmittelbaren Wahrnehmung nicht darbieten.

Diese Verschiebung der Aufmerksamkeitsausrichtung bedeutete für den einzelnen Menschen, der ja im Umgang mit anderen nie nur Beobachter, sondern immer auch Beobachteter ist, dass die Selbstpräsentation die Form und Bedeutung annimmt, in der sie später Goffman (2010) so minutiös analysierte (vgl. Sennett 2004: 56f.). Der maßgebliche Unterschied zwischen Sennetts und Goffmans ‚Menschen als Schauspieler‘ besteht jedoch darin, dass der mit Sennett oben beschriebene ohne den Anspruch, damit seine individuelle Identität zum Ausdruck zu bringen, auf konventionelle Rollenmuster zurückgriff, die er zu Hau-

se ablegte, während Goffmans Analyse im Kontext gesellschaftlicher Verhältnisse steht, in denen individuelles Verhalten als Ausdruck von Persönlichkeit gesehen wird und der ‚Schauspieler‘ gezwungen ist, sich selbst zu spielen, um seine Position zu behaupten und seine soziale Identität zu definieren. Natürlich greift auch er bei der Selbstdarstellung auf Konventionen zurück, aber dieser Umstand wird eher als notwendiges Übel empfunden, während eine gelungene Darstellung sich dadurch auszeichnet, dass er gerade nicht zu Bewusstsein kommt, sondern sie als authentischer Ausdruck der individuellen Persönlichkeit erscheint.

So wird die viktorianische „Furcht vor der unwillkürlichen Charakteroffenbarung“ als Komplementärererscheinung der möglichst genauen Beobachtung der Äußerungen anderer Menschen erkennbar, die nach dem Wegfall sowohl der festen und transparenten Strukturen des Mittelalters als auch der öffentlichen Geographie tendenziell das einzige sind, worauf man sich stützen konnte, um das Gegenüber einzuschätzen und sich zu ihm in Beziehung zu setzen (vgl. Sennett 2004: 207). Sie mündet in den heute gewohnten Zustand, dass man auf Kommunikation mit Fremden an öffentlichen Orten weitgehend verzichtet (ebd.: 46, 265ff.).

Die beschriebene Entwicklungssequenz soll hier nicht als notwendige, natürliche oder universelle ausgegeben werden. Sennetts Beobachtungen des großstädtischen Lebens in jener Übergangszeit beschreiben offensichtlich nur einen kleinen Ausschnitt der damaligen Gesellschaften, und eine von eher losen Gruppenbindungen geprägte Gesellschaft kann nicht nur durch Industrialisierung, Bevölkerungswachstum und Verstaatlichung entstehen – Mary Douglas erwähnt verschiedene ‚primitive‘ Kulturen, die sie als ebenso säkular und antiritualistisch einschätzt wie die Londoner des 20. Jahrhunderts. Der Hinweis auf das Sennettsche Publikumsproblem und seine vorübergehende Lösung in London und Paris dient hier vor allem der Veranschaulichung des Umstands, dass die für uns alltägliche Notwendigkeit, mit Fremden umzugehen, keine gesellschaftliche Selbstverständlichkeit ist und immer auf die eine oder andere Art die Frage aufwirft, auf welche intersubjektiv geteilten oder zumindest verständlichen Normensysteme Menschen zurückgreifen können, um miteinander zu interagieren und zu kommunizieren.

In der modernen, pluralistischen Gesellschaft existieren nun zahlreiche verschiedene Normensysteme, die sich in verschiedenen Gruppen, Milieus, Subkulturen usw. gebildet haben, und gleichzeitig allgemeine zivilisatorische Standards, die im Wesentlichen für alle Gesellschaftsmitglieder gelten, aber gerade deshalb zu bedeutungsarm sind, um eine Interaktion hinreichend zu informieren. Hier wird

Autonomie problematisch, weil sowohl für Handelnde als auch für Beobachter die Kontexte und Bedeutungen des Handelns tendenziell diffus werden. Im folgenden Abschnitt wird dieser Zusammenhang zwischen Autonomie und diffuser Polynormativität der gesellschaftlichen Verhältnisse näher erläutert, um im Anschluss das Phänomen der Konformität als Verhalten und Wahrnehmungsschema in diesen psychosozialen Kontext einzuordnen. Die naheliegende Lesart, Konformität bezeichne ein Verhalten, das auf die diffuse Normativität mit einer pauschalen Bereitschaft reagiert, sich in Ermangelung fixer und klarer Verhaltensnormen ad hoc an situativ zutage tretende Verhaltensnormen anzupassen, erweist sich dabei als allzu grobe Vereinfachung, die selbst aus der erschwerten Lesbarkeit sozialer Interaktionen für Beobachter entspringt.

## 7.2 Diffuse Polynormativität

Autonomie besteht in der Übereinstimmung zwischen in eigenen Präferenzen wurzelnder Intentionen und Handeln. Für die Möglichkeit autonomen Handelns gilt daher die Voraussetzung, dass eine solche Intention erst einmal vorhanden und hinreichend klar sein muss, und für die Möglichkeit der Attribution von Autonomie analog, dass sie für den betreffenden Beobachter erkennbar sein muss. Nötig sind dazu Informationen über die Situation und innere Verfassung des Handelnden sowie darüber, welche Wirkungen ein bestimmtes Handeln in demjenigen Ausschnitt der Welt wahrscheinlich erzielen wird, in den hinein der Betreffende handelt, oder genauer gesagt darüber, welche Wirkungen der Handelnde selbst zu erzielen erwartet. Dabei ist Einblick in diese Erwartungen für Beobachter nur möglich, wenn sie gleichfalls Einblick in diesen Ausschnitt der Welt haben und ähnliche Erwartungen an ihn stellen. Diese Informationen haben in der Regel und zum Großteil den Charakter intuitiver Annahmen über Menschen und die Welt.

Attributionen von Autonomie setzen somit einige Gemeinsamkeiten im Realitätsbezug von Handelnden und Beobachtern voraus. Einem Beobachter kann nur verständlich erscheinen, dass ein Handelnder  $x$  will, wenn er sich annähernd vorstellen kann, selbst in dessen Situation zu sein und aus ihr heraus  $x$  zu wollen. Bereits diese Vorstellung ist ein Rückgriff auf ein gemeinsames normatives Bezugssystem, nach dessen Maßgabe es unter den Bedingungen  $a$ ,  $b$  und  $c$  für Menschen mehr oder weniger schlüssig ist,  $x$  zu wollen. Das normative Bezugssystem ist in diesem Sinn ein System von Verhaltenstendenzen und korrespondie-

renden Annahmen über Menschen, die definieren, was diese im Allgemeinen und in bestimmten Situationen normalerweise wollen und deshalb als Menschen auch wollen sollten.

Die Annahmen darüber, was ein Mensch unter den Bedingungen *a*, *b* und *c* wollen sollte, variieren mit den unterschiedlichen normativen Bezugssystemen verschiedener Kulturen und Gruppen. In einer traditionellen Kultur, deren Mitglieder durch ‚verdichtete Symbole‘ in einer umfassenden kosmischen Ordnung positioniert sind, deren Elemente ‚Resonanz‘ in den jeweils anderen auslösen können, ist das Repertoire möglicher sinnvoller Handlungen notwendig enger und spezifischer umgrenzt als in einer pluralistischen, polynormativen Gesellschaft. Gleichzeitig sind die strenger und spezifischer normierten Handlungen in der ersteren für die damit vertrauten Gesellschaftsmitglieder eher von einer definitiven Bedeutung als die vielfältigeren und gerade deshalb in ihrer Bedeutung vergleichsweise diffusen Handlungsmöglichkeiten in der letzteren.

Unter Rückgriff auf Arbeiten des Soziologen Basil Bernstein nimmt Mary Douglas eine Unterscheidung zwischen ‚restringierten‘ und ‚elaborierten Sprachcodes‘ vor, mit der sich dies und der Ausdruck ‚verdichtete Symbole‘ verdeutlichen lässt, der uns oben im Zusammenhang mit dem Ritualismus begegnet ist. Mit dem elaborierten Code können Sprecher „innerhalb eines weiten, auf Flexibilität hin angelegten Bereichs syntaktischer Alternativen eine Auswahl treffen“, mit dem restringierten ist der „zur Verfügung stehende Bereich syntaktischer Alternativen wesentlich enger und wesentlich starrer organisiert“.

Der restringierte Code ist aufs engste mit der ihm zugehörigen Sozialstruktur verflochten, jede Äußerung in ihm erfüllt einen doppelten Zweck: Einmal dient sie – wie sich von selbst versteht – dazu, gewisse Informationen zu übermitteln, daneben aber ist sie in jedem Falle auch ein Ausdruck, eine Ausschmückung und eine Verstärkung der Sozialstruktur. Diese zweite Funktion ist die eigentlich dominierende, während es sich beim elaborierten Code um eine Sprachform handelt, die sich im Laufe ihrer Entwicklung mehr und mehr von dieser Funktion befreit, so dass ihre Primärfunktion schließlich im Organisieren von Denkprozessen, im Unterscheiden und Kombinieren von Ideen besteht (Douglas 1974: 42).

Das seinerzeit neue wissenschaftliche Denken der Aufklärung, wie es oben mit Cassirer beschrieben wurde, stellt sich hiermit als Schub in der Entwicklung eines elaborierten Codes und Entdeckung von dessen Möglichkeiten dar – eine Sprache,

die dem Individuum einen relativ situations- und kontextunabhängigen Zugang zur Realität eröffnete und ebenso situations- und kontextunabhängig die Kommunikation mit anderen, die sie beherrschten, über große Distanzen hinweg erlaubte. Die Entbindung des Sprachcodes von spezifischen sozialen Kontexten ermöglicht indes nicht nur die beschriebene Bewegung der Zerlegung und Rekombination, sondern erzwingt sie zugleich, da überlieferte Bedeutungen von Aussagen und Wissenssätzen außerhalb ihrer originären Kontexte ihre Autorität und Evidenz verlieren. Mit dem elaborierten Code wird es möglich und innerhalb der damit assoziierten gelockerten Sozialstruktur auch nötig, normative Aussagen jederzeit und kontextunabhängig flexibel zu *begründen*, wobei die Schnittmenge dessen, was intersubjektiv als evident erlebt wird und deshalb als Letztbegründung taugt, schrumpft.

Den Unterschied zwischen beiden Codes kann man sich anhand eigener Erfahrung verdeutlichen, indem man sich Begriffe vor Augen hält, die innerhalb bestimmter Gruppen, zu denen man gehört, eine spezifischere Bedeutung haben als in der weiteren Gesellschaft.

Jede Gruppe, deren Angehörige sich hinreichend gut kennen – Cricketmannschaften, Wissenschaftlerteams, Angehörige einer kommunalen Selbstverwaltungskörperschaft –, pflegt einen restringierten Code zu entwickeln, der den Ablauf der Kommunikationsprozesse durch Präcodierung verdichteter Ausdrucksformen beschleunigt. Außerdem trägt der Code dazu bei, ein bestimmtes Wertsystem innerhalb der Gruppe durchzusetzen, und befähigt ihre Angehörigen, im Vollzug der Interaktion die Struktur und die Normen der Gruppe zu internalisieren. (Douglas 1974: 79).

Dies veranschaulicht noch einmal, was mit der ‚Dichte‘ von Symbolen gemeint ist. Dabei müssen in Gesellschaften, in denen die äußeren Grenzen der Gruppe zugleich die äußeren Grenzen der Kultur und des Kosmos sind, die betreffenden Symbole noch weitaus dichter sein als die Insider-Sprache einer Cricketmannschaft, die für deren Mitglieder nur eine partikuläre Gültigkeit hat. Die Symbole des elaborierten Codes sind indessen in hohem Maße flexibel und geeignet, individuelle und differenzierte Botschaften zu artikulieren, aber eben aufgrund ihrer Kontextunabhängigkeit, die dies ermöglicht, relativ bedeutungsarm hinsichtlich der Beziehung der Sprechenden zueinander, ihrer Identität, ihrer Position in der Gesellschaft und der Struktur der Gesellschaft selbst. Ihr Bedeutungsreichtum entfaltet sich erst in den elaborierten und differenzierten Konstruktionen, die In-

dividuen aus ihnen bilden können und auch müssen, um sich über sie zur Welt und zu anderen Menschen in eine definitive Beziehung zu setzen.

Nun ist Sprache nicht mit Gesellschaft gleichzusetzen. Sprache hat allerdings die Funktion, Menschen innerhalb einer bestimmten gesellschaftlichen Wirklichkeit Orientierung und Kommunikation zu ermöglichen, und ist insofern Ausdruck der Sozialstruktur, wie sie den zugehörigen Menschen erscheint. Sie ist kein vollständiger Ausdruck ihrer Erfahrung, aber sie markiert gerade die intersubjektiv explizite, artikulierte, ‚offizielle‘ Ebene gesellschaftlicher Wirklichkeit, auf die Menschen angewiesen sind, um sich zu anderen zu verhalten und in der Welt zu positionieren. Das Kontinuum zwischen einem elaborierten Code, der in hohem Maß an individuelle Kommunikationsbedürfnisse anpassbar, aber in seiner gesamtgesellschaftlich gegebenen Form relativ bedeutungs- und beziehungsarm ist, und vielfältigen restringierten Codes verschiedener Gruppen und Milieus, denen stärker die Funktion zukommt, Beziehungen und bedeutungsvolle geteilte Realitätsbezüge abzubilden, eignet sich deshalb durchaus als Ausdruck der Bedingungen des Handelns, nicht nur des Sprechens, in den jeweiligen gesellschaftlichen Sphären im Allgemeinen.

Die Diffusion handlungsleitender normativer Bezüge, die auf gesamtgesellschaftlicher Ebene dem elaborierten Code entspricht, lässt sich an Norbert Elias' Charakterisierung des Zivilisationsprozesses ablesen. Zu dessen Hauptkriterien gehören „Veränderungen des sozialen Habitus der Menschen in der Richtung auf ebenmäßigere, allseitigere und stabilere Selbstkontrollmuster“, die im Zuge der Verinnerlichung sozialer Fremdwänge zu Selbstzwängen entstehen (Elias 1998a: 448). Die größere Gleichmäßigkeit beider geht Hand in Hand – je gleichmäßiger Fremdwänge auf den Einzelnen wirken, umso gleichmäßiger werden sie auch verinnerlicht und umso weniger noch als Zwänge erlebt. In einer ständischen Gesellschaft ist es stark vom Status des jeweiligen Interaktionspartners abhängig, welche Art und welches Maß Selbstkontrolle vom Einzelnen verlangt wird; von einer Situation zur nächsten kann dies stark variieren. In Form dieser Differenzierung und Abstufung der Verhaltensstandards nach Schicht und Status ist für den Einzelnen zugleich die umfassende Sozialstruktur und seine interdependente Position darin jederzeit evident und erlebbar. Je mehr sich die Statusdifferenzen verringern, desto mehr muss tendenziell in allen sozialen Situationen, in denen man sich finden mag, dasselbe Muster und Maß an Selbstkontrolle in Kraft sein. In Tocquevilles ‚Zeitalter der Gleichheit‘ bildet sich dies darin ab, dass die Mit-



menschen, denen man begegnet, zunächst einmal einfach Individuen sind, von denen keines „die Zeichen einer unbestreitbaren Größe und Überlegenheit“ aufweist (Tocqueville 1962: 15f.), so dass man ihm gegenüber ein besonderes Verhalten an den Tag legen müsste. Darauf will Elias mit dem Attribut „Allseitigkeit“ hinaus; dieselben Verhaltensmuster sind tendenziell gegenüber allen möglichen Interaktionspartnern gefordert. Das Moment der Vergegenwärtigung einer normativen Ordnung von gesellschaftlich gegebenen Positionen und Rollen verschwindet aus der Begegnung von Individuen. ‚Um auf der Straße jemand zu sein‘ (Sennett), muss man sich nun als glaubhafte, respektable und interessante *Person* inszenieren und dabei weitestgehend ohne Rückgriffe auf so etwas wie ‚positionsgemäße‘ Verhaltensweisen oder Konventionen auskommen.

Allerdings begegnen sich die Individuen, aus deren Alltagsleben und -verhalten das Kriterium sozialer Schichtung, Struktur oder Ordnung weitgehend verschwunden ist, auch nicht als völlig Gleiche, sondern eben als Individuen, die sich mehr oder weniger stark voneinander unterscheiden, und das ist ihnen auch jederzeit bewusst. Nur verweisen diese Unterschiede nicht mehr systematisch auf ihre Begründung durch eine allen Gesellschaftsmitgliedern bekannte soziale Ordnung, sondern gehen auf individuelle Erfahrungen und Beziehungsarrangements zurück, die dem Interaktionspartner zunächst unbekannt sind, sowie auf unterschiedliche Begabungen und Temperamente, die es ebenfalls sind. Die verallgemeinerten Verhaltensstandards, von denen Elias spricht, ermöglichen auch in solchen Fällen eine sozial normierte Kommunikation und Interaktion – ihre Verallgemeinerung und Allgemeinheit ist gerade Funktion des sozialen Prozesses der funktionalen Demokratisierung und Individualisierung, in dessen Verlauf sie das immer mehr mussten. Doch diese soziale Normierung auf der Ebene universalisierter zivilisatorischer Verhaltensstandards ist analog zum elaborierten Sprachcode zu allgemein, um eine bedeutungsvolle Interaktion zu informieren und zu substantiieren. Soweit sie tendenziell von allen Gesellschaftsmitgliedern verinnerlicht und von der Funktion entbunden sind, die sozialen Positionen von Handelnden zu markieren, können sie in der Interaktion nicht mehr als bedeutungsvoll erscheinen. Sie sind nur das von allen möglichen Interaktionspartnern zu erwartende Minimum der Verhaltensnormierung. Soweit dem Verhalten der Menschen ein gemeinsames Bezugssystem zugrunde liegt, begegnen sie sich als Gleiche; wo sie sich als Individuen voneinander unterscheiden, als Fremde. Dies bedeutet Schwierigkeiten für die Zuschreibung von Autonomie, die auf der empathischen Rekonstruktion von

Intentionen beruht – der Status der Menschen als Gleiche ist zu unspezifisch, um aus ihm Intentionen abzuleiten, es sei denn triviale; und die inneren und äußeren Handlungsbedingungen von Fremden sind uneinsehbar.<sup>16</sup>

### 7.3 Entfremdete Beobachtung

Im Abschnitt 5.7 wurde ausgeführt, dass eine Szene interagierender Menschen bereits in sich als bedeutungsvoll wahrgenommen wird, aber je nach dem, welchen Erklärungsanspruch deutende Beobachter mitbringen, szenenexterne Informationen in die Deutung einbezogen werden können und ggf. müssen, um das beobachtete Verhalten zu verstehen und zu erklären. Je weniger die Szene in ihrer Bedeutung als ‚schlicht gegeben‘ erscheinen kann und je umfassender das Geschehen problematisiert werden muss, desto stärker tendieren die resultierenden Erklärungen zum Determinismus, weil nur noch mechanisch-kausale Erklärungen möglich sind, wo über Intentionen kein Wissen vorhanden oder kein Einverständnis herzustellen ist. Mechanische Kausalität wird universell als solche wahrgenommen, aber die Wirkungen, die menschliche Handlungen bei anderen Menschen hervorbringen, sind sinnvermittelt.<sup>17</sup> Wie jemand reagiert, hängt von seiner Wahrnehmung und Deutung der Handlung ab, und analoge Deutungsleistungen muss auch ein Beobachter vollbringen, um eine Reaktion auf eine Handlung als Wirkung einer Ursache, um also beide als kausalen Zusammenhang wahrzunehmen. Aufgrund dieses unvermeidlichen Elements der Interpretation bei der Wahrnehmung von Interaktionen lässt sich der Begriff von Ursache und Wirkung in der Sphäre menschlicher Handlungen nicht vollständig objektivieren. Die Behauptung einer Kausalität wird hier umso prekärer, je weniger geteilte normative Bezugssysteme

---

<sup>16</sup>Man mag in dieser Diagnose Durkheims ‚Anomie‘ wiedererkennen, aber die Ähnlichkeit erschöpft sich darin, dass es dort wie hier um eine relative ‚Regellosigkeit‘ geht, die in Zuge der Modernisierung und des Verlusts tradierter Sozialstrukturen entsteht. Durkheims Auffassung, Menschen seien von unersättlichen Bedürfnissen und Begierden getrieben, die durch gesellschaftliche Autorität gezügelt werden müssten (vgl. Durkheim 1983: 279ff.), hat mit der hier vertretenen Position wenig zu tun. Hier geht es um Normensysteme als notwendige Voraussetzung funktionaler und bedeutungsvoller Interaktionen, nicht um Reglementierung im Sinne von Zügelung und Beschränkung.

<sup>17</sup>Dabei kann man Sinn mit George Herbert Mead definieren als „Beziehung zwischen der Geste eines Individuums, einer Reaktion auf diese Geste durch ein zweites Individuum und der Vollendung der jeweiligen gesellschaftlichen Handlung, die durch die Geste des ersten Individuums eingeleitet wurde“ (Mead 1973: 121). Sinn ist also ein Bewusstsein von gesellschaftlich zu erwartenden Abfolgen von Handlungen und Reaktionen, das den Beteiligten bei der Handlungsanbahnung bereits präsent ist.

me intersubjektiv festlegen, was für Reaktionen *b* auf Handlung *a* folgen können oder sollten. Als kleinster gemeinsamer Nenner bei Versuchen der Verständigung auf Erklärungen von Geschehensabläufen bleibt eine Metaphorik in mechanischen Begriffen. Am Ende unterminiert der Erklärungsanspruch sich selbst, wenn nach und nach immer mehr intentionale Erklärungen von kausalen verdrängt werden, bis man schließlich bei einem vollendeten Determinismus anlangt.

Der Bedarf nach einer expliziten Problematisierung der in einer Szene manifestierten Handlungsbedingungen in Form selektiver Ausweitungen des Beobachtungsrahmens macht sich umso stärker geltend, je weniger das normative Bezugssystem, das dem beobachteten Handeln zugrunde liegt, normalerweise von den Beobachtern geteilt wird und als Bedeutungsgehalt der Szene schlicht gegeben erscheint. Die Beobachtungssituation, in der szenische Informationen erst durch gezielte Suchbewegungen mit weiteren Kontextinformationen ergänzt werden müssen, um ihre Bedeutung zu offenbaren, ist Ausdruck der diffusen Polynormativität einer hoch individualisierten, pluralistischen Gesellschaft.

In einer solchen entfremdeten Beobachtersituation findet sich nicht nur, wer Handlungen Fremder direkt bezeugt, sondern auch, wer sich eine Szene auf der Grundlage von Berichten nur vorstellt. Letzteres ist der Fall, wenn man die Szenen des nationalsozialistischen Genozids zu deuten versucht, die etwa Christopher Browning beschreibt. Wie jeder Teilnehmer an einer Kommunikation muss dieser überschaubare und bedeutungsvolle Szenen aus den ihm vorliegenden Informationen konstruieren, damit man ihn versteht; und auch schon, damit er selbst seinen Gegenstand überhaupt fixieren und benennen kann. Solche Szenen liefern einem Forscher, mit den Worten Aschs, das Was seiner Untersuchung. Wie sich in der Goldhagen-Browning-Kontroverse plakativ abbildet, werden die Vorstellungen, die man sich vom Genozid bildet, entweder eine Deutung nahelegen, in der – schematisch gesprochen – Menschen Grausames tun und sich dadurch als grausame Menschen ausweisen, oder eine, in der eigentlich nicht grausame Menschen Grausames tun, die sich dadurch als überwältigend beeinflussbar ausweisen.<sup>18</sup> Im ersten Fall ist ihr Handeln intentional und autonom, im zweiten eher kausal

---

<sup>18</sup>Besagte Kontroverse ist ein besonders interessantes Beispiel, weil den gegensätzlichen Interpretationen Brownings und Goldhagens dasselbe Quellenmaterial zugrunde liegt (vgl. Sandkühler & Schmuhl 1998: 5f.). Der Befund der Gegensätzlichkeit ist allerdings dahingehend zu relativieren, dass Browning zwar den sozialpsychologischen Ansatz stark macht, ein relativ hohes Maß an Eigeninitiative auf Seiten der Täter dabei aber nicht leugnet (vgl. Browning 1996: 250).

verursacht, d. h. durch ursprünglich bewegende Kräfte, die nicht in ihnen selbst liegen. Welche dieser zwei möglichen Primärdeutungen eine Erzählung evoziert, hängt davon ab, wie der Erzähler seine Szenen komponiert, wobei unendlich viele Varianten zunächst zulässig sind, weil ein szenisches Bild immer eine selektive Vereinfachung ist.

Die voranschreitenden Differenzierungen der Täter- und Konformitätsforschung, die im zweiten Abschnitt des zweiten Kapitels beschrieben wurden, sind Bemühungen, an der unmittelbar eindrücklichen Evidenz und Bedeutung der betreffenden Szenen zu rütteln und sie in der Vorstellung anders zu konstituieren, wodurch andere Erklärungsmuster als diejenigen, die sich zunächst aufdrängen, zugänglich werden. Zu diesen anderen Mustern gehören dann, wie erwähnt, Antisemitismus, Entsolidarisierung und moralische Verrohung, die Eingewöhnung in ein Klima der Gewalt, der Korpsgeist, die Delegation von Verantwortung und so weiter (Paul 2002: 63f.). Dies ist eine Reihe von Abstraktionen, die auf sozial und zeitlich weiter verzweigte Geschehenszusammenhänge verweisen, welche als Kontext der betreffenden Szenen zu deren Verständnis und Erklärung beitragen sollen. Zugleich muss jede dieser Abstraktionen für sich genommen ebenfalls immer wieder auf Vorstellungen szenischer Arrangements Bezug nehmen, um ihre Bedeutung und Plausibilität zu offenbaren. Dies müsste beispielsweise explizit geschehen, wenn die Gültigkeit eines dieser Erklärungsansätze bestritten werden soll. Je mehr Komplexität und Vielgestaltigkeit von Handlungsabläufen in Rechnung gestellt wird, desto weniger ist das resultierende Bild als ganzes erfassbar und desto weniger kann es deshalb unmittelbare Bedeutung und Evidenz entfalten. Unmittelbare Evidenz haben nur die szenischen Vorstellungen, weshalb das Nachdenken immer wieder auf sie rekurriert und rekurrieren muss, weil die ihnen innewohnende Bedeutung den Gegenstand des Nachdenkens markiert und definiert.<sup>19</sup>

Die Frage nach einer Persönlichkeitseigenschaft Autonomie ergibt sich in dieser Situation daraus, dass deren Fehlen eine Erklärung für die grausamen Handlungen böte, die *innerhalb* des Rahmens einer szenischen Vorstellung funktionieren würde und schlüssig wäre. Andernfalls entsteht immer wieder innerhalb der Szene das Problem, während die notwendig komplexeren Erklärungen für

---

<sup>19</sup>Vgl. Welzer 2005: 197: „Der Blick auf die Verbrechen hat etwas von einem Sog: Wenn man das Handeln der Akteure zu betrachten versucht, ist der Fluchtpunkt der Beobachterperspektive immer durch das Grauen definiert, das die Täter veranstaltet haben [...]“. Das ist unausweichlich, weil dieses Grauen den Forschungsgegenstand konstituiert.

den Verlauf außerhalb ihrer liegen. Die Tatsache, dass Erklärungsversuche die Aufmerksamkeit und das Nachdenken von der Szene fort führen, lässt diese bei einer Rückkehr zu ihr immer wieder unerklärlich und unerklärt wirken, wie in Abschnitt 2.2 beschrieben.

Ebenso begründet sich die geradezu zwingende Annahme, dass Autonomie auf ‚Selbstbewusstsein‘ beruhe. Wir nehmen ein Handeln als selbstbewusst wahr, wenn es stringent, ohne Anzeichen von Zögern, Zweifeln oder Ängstlichkeit ausgeführt wird. Solche Anzeichen bedeuten, dass die Person sich ihrer Sache nicht sicher ist. In einer unmittelbar evidenten Wahrnehmung eines autonomen Handelns erscheint die Intentionalität des Handelnden ungebrochen. Ganz in diesem Sinn argumentieren Moscovici & Faucheux (1972), dass Konsistenz im Auftreten die Chancen von Minderheiten und Individuen erhöhe, auf Mehrheiten Einfluss zu nehmen, weil hinter dem konsistenten Verhalten eine kohärente Wahl, eine klare Entscheidung und damit die Lösung eines Problems durch die Reduktion der Anzahl möglicher Reaktionen zu stecken scheint, welche in sozialen Abstimmungsprozessen immer nötig ist (ebd.: 158ff.). Konsistenz impliziert „confidence“ (ebd.: 178). Wenn wir den szenischen Eindruck ungebrochener Intentionalität zu einer vorgestellten auszeichnenden Persönlichkeitseigenschaft Autonomie verallgemeinern, ist das Ergebnis folgerichtig die Vorstellung einer selbstbewussten Person.

Die Alternative zwischen Grausamkeit und Konformität als Erklärungsansätzen, die in ihrer Pauschalität im Grunde vorwissenschaftlich ist, sich aber trotzdem nicht endgültig überwinden lässt, entsteht deshalb, weil der normative Bezugsrahmen des Handelns der Täter den Forschenden zunächst unbekannt ist und auch dann fremd bleibt, wenn sie versuchen, ihn sich durch eine Rekonstruktion der außeralltäglichen Handlungsbedingungen zu vergegenwärtigen, in denen die Taten begangen wurden. Auch nach der Aneignung von Wissen über diese Handlungsbedingungen fehlen vergleichbare eigene Erfahrungen, auf die man zurückgreifen könnte, um sich das betreffende Handeln plausibel zu machen. Eine Intention verstehen heißt, wie gesagt, sich vorzustellen, unter Bedingungen  $a$ ,  $b$  und  $c$   $x$  zu wollen, und ohne Zugang zum Erleben der Bedingungen  $a$ ,  $b$  und  $c$  fehlt die Empathie für das Wollen von  $x$ .<sup>20</sup>

---

<sup>20</sup>Mit Empathie ist hier kein wohlwollendes Mitfühlen gemeint, sondern die elementare menschliche Fähigkeit, sich innere Zustände anderer zu vergegenwärtigen, deren Ausübung immer impliziert ist, wenn wir menschliches Handeln in irgend einem Sinn zu verstehen beanspruchen.

Im folgenden Abschnitt wird auf allgemeiner Ebene das Verhältnis von Konformität und Autonomie diskutiert, wie es sich im Ergebnis der vorangehenden Diskussionen darstellt. Im Anschluss daran ist auf die Frage zurückzukommen, welchen Anteil spezifisch moderne oder auch allgemeine Mechanismen der Konformität am Potential ‚normaler Menschen‘ zur Grausamkeit haben mag und das Wissen um diese Mechanismen einen Beitrag zur Prävention kollektiver Gewalt leisten könnte.

## 7.4 Konformität und Integration

Konformität wird nicht dann wahrgenommen und problematisiert, wenn Menschen selbstverständlich ‚das Gleiche tun‘, also in einem bestimmten Deutungsrahmen parallele Orientierungen zugrunde legen, sondern wenn Beobachtern dies im betreffenden Kontext *nicht* selbstverständlich erscheint. Sie hat insofern paradoxerweise den Charakter abweichenden Verhaltens – und zwar für diejenigen, bei denen sich der Eindruck der Konformität eines Verhaltens herstellt, weil ihnen die zugrundeliegende Intention nicht einleuchtet und das Verhalten deshalb fremdbestimmt zu sein scheint. Dies geschieht unter den oben beschriebenen gesellschaftlichen Verhältnissen diffuser Polynormativität vermehrt, da tendenziell die Möglichkeiten schwinden, Intentionen anderer am Maßstab der eigenen Normalitätsannahmen sinnvoll zu deuten.

Ein Verhalten in Übereinstimmung mit Gruppennormen kann Ausdruck einer autonomen Lebenspraxis sein, wenn diese Normen den individuellen Präferenzen der Person entsprechen, kann sich aber auch einstellen, wenn sie das nicht tun und die Anpassungsleistung aufgrund sozialer Zwänge oder in dem Versuch vollbracht wird, damit bestimmte sekundäre Ziele zu erreichen. Diese beiden Möglichkeiten entsprechen grob der gängigen Unterscheidung zwischen ‚acceptance‘ und ‚compliance‘, an der sich auch die folgende Darstellung orientiert. Ihren Ausgangspunkt bildet das Integrationskonzept der Selbstbestimmungstheorie, welches sozusagen den Idealfall der Verinnerlichung von sozialen Normen (‚acceptance‘) beschreibt. Dies bietet sich an, weil man es in diesem Fall mit einem universellen Aspekt der sozialen Natur des Menschen zu tun hat, der zunächst keinen Anlass bietet, Konformität als Problem, Schwäche oder Devianz anzusehen. Im Anschluss können dann deviante oder destruktive Erscheinungsformen als Abweichungen von diesem Idealfall herausgearbeitet werden.

Die Selbstbestimmungstheorie versteht Menschen grundsätzlich als intrinsisch motiviert und die Entwicklung und Ausübung von Autonomie als integrativen Prozess, der direkt von dieser intrinsischen Motivation angetrieben wird. Ihr liegt das Postulat zugrunde,

dass Menschen aktive, wachstumsorientierte Organismen sind, die von Natur aus auf die Integration ihrer psychischen Elemente in einen einheitlichen Selbstsinn und die Integration ihrer selbst in umfassendere soziale Strukturen ausgerichtet sind. Mit anderen Worten behauptet die Selbstbestimmungstheorie, dass es zur adaptiven Konstitution des menschlichen Organismus gehört, interessanten Aktivitäten nachzugehen, seine Fähigkeiten auszuüben, die Verbundenheit in sozialen Gruppen anzustreben sowie innerpsychische und interpersonale Erfahrungen in eine relative Einheit zu bringen (Deci & Ryan 2000: 229).<sup>21</sup>

Sozialisation ist somit ein zweiseitiger Integrationsprozess: Die Integration eines Individuums in eine gesellschaftliche Gruppe bedeutet zugleich die Integration der die Gruppe konstituierenden Normen in die psychische Struktur des Individuums. Jede Seite des Integrationsprozesses ist nicht ohne die jeweils andere möglich. Die letztere Integration ist das „Medium der Entwicklung des Selbst“ und „die Grundlage der Selbstbestimmung (d. h. der Autonomie)“. Dabei wird das Selbst verstanden als

das Set integrierter Prozesse und Strukturen, das mit dem entstehenden Selbst beginnt, bestehend aus intrinsischer Motivation, den angeborenen psychischen Bedürfnissen und dem organismischen Integrationsprozess (Ryan & Deci 2000: 331).<sup>22</sup>

Die psychischen Bedürfnisse sind, wie erwähnt, Autonomie, Kompetenz und Verbundenheit (ebd.: 326). Der Autonomiebegriff hat hier eine doppelte Bedeutung. Er bezieht sich zum einen auf das Bedürfnis, die eigene Aktivität als intrinsisch motiviert zu erleben, und zum anderen auf den Zustand der Motiviertheit

---

<sup>21</sup> „The starting point for SDT is the postulate that humans are active, growth-oriented organisms who are naturally inclined toward integration of their psychic elements into a unified sense of self and integration of themselves into larger social structures. In other words, SDT suggests that it is part of the adaptive design of the human organism to engage interesting activities, to exercise capacities, to pursue connectedness in social groups, and to integrate intrapsychic and interpersonal experiences into a relative unity.“ Übers. S. W.

<sup>22</sup> „Within SDT, self is the set of integrated processes and structures that begins with the nascent self, composed of intrinsic motivation, the innate psychological needs, and the organismic integration process.“ Übers. S. W.

zur Auseinandersetzung mit der Realität und Integration von Verhaltensregulationen (Deci & Ryan 2012: 85). Intrinsisch motivierte Aktivität auf der Grundlage integrierter Verhaltensregulationen entspricht dem Handeln im Einklang mit eigenen Präferenzen, das in dieser Arbeit als Autonomie bezeichnet wird. Hinzu kommt in der Selbstbestimmungstheorie das Streben nach Aufrechterhaltung oder Vergrößerung des Spielraums der Autonomie als Bestandteil ihrer Ausübung. Dies entspricht der Überlegung aus dem sechsten Kapitel, dass auch verzweifelte Anpassungsleistungen wie die von Andreas Franke nicht ziellos, sondern darauf gerichtet sind, dem eigenen Integrationsdefizit abzuhelpfen, und somit ein Streben nach Vergrößerung und Konsolidierung der eigenen Autonomie darstellen; ein Streben, das selbst Funktion der Autonomie eines Menschen ist.

Eine Abweichung vom Idealfall vollständiger Integration sozialer Verhaltensnormen ergibt sich nicht nur, wenn soziale Zwänge ein Verhalten erfordern, das an die individuellen Präferenzen eines Menschen nicht anschlussfähig ist. Das sechste Kapitel hat gezeigt, dass in unserer Gegenwart, zumindest in einem jüngeren Lebensalter, Präferenzen oft nicht hinreichend artikuliert sind, um sich direkt zu konkreten Zielen in Beziehung setzen zu lassen, die in der sozialen Wirklichkeit durch ein bestimmtes Handeln erreichbar wären. Was deutlich wurde, war vielmehr ein kontinuierlicher Prozess der Selektion und Spezifikation von Präferenzen im Zuge der Sondierung und Erprobung gegebener Optionen. Hieraus ergibt sich in der Tat eine generelle Konformitätsbereitschaft bestimmten Zuschnitts, die nicht eindeutig einer der Kategorien ‚acceptance‘ oder ‚compliance‘ zuzuordnen ist. Der Vollzug des beschriebenen Sondierungsprozesses erfordert eine gewisse Offenheit des Lebensentwurfs, um gegebene Optionen zu erproben, aber auch schon, um sie als Antizipation einer möglichen Zukunft ernsthaft erwägen zu können. Aufgrund der Vielfalt und Diffusion gegebener Optionen ist es kaum möglich, sich anders als über solche Phasen der Offenheit auf eine enger umgrenzte Lebenspraxis festzulegen oder die sozialen Positionen zu finden und einzunehmen, in denen das möglich ist. Solange die individuelle Lebenspraxis noch nicht hinreichend spezifiziert ist, d. h. solange sie die Grundbedürfnisse im Sinne der Selbstbestimmungstheorie nicht hinreichend befriedigt und Handlungsalternativen zur Verfügung stehen, ist Riesmans ‚Radaranlage‘ nötig, um der Suche bei gleichzeitiger relativer Offenheit überhaupt den Charakter einer Zielverfolgung zu geben.



Dies zeigt sich auch in den Institutionen, die das soziale Leben in der Moderne strukturieren. Sie müssen für Massen von Individuen mit unterschiedlichen Präferenzen und Kompetenzen gleichzeitig funktionieren. Die Universität, die das im sechsten Kapitel verarbeitete Interviewmaterial prägt, kann hierfür als Beispiel dienen. Mit der Einnahme der Position eines Studenten ist die soziale Existenz noch unterdeterminiert, sowohl im Hinblick auf die alltägliche Lebenspraxis innerhalb und außerhalb der Universität als auch auf die Berufswahl. In der Universität ist die beschriebene Offenheit selbst institutionalisiert.<sup>23</sup> Wirtschaftsunternehmen oder andere Einrichtungen, die den Absolventen dann Arbeitsplätze bieten, organisieren im Einzelnen zwar keine Massen von Menschen, rekrutieren aber aus einer anonymen und vielfältigen Masse heraus, wobei weder die entsprechenden Personalverantwortlichen noch die Bewerber im Vorhinein genau wissen, worauf sie sich miteinander einlassen würden. Um überhaupt Optionen zu haben, muss der einzelne Mensch über die Offenheit verfügen, eine Reihe zunächst unbekannter Positionen und Beziehungen wohlwollend zu erproben. Dies geschieht über ad hoc und reversibel eingenommene Haltungen der Konformität.

Denkt man nun aber an Massenphänomene einschließlich der Bildung von ‚Mobs‘, Empfänglichkeit für Propaganda, politische Verführung oder Moden als Anlässe der Besorgnis über Konformität, dann muss über jene Offenheit hinaus noch etwas hinzukommen. Eine generelle Empfänglichkeit für Praxisentwürfe, die eine Verbesserung der individuellen Bedürfnisbefriedigung in Aussicht zu stellen oder zu versprechen scheinen, erklärt noch nicht, dass diese Entwürfe gegebenenfalls über den Augenblick hinaus angenommen werden und ihre eigene Dynamik entfalten. Dies geschieht nur, wenn Praxisformen zumindest in einzelnen Aspekten im Licht der Interessen oder Bedürfnisse eines Menschen für ihn funktional erscheinen oder befriedigend sind. Dann aber ist die Frage nicht, warum er sie *von anderen* übernimmt, was für alle kultivierten Verhaltensweisen gilt, sondern warum er sie *übernimmt*. Das eigentliche Forschungsproblem ist nicht Beeinflussbarkeit, sondern die Funktion dieser Praxisformen für die Beteiligten, die dafür verantwortlich ist, dass eine Beeinflussung gelingen und von Dauer sein kann.

Ein Spezialfall ist in dieser Hinsicht der im sechsten Kapitel etwas ausführlicher diskutierte, dass eine Person aufgrund ihres Bedürfnisses nach Verbundenheit

---

<sup>23</sup>Positiv wird dies gelegentlich als Chance gedeutet, ‚sich umzuschauen‘ und den Horizont zu erweitern; negativ wird die ‚Anonymität‘ des Massenbetriebs Universität für Vereinzelung, Desorientierung und Studienabbrüche verantwortlich gemacht. Diese Dialektik kennzeichnet die moderne Form der Autonomie.

die Normen einer Gruppe im äußeren Verhalten übernimmt, ohne ihnen innerlich zuzustimmen. Dies mag in der Tat auch bei Moden, Mobs und Massenbewegungen in relativer Unabhängigkeit von deren Substanz und Objekt in gewissem Umfang der Fall sein. Das betreffende Verhalten ist dann ein Introjekt; es hat keinen Eigenwert, sondern zielt auf die Erlangung von etwas davon Gesondertem. Doch auch dann ist es in zweierlei Hinsicht nicht beliebig. Erstens kann sich ein Mensch nicht beliebigen Gruppen anschließen, zweitens ist das Verhalten auch hier von individuellen Bedürfnissen motiviert.

Das Szenario eines Beitritts zu einer Gruppe um der eigenen sozialen Integration willen – im Unterschied zu einem Beitritt aufgrund gleicher Interessen etc. – beschreibt einen aufschlussreichen Grenzfall, nicht nur zwischen ‚acceptance‘ und ‚compliance‘, sondern auch zwischen Psychologie und Soziologie. Denn eine Gruppe wirkt nicht nur als Einfluss auf den Bezug eines Individuums zur Wirklichkeit, sondern konstituiert selbst soziale Wirklichkeit.

Man kann sich eine paradigmatische Konformitätssituation in Form eines Dreiecks vorstellen. Eine Gruppe (1) verhält sich in bestimmter Weise zu einem bestimmten Objekt oder Aspekt der Wirklichkeit (2), und eine ihrem Einfluss ausgesetzte Person (3) verhält sich daraufhin ebenso zu diesem Aspekt der Wirklichkeit oder nicht. Wie im Rahmen der Fallstudien im vierten Kapitel hinsichtlich des Asch-Experiments gezeigt wurde, krankt aber die Vergleichbarkeit des Handelns verschiedener Versuchspersonen unter anderem daran, dass sie unterstellen muss, diese würden gleichermaßen das alleinige Ziel verfolgen, eine wahrheitsgemäße Antwort zu geben. Nur wenn man dies annimmt, können die präsentierten Stimuli experimentell ‚die Wirklichkeit‘ repräsentieren. In dem Maße aber, in dem eine Versuchsperson sich zur Frage nach den Stimuli indifferent verhält und auf die Gruppe bezogene Ziele verfolgt, löst sich die Dreiecksgestalt auf – die Gruppe *ist* die Wirklichkeit, um die es dann geht. In der Flüchtigkeit eines Konformitätsexperiments steht nur ein peinlicher Augenblick auf dem Spiel, aber im Rahmen alltäglicher Lebensgestaltung kann die Frage der Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit zu Gruppen höchst folgenreich für die individuellen Chancen sein, eine autonome Lebenspraxis zu etablieren.

Gruppen und in noch höherem Maß Organisationen werden natürlich von Individuen gebildet und begegnen dem Einzelnen auch in deren Gestalt, nehmen aber eine überpersönliche Existenz und Geltung an, zu der wiederum Rollenerwartungen und -anforderungen gehören, die das Individuum mehr oder weniger

erfüllen muss, um Teil davon zu sein. Den unpersönlichen, scheinobjektiven Charakter der Organisationen, der sich in der Y-Struktur der Abbildung 6.3 abbildete, weisen etwa Freundeskreise nicht auf, aber auch sie stellen Rollenerwartungen an den Einzelnen in ihrer Mitte, deren Erfüllung Voraussetzung der Zugehörigkeit ist. Dies kann auch die Übernahme von Verhaltensnormen bedeuten, die nicht integriert werden können. Wenn das Motiv für ihre Übernahme in diesem Fall das Bedürfnis nach Verbundenheit ist, steht dieses im Konflikt mit demjenigen nach Autonomie.<sup>24</sup>

Die Suche nach geeigneten Optionen im Sinne des sechsten Kapitels ist die Suche nach Positionen, in denen objektive Rollenanforderungen und persönliche Präferenzen möglichst weitgehend zur Deckung kommen, so dass die Rollenanforderungen integriert und zur Substanz einer autonomen Selbstentwicklung werden können. So weit das gelingt, ist die Ausübung der eingenommenen Rolle im Sinne der Selbstbestimmungstheorie autonom motiviert. Wo es nicht gelingt, aber die Rolle auch nicht abgelehnt werden kann, ist sie kontrolliert motiviert.

Hier ist der Hinweis wichtig, dass ein Individuum in verschiedenen Handlungsfeldern gleichzeitig Rollen der einen und der anderen Art innehat. Mit der Position und Rolle eines Studenten ist die Lebenspraxis noch unterdeterminiert, und das gilt auch für die Ausübung eines Berufes, wenn auch in geringerem Maß. Weitere Normierungen müssen für das Privatleben gefunden werden, das selbst wiederum mehrdimensional ist. So nimmt ein Mensch in Familie, Beruf, Sportverein und Freundeskreis unterschiedliche Rollen ein, während umgekehrt die jeweiligen Handlungskontexte für ihn andere Funktionen erfüllen und sich in Wert und Bedeutung unterscheiden. Die von Deci & Ryan identifizierten psychischen Bedürfnisse nach Autonomie, Verbundenheit und Kompetenz finden in diesen Kontexten jeweils auf verschiedene Arten und in unterschiedlichem Maß Erfüllung. Bereits dadurch, dass dem so ist, bleibt das Leben unter diesen Bedingungen hinter dem Ideal voll verwirklichter Autonomie und Bedürfnisbefriedigung zurück, das die Selbstbestimmungstheorie zeichnet, weil in jedem Lebensbereich, der nur einen Teil der individuellen Präferenzen zur Verwirklichung kommen lässt, ein

---

<sup>24</sup>Die Selbstbestimmungstheorie weist darauf hin, dass dergleichen häufig der Fall ist. „[...] the needs for autonomy, competence, and relatedness are not inherently contradictory – indeed, they can be complementary – but the social world is often structured to pit one need against another, as when a man believes he has to act against his own autonomously held values to gain his peers’ regard, or an adolescent girl believes she must give up competence strivings in mathematics so as not to feel geeky or get rejected“ (Ryan & Deci 2000: 327).

Teil des Selbst über einen anderen dominiert'. Der individuelle Status der Bedürfnisbefriedigung versus -versagung stellt sich als ebenso variabel dar wie die vielfältigen Konfigurationen von Handlungskontexten und ihren Funktionen für das Individuum in einer hoch differenzierten Gesellschaft selbst.

Die Spezifika der gesellschaftlichen Integration über Organisationen sind Gegenstand der Organisationssoziologie. Von ihrem Standpunkt aus vertritt Stefan Kühl die Ansicht, dass es bei Milgram-Experiment und Täterverhalten nicht so sehr um das Handeln ‚ganz normaler Menschen‘ gehe, sondern spezifischer um das Handeln in Organisationen (Kühl 2005: 90 sowie 2007 und 2013).<sup>25</sup> Noch deutlicher als bei dem Beispiel loser Gruppen wird hierbei der oben erwähnte Umstand, dass Menschen in Figuren nicht nur eine gemeinsame Haltung zu bestimmten Wirklichkeiten einnehmen, die dann einzelne ‚beeinflussen‘ kann, sondern selbst eine Wirklichkeit bilden, mit der sich Menschen auf die eine oder andere Art arrangieren müssen.

In Anknüpfung an Luhmann verweist Kühl auf die „zentrale Mitgliedschaftsregel“ von Organisationen, die darin besteht, dass nur Mitglied sein kann, wer die Erwartungen anerkennt, welche die Organisation an das Verhalten ihrer Mitglieder stellt (Kühl 2005: 98). Das heißt, man kann sich diesen Erwartungen zwar punktuell entziehen und Ausnahmen von den im Allgemeinen gültigen Regeln der Organisation aushandeln, aber nicht prinzipiell die Erfüllung ihrer Anforderungen verweigern, wobei schon eine einzige solche Verweigerung die Mitgliedschaft in Frage stellt.

---

<sup>25</sup>Neben dem Milgram-Experiment werden ein ‚Soda-Cracker-Experiment‘ (Frank 1944), ein Deportations-Planspiel (Kraus 1987: 50ff. Berg 1988; zit. n. Kühl 2005: 93f.) und das Stanford-Prison-Experiment (Haney, Banks & Zimbardo 1973) als weitere „simulierte Brutalitäten“ im Licht dieser These diskutiert. Zum Verständnis genügt hier die Kenntnis des Milgram-Experiments, weshalb ich die anderen nicht im Einzelnen vorstelle. Das berühmte Gefängnisexperiment wurde in dieser Arbeit übrigens ausgespart, weil es mit einigen methodischen Problemen behaftet ist, die darin konvergieren, dass aufgrund der fehlenden Kontrolle und Unterscheidbarkeit der darin wirksamen Variablen seine Aussage unklar bleibt. Dass Menschen generell zur Grausamkeit neigten, kann kaum daraus geschlussfolgert werden, dass es zu Misshandlungen kommt, wenn man das in Gefängnissen herrschende Machtgefälle zwischen Wärtern und Insassen reproduziert und gleichzeitig für die nicht ausgebildeten Wärter-Darsteller die Regeln aufhebt, die für ein echtes Gefängnispersonal gelten, und sie aus einer Autoritätsposition heraus ermuntert, sich keinen Zwang anzutun. Dass Menschen unter entsprechenden Bedingungen zur Grausamkeit fähig sind, wäre indes nichts Neues gewesen. Insofern erscheint das Gefängnisexperiment bestenfalls als weitere Demonstration des Potentials ‚ganz normaler Menschen‘ zur Grausamkeit, die allerdings aus den genannten Gründen kaum Aufschluss darüber gibt, wie und wann sich dieses Potential aktualisiert.

Inhaltlich sind diese Anforderungen indes nicht scharf definiert. Der Bereich möglicher Verhaltenserwartungen, die in einer Organisation von allen Beteiligten als legitim angesehen werden, ist die „Indifferenzzone“, in welcher ein Mitglied alle Erwartungen und Anweisungen unbesehen seiner eigenen Meinung zu deren Inhalt erfüllen muss. Auf der anderen Seite sind immer viele Forderungen denkbar, die eine Organisation *nicht* zu stellen berechtigt ist. Dazwischen, also am Rand der Indifferenzzone, liegt „ein großer Graubereich, der immer wieder neu austariert wird“ (Kühl 2005: 103). Die schrittweise Erhöhung der Stromstärke im Milgram-Experiment stellt sich in dieser Hinsicht als sukzessive Ausweitung der Indifferenzzone dar, die anfangs nur sehr vage umschrieben ist, da die Versuchspersonen nur wissen, dass sie an einem Experiment zu Lernen und Erinnerung teilnehmen, aber nicht, wie dieses aussieht (ebd.: 102).

Desweiteren habe das Milgram-Experiment mit den meisten modernen Organisationen gemeinsam, dass die Mitglieder freiwillig eintreten und kaum formale Barrieren einem Austritt entgegenstehen. Den Teilnehmern des Experiments wurde vorab mitgeteilt, dass sie in jedem Fall unabhängig vom Verlauf ihr Honorar behalten könnten. Die Freiwilligkeit akzentuiere die Effekte der Selbstbindung der Teilnehmer, den schon Milgram selbst mit Verweis auf Goffman geltend gemacht hatte (Milgram 1982: 175).

Weil der Eintritt nicht erzwungen wird, sondern freiwillig erfolgt, binden sich die Mitglieder an eigene Entscheidungen. Sie „verlieren ihr Gesicht“, wenn sie kurz nach dem Einstieg in eine Organisation wieder aussteigen. Sie produzieren, um einen Gedanken von Erving Goffman zu nutzen, „Verlegenheit“ – nicht nur für sich, sondern auch für das Gegenüber. Goffmans Gedanke ist, dass man in Interaktionen Ansprüche anmeldet, wie man bezüglich seiner Persönlichkeit wahrgenommen werden will, und dass sich die Interaktionspartner an diesen Ansprüchen orientieren, wenn sie an der Aufrechterhaltung der Interaktion interessiert sind. Es wird dann aber auch von den Individuen erwartet, dass sie sich mit einem kohärenten und der Situation entsprechenden „Selbst“ präsentieren (Kühl 2005: 100).

Hiermit lässt sich genauer spezifizieren, was im sechsten Kapitel als institutioneller Rahmen bezeichnet wurde. Ausbildung und Berufstätigkeit als Aspekte einer individuellen Biographie spielen sich in der modernen Gesellschaft unweigerlich im Kontext von Organisationen ab. Diese konstituieren und formen einen Großteil der im sechsten Kapitel so bezeichneten Optionen, die ein Individuum

realisieren kann, um im Kontext gemeinsamer sozialer Praxis produktiv tätig zu sein und seine Präferenzen zu verwirklichen. Die Mitgliedschaft in Organisationen ist nötig, um Kompetenzen zu kultivieren, eine einigermaßen scharf definierte soziale Position einzunehmen, zu der man selbst und andere sich in Beziehung setzen können, und um überhaupt im sozialen Kontext handlungsfähig zu sein und Selbstwirksamkeit zu entfalten. Organisationen spezifizieren einen normativen Handlungskontext, der relativ zum gesamtgesellschaftlichen hochgradig artikuliert und lesbar ist; Aufgaben, Grenzen, Erfolgskriterien, Ziele und Mittel des erlaubten und erwünschten Handelns sind vergleichsweise scharf definiert, wobei, wie gesagt, diese Spezifikation allerdings nur für einen Teilaspekt der individuellen Existenz einen funktionalen normativen Rahmen bietet. Eine Paradoxie entsteht: Das Individuum muss sich darauf einlassen, innerhalb einer ungenau bestimmten Indifferenzzone fremde Verhaltensvorgaben zu erfüllen und der Organisation einen „Blankoscheck“ (Kühl 2005: 102) der Verfügung über sein eigenes Verhalten ausstellen, *um* qua der Möglichkeiten und Befugnisse, die ihm dafür zukommen, überhaupt in die Lage zu gelangen, eigene Intentionen gesellschaftlich wirksam werden zu lassen. Das Moment der Freiwilligkeit des Eintritts ist nachdrücklich unter diesen Vorbehalt zu stellen. Die nominelle Freiwilligkeit wirkt als Selbstbindungsfaktor, aber die Mitgliedschaft in Organisationen überhaupt, wenn auch nicht in einer bestimmten, ist ein Überlebensimperativ.

Bei dieser Art von Konformität erscheinen die normativen Vorgaben, die Menschen übernehmen, zum Teil gar nicht als Aspekte des Verhaltens anderer Menschen, sondern als objektive, überpersönliche Gegebenheiten. Unsere biographischen Interviews sind voll von Bezugnahmen auf solche scheinobjektiven Gegebenheiten, die von Organisationen gesetzt sind, wenn etwa von Angeboten an Studienfächern und Zulassungsvoraussetzungen oder den Anforderungen bestimmter Jobs und Studiengänge die Rede ist, die man in bestimmtem und nicht verhandelbarem Zuschnitt schlicht vorfindet. Struktur und Anforderungen der betreffenden Organisationen erscheinen als unverrückbare, gesichtslose Gegebenheiten, mit denen man sich arrangieren muss. Sich dem Diktat bestimmter Organisationsstrukturen zu entziehen ist im Allgemeinen nur möglich, soweit es Alternativen gibt, also andere Organisationen mehr oder weniger offenstehen, die im Rahmen der individuellen und sozial-normativen Prozessualität eine analoge Funktion im eigenen Lebenslauf annehmen können. Die Option, sich *nicht* die eine oder andere Indifferenzzone zu eigen zu machen, besteht im Allgemeinen nicht.

Im Idealfall entsprechen die Anforderungen der Organisation den individuellen Präferenzen, so dass ihre Erfüllung auf individueller Seite zugleich das Erleben von Autonomie, Kompetenz und Verbundenheit ermöglicht – letzteres qua sozialer Integration und Interaktion mit anderen Menschen aus der organisatorischen Rolle heraus. Im schlechtesten Fall steht man vor der Wahl, eine Aufgabe, die nicht mit den eigenen Präferenzen korrespondiert, in Form eines Introjekts anzunehmen. In den Worten Luhmanns:

Man geht davon aus, dass die Verhaltensanforderungen des Systems und die Verhaltensmotive der Mitglieder unabhängig voneinander variieren können, sich aber unter Umständen zu relativ dauerhaften Konstellationen verknüpfen lassen. Mit Hilfe solcher Mitgliedschaftsregeln – etwa Autoritätsunterwerfung gegen Gehalt – wird es möglich, trotz frei gewählter, variabler Mitgliedschaft hochgradig künstliche Verhaltensweisen relativ dauerhaft zu reproduzieren. Man muss nur ein allgemeines Gleichgewicht von Attraktivität des Systems und Verhaltensanforderungen sicherstellen und wird unabhängig davon, ob für jede Einzelhandlung natürlich gewachsene Motive oder moralischer Konsens beschafft werden können (Luhmann 1991: 12).

Voraussetzung dafür ist, dass „die Mitgliedschaft vorteilhafter bleibt als die Nichtmitgliedschaft“ (ebd.: 13), was auch bedeuten kann, dass sie nicht dezidiert attraktiv, sondern nur weniger nachteilig ist als ein Verzicht auf eine Rolle in einem Organisationssystem. Hierfür steht exemplarisch die soziale Not der Arbeitslosigkeit, die nur wenig gemildert wäre, wenn sie nicht mit wirtschaftlicher Not einherginge.

Überdies ergibt sich auch im Idealfall die erwähnte Paradoxie, dass Menschen gerade in demjenigen Handlungskontext, der ihnen potentiell die größte Autonomie in der Lebensführung ermöglicht, jene Distanz zwischen sich und ihr Handeln legen müssen, die mit dem Begriff der Indifferenzzone beschrieben wird. Stimmen die Forderungen der Organisation in hohem Maß mit dem eigenen Aktivitätsstreben überein, wird diese Distanz nicht erlebbar, aber sobald seitens der Organisation eine Forderung erhoben wird, die für das Mitglied nicht integrierbar ist, wird dieses damit seiner eigenen, bereits verinnerlichten Tätigkeit entfremdet. Sich von dieser Tätigkeit zu trennen, würde einen erheblichen Verlust an Autonomie bedeuten. So ergibt sich ein starkes Interesse, alle Zumutungen am Rand der Indifferenzzone möglichst zu integrieren.

Die Ambivalenz dieses Gefüges spitzt sich in der modernen Arbeitswelt zu, wo die Indifferenzzone tendenziell obsolet zu werden scheint. Man delegiert Verantwortung und Steuerungsaufgaben an Angestellte, mit dem Ziel, „die Individuen dazu zu bringen, dass sie selber ihre entfaltete Individualität für den Unternehmenszweck mobilisieren“ (Sauer 2013: 44), was gleichzeitig deren eigenem Wunsch „nach mehr Entwicklungschancen, mehr Partizipationsmöglichkeiten und mehr Selbstverwirklichung“ in der Arbeitswelt entspricht (ebd.: 27). Soweit eine Übereinstimmung zwischen Anforderungen des Systems und Motivationen des Einzelnen besteht, ist dieser Vorgang funktional, doch wo sie fehlt, wird er umso konflikthafter, wenn das Übereinkommen der Indifferenzzone nicht mehr gilt, das es beiden Seiten zuvor gestattete, sich mit unvollständiger Übereinstimmung zufriedenzugeben. Ein weiteres Problem besteht darin, dass im Zuge dieser „Subjektivierung der Arbeit“ (ebd.: 45) Leistung immer mehr an objektiven Erfordernissen statt an subjektiven Möglichkeiten oder gar Neigungen bemessen wird:

Nicht der Aufwand in Relation zum „menschlich Möglichen“, sondern das Arbeitsergebnis in Relation zum „extern Erforderlichen“ zählt (ebd.: 37).

Deshalb ist die Autonomie in der stärker verinnerlichten Mitgliedschaftsrolle immer soweit prekär, wie diese Zwänge des extern Erforderlichen spürbar werden, weil dies zumindest teilweise die autonome in eine kontrollierte Motivation umschlagen lässt. Die Vielfalt an Optionen in differenzierten Millionengesellschaften eröffnet zweifellos Autonomiechancen, die sich aber dadurch relativieren, dass im Einzelnen der Zuschnitt dieser Optionen mehr von weitverzweigten Interdependenzen bestimmt ist, die dem Individuum als unpersönliche und scheinobjektive Zwänge gegenüberreten. Dies bildet sich in den Experimenten von Asch und Milgram in dem Umstand ab, dass für die Betroffenen in beiden Szenarien keine effektive Kommunikation möglich ist. Aschs Konfidenten hatten Anweisung, sich unauffällig zu verhalten, sich nicht auf Dialoge mit der Versuchsperson einzulassen und sie nicht direkt anzuschauen (Asch 1956: 3f.), und Milgrams Versuchsleiter beantwortete die Proteste der Versuchspersonen mit einer Reihe stereotyper Phrasen wie „das Experiment verlangt, dass Sie weitermachen“ (Milgram 1982: 38). Die jeweilige Absicht dahinter war schlicht, die Versuchsbedingungen konstant zu halten und zu verhindern, dass etwaige spontane Interaktionen der Beteiligten unkontrollierbare Variablen einführten. Damit wurden allerdings nicht mehr



einfach Interaktionen und Autoritätsverhältnisse reproduziert, sondern spezifisch moderne Figurationen der beschriebenen Art.<sup>26</sup>

## 7.5 Autonomie und das Täter-Problem

Im Einklang mit der These Kühls ist vom Standpunkt dieser Arbeit die Beteiligung ‚normaler Menschen‘ an Genoziden mit spezifisch moderner Signatur im Rahmen dieses Schemas zu erklären. Setzt man an der paradigmatischen Szene Brownings an, in der normale, bislang nicht mörderische oder fanatische Männer den Befehl zu einer Massenerschießung erhalten und den Soldaten als Einzelnen freigestellt wird, sich der Ausführung zu entziehen, dann befindet man sich bereits in einer weit fortgeschrittenen Phase des Prozesses, in dem sich über Jahre nach und nach nationalsozialistische Ziele und Politik in scheinobjektive Gegebenheiten der beschriebenen Art übersetzten. Man muss hier die Frage, ‚wie aus ganz normalen Menschen Massenmörder werden‘, von derjenigen unterscheiden, wie sich vergleichbare Genozide in der Zukunft möglicherweise verhindern lassen. Diese Unterscheidung ist kontraintuitiv, weil die zweite Frage das Hauptmotiv dafür ist, die erste zu stellen. Sie ist aber nötig, denn in der Browning-Szene ist es für ein Ansetzen des Präventionsgedankens zu spät. Man kann hypothetisch fragen, was dort geschehen müsste, um die Massenerschießung noch zu verhindern, aber das wäre ein Gedankenexperiment, das nur durch ein *deus-ex-machina* zu lösen ist, etwa in Form eines Widerrufs des ursprünglichen Befehls von oben oder eines Zusammenbruchs des Regimes. Soziologisch wäre eher zu fragen, *warum* an dieser Stelle etwas geschehen sollte, das die weitere Eskalation des Prozesses verhindern würde, und darüber stünde die wissenssoziologische Frage, wie wir darauf kommen, dass es geschehen *könnte*.

Zu den scheinobjektiven Realitäten, von denen der Genozid geprägt war, gehören vor allem das nationalsozialistische Regime und der Kriegszustand. Die Regeln und Gesetzmäßigkeiten, die mit ihnen einhergehen, bilden die äußeren Begrenzungen des institutionellen Rahmens, *innerhalb* dessen die einzelnen Be-

---

<sup>26</sup>Die normale Reaktion von Gruppen auf einzelne Abweichler unterscheidet sich deutlich von derjenigen im Asch-Experiment. Sie werden nicht ignoriert und auch nicht sofort ausgeschlossen, sondern ziehen zunächst im Gegenteil eine besondere Aufmerksamkeit der Gruppe auf sich, die versucht, sie zu überzeugen oder ihre Position zu verstehen (Aronson, Wilson & Akert 2005: 256f.). Dass bei Asch nichts dergleichen geschah, mag zur Beunruhigung und Verwirrung der Teilnehmer beigetragen haben.

teiligten jeweils ihren individuellen Weg gehen mussten. Ein besonders grausames Handeln im Kontext von Krieg und Ausgrenzung ebenso wie ein zurückhaltendes oder auch punktuelle Hilfeleistungen für Verfolgte, wo sich Gelegenheiten eröffnen, spielen sich im Sinne der Y-Schematik (Abbildung 6.3) im Umfeld der als graue Balken dargestellten subjektiven Norm ab, nicht außerhalb der Y-Struktur selbst. Wiederum ist es die Fokussierung des Forscherblicks auf diejenigen Taten, die überhaupt unser Interesse erregen und den Beobachtungsgegenstand definieren, die leicht von der Tatsache ablenkt, dass sich die Beteiligung der Einzelnen tatsächlich in Form individueller „Gestaltungen“ (Welzer 2005: 188ff.) vollzog und nicht als indifferenter oder geistloser Gleichmarsch. Mit dem Ausdruck der „Alltagsnähe im Verbrechen“ weist Welzer (ebd.: 198ff.) desweiteren darauf hin, dass die subjektive Wirklichkeit der Beteiligten in größerem Umfang von ‚normalen‘ alltäglichen Verrichtungen und Tätigkeiten konstituiert war als von den Exzessen, die wir diskutieren. Das bedeutet nicht nur, dass die Täter uns als Beobachtern fremder erscheinen, als sie es eigentlich sind, weil wir unsere Beobachtung auf jene extremen Handlungen fokussieren, sondern auch, dass die im Abschnitt 6.9 dieser Arbeit so bezeichneten prozessualen Imperative der Lebensführung dabei in Kraft sind, die ja niemals *nicht* in Kraft sein können. Die Integration in die scheinobjektiven Strukturen des Regimes und des Krieges im Allgemeinen und die Mitgliedschaft in Wehrmacht oder Polizei im Besonderen manifestierte sich zum Großteil in einer alltäglichen Lebenspraxis, die an sich nicht genozidal, sondern normal war und auch für den rückblickenden Betrachter aus der heutigen Gegenwart relativ normal erschiene. Und man konnte sich nicht dem Genozid entziehen, ohne sich auch dieser alltäglichen Normalität zu entziehen. Für Soldaten und im Kriegsgebiet eingesetzte Reservepolizisten hätte dies Desertion bedeutet, also tendenziell ein Ausbrechen aus *aller* mehr oder weniger vertrauten Sozialstruktur, mit dem Fluchtpunkt einer ungewissen Existenz im Untergrund oder im Ausland; im schlimmsten Fall hatte man die Todesstrafe zu fürchten (Wüllner 2000).

Ganz im Sinne von Kühls Hinweis auf die zentrale Mitgliedschaftsregel stellt die kleine Gruppe derjenigen, die sich im Browning-Szenario verweigern, nicht die prinzipielle Legitimität der Forderungen der Organisation in Frage. Dies wird gerade dadurch verhindert, dass die Beteiligung an der Erschießung als freiwillig deklariert wird (Welzer 2005: 119ff.). Den Männern wird es somit leicht gemacht, sich ihr zu entziehen und trotzdem Mitglied zu bleiben – also trotzdem

ihre explizite und prinzipielle Bereitschaft und Pflicht aufrechtzuerhalten, den Anweisungen der Organisation zu folgen. Und dazu gab es keine offizielle, organisierte, intersubjektiv gültige Alternative. Die soziale Welt außerhalb der hier ausschlaggebenden institutionellen Rahmenstruktur ist in noch weit höherem Maße opak als im Kontext der Ausbildungs- und Berufsentscheidungen, an denen die Y-Schematik entwickelt wurde.

Auch das Handeln als Täter des Genozids setzt sich aus den hier unterschiedenen Handlungskontexten und -modi zusammen. Auf Grundlage des differenzierten Bildes von Tatmotiven, das sich empirisch ergibt, ist davon auszugehen, dass die Motivationen der Einzelnen von einer weitgehenden Integration der institutionellen und situativen Anforderungen und einer autonomen Motivation hin zu einer hochgradig kontrollierten Motivation und einem entsprechenden Handeln auf Grundlage von Introjekten reichten, dass kompensatorische Bedürfnisbefriedigungen ebenso eine Rolle spielten wie im zivilen Alltagsleben und dass dementsprechend die verschiedenen Handlungskontexte und -modi des Soldatenalltags für die Einzelnen in ihrer psychischen Funktion und Bedeutung ein breites Spektrum von Variationen beschreiben.

Die Idee der individuellen Autonomie als letzte Verteidigungslinie gegen den genozidalen Prozess drängt sich auf, weil das mörderische Handeln der Beteiligten weit von allem entfernt ist, was wir uns als intentionales Handeln, das individuellen Präferenzen Rechnung trägt, plausibel machen könnten. Erst die vielfältigen Darlegungen der Normalitätsthese ändern dies, indem sie das betreffende Handeln so kontextualisieren, dass wir eine differenziertere und realitätsnähere Vorstellung seiner Ausgangsbedingungen formen können, die es weniger unerklärlich erscheinen lässt. Gleichzeitig verspürt man eine Abwehr gegen die Erklärung, denn unsere moralische Erwartung ist die, dass sich das massenhafte Töten von Unschuldigen und Wehrlosen *unabhängig* von den Ausgangsbedingungen kategorisch verbieten müsse. Die oben gestellte Frage, warum etwas geschehen sollte, das die weitere Eskalation verhindert, wirkt deshalb provokativ – es ist offensichtlich, warum. Weil jedem Menschen die kategorische Unmöglichkeit solcher Taten klar sein muss.

Wenn man diese Prämisse akzeptiert, ist die Problematisierung der individuellen Autonomie folgerichtig. Da jedem die moralische Dimension der Taten klar sein muss, kann das Problem nur im Handeln liegen, nicht in den moralischen Orientierungen selbst. Dem entspricht überdies auch der empirische Befund, dass

den Tätern tatsächlich klar war, dass sie Grenzen überschritten. Dies zeigt sich im Angebot der Enthaltung und anderweitigen individuellen Versuchen, sich zu entziehen, in den ideologischen und sonstigen Legitimationen, die dafür aufgeboten werden mussten, sowie in den Skrupeln und psychischen Belastungen der Täter, von denen wir wissen (Browning 1996: 111; Welzer 2005: 163).

Gleichzeitig ist aber auch klar, dass maßgebliche Teile der Tätergruppen genozidale Prozesse aktiv initiiert, gestaltet und vorangetrieben haben. Sie waren weder handlungsunfähig noch in besonderem Umfang von außen getrieben, wenn man die normale und universelle Bedingtheit menschlichen Verhaltens durch ihre sozialen Kontexte als Maßstab nimmt. Sie konnten ihre tödlichen Aufgaben in höherem Maß integrieren, als man es für möglich halten würde.

Ein Teil der Diskussion muss sich deshalb auf der Ebene der normativen Orientierungen im engeren Sinn, der Moral, selbst abspielen. Dies gilt auch für das Autonomieproblem generell. Das Asch- und das Milgram-Experiment machen anschaulich, dass die normative Forderung, autonom zu handeln, die Erwartung einschließt, dass dieses autonome Handeln ein moralisches wäre, und zwar gemessen an den Moralvorstellungen desjenigen, der die Forderung erhebt. Wenn es nun aber Fälle gibt, in denen ein Handeln mehr oder weniger autonom und gleichzeitig zutiefst unmoralisch erscheint, stellt sich die Frage, ob es ein normatives Bezugssystem gibt und geben kann, das die Perspektivdifferenzen zwischen sowohl Individuen als auch Gruppen überbrückt. Wenn dies verneint werden müsste, wären keine allgemeinen Aussagen darüber möglich, wie autonomes Handeln inhaltlich bestimmt ist, und Gewaltprävention könnte selbst nur über Gewalt funktionieren, weil man nicht voraussagen könnte, wie Menschen wahrscheinlich unter gegebenen Bedingungen *a*, *b* und *c* handeln werden. Die Frage ist also zugleich empirisch und selbst wieder normativ: Welche gemeinsamen normativen Prinzipien existieren über alle gesellschaftliche Differenzierung hinweg, die gegen Destruktivität wirken und die man zu stärken versuchen könnte?

## 7.6 Moral

Die binäre Alternative zwischen Gut und Böse oder Richtig und Falsch, wie sie sich beim Täter-Problem zu manifestieren scheint, ist eine Zuspitzung der moralischen Dimension menschlichen Verhaltens. Diese ist auch in weniger zugespitzten Fällen relevant und wird normalerweise nicht als gesonderte Dimension wahrge-

nommen, auf der ein zunächst unabhängig von ihr existierendes Verhalten anhand abstrakter Regelsysteme beurteilt wird. Vielmehr ist Moral ein feingliedriges und nuanciertes System von Normen des Verhaltens und Empfindens, das in den meisten Fällen unbewusst und undramatisch unser Verhalten und Empfinden leitet und reguliert.

Eine solche Auffassung artikuliert der soziale Intuitionismus, der maßgeblich von dem Psychologen Jonathan Haidt als Theorieansatz zur Erklärung moralischen Urteilens vertreten wird (Haidt 2001, 2013; Haidt & Bjorklund 2008). Die zentrale Beobachtung und These besteht darin, dass moralische Bewertungen eher spontan und intuitiv getroffen werden, als dass sie auf systematischen Subsumptionen unter kodifizierte moralische Prinzipien und Abwägungen moralischer Argumente beruhen. Ein leicht zu reproduzierender Beleg dafür sind Situationen, in denen jemand ein Handeln unwillkürlich und mit Gewissheit für falsch hält, dies aber auf Nachfrage nicht schlüssig begründen kann und meist trotzdem bei seinem Urteil bleibt. Haidt entwickelte zur Untersuchung dieses Phänomens eine Reihe von kleinen, fiktionalen Geschichten, in denen jemand etwas tut, das Versuchspersonen zuverlässig für falsch halten, obwohl die beschriebene Handlung niemandem schadet, was eine sonst immer naheliegende Urteilsbegründung ausschließt (Haidt 2001: 814; 2013: 26ff.). Er leitet hieraus die These ab, dass verbale Begründungen moralischer Wertungen nachträgliche Rationalisierungen von moralischen Intuitionen seien, die an sich auf einer vorsprachlichen Ebene funktionieren.

Damit wird moralische Reflexion nicht auf einen Schein reduziert. Vielmehr erfüllen Verbalisierungen eine wichtige Funktion, nämlich die der Verständigung über moralische Wertungen, Urteile und Prinzipien, die durchaus auf diese zurückwirken kann. Moralische Regeln besitzen eine nichtsprachliche Geltung und Wirksamkeit und kommen nicht erst dadurch in die Welt, dass man sie benennt, doch ihre Verbalisierung schafft eine Entsprechung auf der Ebene des Bewusstseins und der Kommunikation, wo sie systematisiert, artikuliert und verhandelt werden können. Bei solcher Verhandlung kommt indes wiederum die maßgebliche Bewertungsfunktion den Intuitionen zu. Es geht nämlich darum, dem Gegenüber andere Sichtweisen des Problems zu eröffnen und damit Intuitionen in ihm zu evozieren, die diesen anderen Sichtweisen Gewicht verleihen können (ebd.: 55). Der Ansatz entspricht somit der Einsicht, dass Wertungen in Emotionen wurzeln, und fügt sich gut in duale Prozessmodelle der Kognition, die sich mit den

Umständen beschäftigen, unter denen eine reflektierte Auseinandersetzung mit einem Problem stattfindet, und davon ausgehen, dass spontane, unreflektierte, eben intuitive Urteile eher die Regel sind.<sup>27</sup> Der Fall, dass jemand durch stilles Nachdenken zu moralischen Urteilen gelangt oder sie modifiziert, ist Haidt zufolge möglich, aber eher selten (Haidt 2013: 56).

Der soziale Intuitionismus fällt somit ins Lager derjenigen, die sich mit der Verkörperung geistiger Funktionen beschäftigen.<sup>28</sup> In Analogie zur Sprache wird Moral als wesentliche evolutionäre Anpassung einer hoch sozialen Spezies gesehen, die wie jene biologisch angelegt ist, aber kultureller Stimulation und Formung bedarf (Haidt 2001: 826; 2013: 152f.). Auf Grundlage anthropologischer Bestandsaufnahmen der Moralsysteme verschiedener Kulturen sowie fragebogenbasierter Studien moralischer Einstellungen schlägt Haidt sechs Dimensionen moralischer Intuitionen vor, die in verschiedener Form und Ausprägung bei allen Kulturen vorzukommen scheinen. Diese Dimensionen sind:

- Fürsorge/Schaden: Hier liegt die allgemeine Empfindlichkeit gegenüber Anzeichen von Leid und die komplementäre Abscheu gegen Grausamkeit begründet, verbunden mit einer Motivation, Leidenden zu helfen.
- Fairness/Betrug: Die Neigung, Personen auf ihre Bereitschaft zu Kooperation und reziproken Altruismus zu prüfen bzw. einzuschätzen, verbunden mit einer Motivation, Betrüger zu meiden oder zu bestrafen.
- Loyalität/Verrat: Die Empfindlichkeit für Anzeichen der Gruppenloyalität anderer, verbunden mit der Motivation, diese entsprechend positiv und negativ zu sanktionieren.
- Autorität/Subversion: Die Empfindlichkeit für Indikatoren von Rang und Status, verbunden mit dem Bestreben, andere zu statusgerechtem Verhalten anzuhalten.
- Heiligkeit/Degradation: Eine Art ‚Immunsystem auf Verhaltensebene‘, das eine Scheu vor Anzeichen von Krankheit und Verfall begründet und sekundär auf ein breites Spektrum symbolischer ‚Verunreinigung‘ übertragen werden kann.

---

<sup>27</sup>Einen aktuellen Überblick der Diskussion über solche Modelle findet man in Evans & Stanovich 2013.

<sup>28</sup>Vgl. dazu grundlegend Damasio 2010 und Deacon 1998.

- Freiheit/Unterdrückung: Eine Empfindlichkeit für Anzeichen von Unterdrückung, die gegebenenfalls die Bildung von Gruppen auslöst, welche sich gegen tyrannische Individuen in Stellung bringen (Haidt 2013: 178f., 215).

Die Überlebensfunktionen solcher psychischen Orientierungen erschließen sich unter evolutionären Gesichtspunkten unmittelbar.

Die moralische Entwicklung eines Menschen besteht demzufolge in der Reifung und Formung präorganisierter Intuitionen, die nicht primär durch die verbale Mitteilung von Regeln geschieht, sondern durch die Teilnahme am gesellschaftlichen Leben. Durch sie wird implizites Wissen erworben, das einen Menschen die evidente Wahrheit moralischer Lehren und die Bedeutung von *Tugend* als ihre virtuos verkörperte Praxis (Haidt & Bjorklund 2008: 207) unmittelbar physisch und affektiv erleben lässt (Haidt 2001: 828).

Wie Welzer in seiner Täter-Studie ausführt, waren die nationalsozialistischen Verbrechen in der Binnenperspektive nicht amoralisch oder antimoralisch, sondern im Gegenteil legitimiert durch eine spezifisch nationalsozialistische Moral (Welzer 2005: 16ff.). Dies lässt sich in den Dimensionen der moralischen Regulation abbilden, die Haidt vorschlägt. Das Prinzip der Fürsorge und Abwendung von Schaden spricht am heftigsten gegen die Taten. Hier wurden elementare moralische Prinzipien und Impulse radikal verletzt, und die breite Problematisierung dieses Umstands einschließlich der dokumentierten Skrupel und psychischen Probleme sowie der ideologische Aufwand, der getrieben wurde, um die Taten zu legitimieren, zeigen, dass diese Verletzung durchaus spürbar war. Umgekehrt wurde aber die Gefahr, die Deutschlands Feinde vermeintlich oder tatsächlich für die Familien der Täter daheim darstellten, als Legitimation in Stellung gebracht, womit das genozidale Handeln selbst als Akt der Fürsorge interpretiert wurde (ebd.: 41). Die Prinzipien der Fairness und Reziprozität zeigen sich unter anderem darin, dass Weltkrieg und Genozid als Vergeltung für vermeintlich von Juden und den Siegermächten von Versailles an den Deutschen begangenes Unrecht legitimiert wurden (ebd.: 49; Elias 1998b: 404f.)<sup>29</sup>, aber noch stärker darin, dass eine Verpflichtung gegenüber den Kameraden zu den Kräften gehörte, die es erschwerten, sich der

---

<sup>29</sup> „In R. hat es ein ganzes Haus vom Erdboden weggenommen, es gab zwei Tote, und zwar Franzosen ... Gestern war die Beerdigung unter großer Anteilnahme der deutschen Bevölkerung. Ob uns die Franzosen wohl auch zum Begräbnis gingen? Wir Deutschen können einfach nicht lernen. Wir sind zu gut, und die Ausländer lachen uns doch nur aus ...“ (Brief einer deutschen Mutter vom 24. Juli 1944, zit. n. Elias 1998b: 507). So absurd es auch erscheint, was hier reklamiert wird, ist in der Binnenperspektive Fairness und Reziprozität.

Beteiligung an den Massentötungen zu entziehen (Browning 1996: 105; Welzer 2005: 115ff.). Analoges gilt für die auch moralische Pflicht zur Loyalität bzw. der Abneigung gegen ‚Verräter‘ und für diejenige zum Gehorsam in der Dimension von Autorität und Subversion (ebd.: 23). Prinzipien von Reinlichkeit und Heiligkeit schlagen sich in den bekannten antisemitischen Propaganda-Metaphern rund um „Krankheit, Ansteckung, Verseuchung, Verwesung und Pest“ (Bauman 2002: 86) nieder. An die Dimension Freiheit/Unterdrückung appellierte wiederum jedes Element nationalsozialistischer Ideologie, das den Krieg und die Judenverfolgung als Befreiung Deutschlands interpretierte.

Es ist somit nicht nur die ‚Indifferenzzone‘ des Handelns in Organisationen, nicht nur die opportunistische Ausbeutung von Gelegenheitsstrukturen durch manche und auch nicht nur der Zwang sozial-institutioneller Faktizität, was Menschen zu Tätern werden lässt, sondern die Moral selbst kann dabei eine formgebende und legitimierende Kraft sein. Die nationalsozialistische Moral hatte „sowohl persönliche Skrupel als auch das Leiden an der schweren Aufgabe des Tötens normativ integriert“ (Welzer 2005: 37). Sie war dazu unter anderem deshalb in der Lage, weil sie an Intuitionen appellierte, die jeder Mensch in sich selbst vorfindet, auch wenn sie zugleich gegen andere verstieß.

Die Intuitionen und Motivationen, die wir zusammengenommen als ‚Moral‘ bezeichnen, sind demnach nicht automatisch etwas, das Harmonie und Frieden gewährleistet, wenn es eingehalten wird, auch wenn Harmonie und Frieden in der Gruppe letztlich den Kern ihrer adaptiven Funktion bilden. Alle sechs Dimensionen der Moral dienen einem geordneten Zusammen- und Überleben, können sich aber auch gewaltsam gegen Menschen richten, je nach dem, wie Autoritätsstrukturen, Gruppengrenzen, Reinheitsvorstellungen usw. beschaffen sind und soziale Ereignisse in ihren Deutungsschemata abbilden. Die Varianzen in der Korrespondenz zwischen moralischen Regeln und den Ereignissen, auf die sie angewendet werden, sind in pluralistischen Gesellschaften ein Aspekt der viel diskutierten Unterschiede in den Situationsdeutungen verschiedener Individuen, also des Umstands, dass diese nicht nur auf dieselbe Situation unterschiedlich reagieren, sondern subjektiv auf unterschiedliche Situationen reagieren. Im Hinblick auf die Konformität oder Beeinflussbarkeit des Verhaltens besteht der wesentliche Unterschied zwischen kleineren, relativ geschlossenen Kulturen mit einer spezifischer umschriebenen Spanne möglicher Praxisformen und größeren, pluralistischen, normativ diffusen Kulturen darin, dass in der enger begrenzten, aber auch



dichteren Bedeutungswelt der ersteren auch definitiver feststeht, welche Loyalitäten und Verpflichtungen auf der einen Seite unantastbar sind und in welche Richtungen auf der anderen Seite sich das Potential des Ausschlusses und der Gewalt entladen kann. In den letzteren dagegen ist auch das moralische Empfinden vom zivilisatorischen Wandel der Affektivität hin zur Mäßigung, Gleichmäßigkeit und Allseitigkeit betroffen. In der Dimension *Fürsorge/Schaden* zeigt sich das in der Ausweitung der Reichweite des Mitgefühls und im Bekenntnis zu den Menschenrechten (vgl. Elias 1996a: 225f.; Douglas 1974: 37f.) – ein Modikum an Mitgefühl steht tendenziell allen Menschen zu, aber dieses konstituiert nur in seltenen Fällen einen Handlungsimperativ. Die Verpflichtungen der Reziprozität beziehen tendenziell alle Menschen ein, sind aber im Normalfall gering; in einer Gesellschaft von Fremden ist die Ausgangssituation eher die, dass man einander außer den elementaren zivilisatorischen Verhaltensstandards nichts schuldet. In Form der allgegenwärtigen Vertragsverhältnisse ist Reziprozität säkularisiert, von transzendenten Wertorientierungen relativ entkoppelt und durch formale Akte ebenso universell anwendbar wie aufhebbar. Stärkere Empfindungen der Gruppenloyalität kommen etwa im Zusammenhang mit Sportveranstaltungen auf, hier aber nur punktuell; auf der Ebene von Staatsgesellschaften werden sie vielfach beargwöhnt und machen sich nur in Krisensituationen stärker bemerkbar. Ebenso geht man davon aus, dass prinzipiell jedem Menschen Respekt zusteht, aber dies zunächst wiederum auf einem relativ niedrigen Niveau. Autorität wird als solche nicht gern gesehen. Man muss sie sich durch persönliche Leistung verdienen, und wenn man sich in institutionellen Kontexten unterordnet, geht man gleichzeitig davon aus, dass Autoritätsperson und Untergebener außerhalb ihrer institutionellen Rollen in gewissem Sinn gleich sind.<sup>30</sup> Fragen der Reinlichkeit sind von denen der Heiligkeit weitgehend abgetrennt, versachlicht und säkularisiert, womit sie auch an ritueller und symbolischer Bedeutung einbüßen. Sie sind weiterhin affektiv besetzt und bedeutsam, aber auch sie erwecken im Normalfall keine große Leidenschaft. Im Kontext relativ fest etablierter Machtstrukturen und eines weitgehend durchgesetzten staatlichen Gewaltmonopols kommt auch spontanen Rebellionen gegen tyrannisches Verhalten weniger Bedeutung zu und diese gestalten sich weniger dramatisch.

---

<sup>30</sup>Dies stellt Tocqueville als auffälligen Unterschied im Verhältnis zwischen Herren und Dienern in der Aristokratie und im demokratischen Amerika heraus (1962: 196ff.).

Dieser Zuschnitt moralischer Imperative und Schranken gewährleistet im zivilen Alltag ein niedriges allgemeines Gefahrenniveau und eine große negative Freiheit im Sinne der Sicherheit vor unberechtigten Eingriffen in die eigene Lebensführung. In der anderen Richtung bedeutet er aber auch, dass diese Imperative und Schranken in ihrer verhaltenssteuernden Wirkung weniger zwingend sind, weil sie zur allgemeinsten Ebene sozialer Normen gehören und somit im konkreten Handeln immer noch spezifiziert werden müssen, was in sozialen Verhältnissen unüberschaubarer Komplexität auf entsprechend viele unterschiedliche Arten geschehen kann. Die Ausführungen Welzers zur nationalsozialistischen Moral zeigen am wohl extremsten denkbaren Fall, wie Menschen durch in Binnengruppen herausgebildete Deutungsmuster noch Handlungen als moralisch interpretieren können, die dem Moralempfinden jedes Menschen scharf widersprechen, oft einschließlich ihres eigenen. Die Abwendung von Schaden und Leid von Menschen beispielsweise verlangt bereits dann nach reflexiver Interpretation und selektiver Anwendung, wenn man wahrzunehmen meint, dass andere anderen Schaden zufügen und man selbst sie gewaltsam daran hindern könnte. Das lässt sich ähnlich für alle Dimensionen der Moral bzw. moralischen Fragen durchdeklinieren. Je weniger soziale Positionen und Beziehungen in ihrer Form und Bedeutung in einer normativen Struktur determiniert sind, desto größer ist die Variabilität moralischer Interpretation sozialer Wirklichkeit, wobei die moralischen Intuitionen interpretationsabhängig verschiedenen Urteilen über dasselbe Geschehen Plausibilität und Evidenz verleihen können. Auch wenn sich alle Menschen streng an einem allgemeinen Kantschen Sittengesetz orientierten, würden sie unterschiedlich handeln, weil ihre verschiedenen Realitäts- und Situationsdeutungen in der Anwendung gleicher Prinzipien zu unterschiedlichen Schlussfolgerungen führen würden (vgl. Haidt 2013: 145).

Ideologische Verführungen sind selektive Spezifikationen allgemeiner normativer Orientierungen, die für ihre Adressaten nicht nur Komplexität reduzieren, sondern an etwas Wahres zu rühren scheinen. Eben das macht sie verführerisch.<sup>31</sup>

---

<sup>31</sup>Im Hinblick auf den Nationalsozialismus, aber auch auf die Möglichkeit anderer totalitärer Verführungen erscheint vom Standpunkt dieser Arbeit die Erklärung des Autoritarismus als ‚Flucht vor der Freiheit‘ (*Escape from Freedom*) fruchtbar, die Erich Fromm (1977) vorgelegt hat. Fromm setzt bei dem Verlust der überkommenen ‚primären Bindungen‘ am Ausgang des Mittelalters an, die auch im ersten Abschnitt dieses Kapitel nachgezeichnet wurden. Die hier entstehende Freiheit stellte sich ihm zufolge vielfach als Bindungslosigkeit dar, was zu einer Sehnsucht nach sicherheitgebenden Autoritäten führte. Vgl. dazu, wie schon erwähnt, Sennett (2008). Der Punkt ist, dass Menschen unvermeidlich ein Bedürfnis nach normativen Strukturen

Den Trägern unvereinbarer oder verfeindeter Ideologien erscheint jeweils ihr eigener Ausblick nicht als ideologisch, sondern als unverschleierte Wirklichkeit, weil er sich auf affektiv und intuitiv unmittelbar wahrgenommene Evidenzen stützt, deren Wahrnehmung aber notwendig selektiv ist. Nimmt man die Einsichten der Selbstbestimmungstheorie und des sozialen Intuitionismus zusammen, müsste eine Strategie der Prävention von ideologischen Exzessen erstens die Frage ernst nehmen, worauf jeweils die Attraktivität einer Ideologie beruht, und zweitens um eine Kommunikation bemüht sein, die auf absolute Wahrheitsansprüche verzichtet, weil diese in beide Richtungen die Möglichkeit verstellen, sich den Ausblick der jeweils anderen plausibel zu machen, indem man ihnen erlaubt, alternative moralische Intuitionen in sich selbst zu evozieren. Dies ist Voraussetzung sowohl des Überzeugens als auch des Verstehens anderer.

Die gemeinsamen Grundlinien menschlichen Moralempfindens bestehen auf einer höheren Ebene der Allgemeinheit als seine Anwendungen im praktischen Leben, die Ausdruck der von Gruppe zu Gruppe und Person zu Person unterschiedlichen Situations- und Weltdeutungen sind. Versuche einer strengeren, stärkeren Selbstbindung an moralische Regeln sind deshalb nicht geeignet, sozialen Frieden oder Fortschritt sicherzustellen, und können geradewegs das Gegenteil implizieren. Soziale Konflikte in Verbindung mit der Tatsache, dass die Anwendung moralischer Prinzipien über perspektivisch gebundene symbolische Konstruktionen verläuft, die als solche verschiedensten Kontingenzen und Heuristiken unterworfen sind, kann gewalttätiges und zerstörerisches Handeln als moralisch geboten und richtig erscheinen lassen.

Jede tatsächlich handlungsrelevante, wirksame Moral ist als Ausdifferenzierung moralischer Intuitionen, die in einer bestimmten sozialen Praxis funktional ist und reproduziert wird, eine selektive Konkretisierung des Allgemeinen, und jede auf ihr beruhende Handlung ist noch einmal eine Konkretisierung des gesellschaftlich Allgemeinen für einen spezifischen Anwendungsfall. Diese Selektivitäten sind indes nicht beliebig, sondern von sozialen Zwängen und Bedürfnissen spezifisch motiviert und geformt. Einer rationalen und humanistischen Kritik gesellschaftlicher Verhältnisse müsste es darum gehen, diese Motivationen zu verstehen und ernst zu nehmen, um die Chancen möglichst vieler Menschen auf Autonomie und Bedürfnisbefriedigung zu verbessern. Dabei muss man sich immer die

---

haben, das nicht nur mit Blick auf totalitäre Versuchungen, sondern auch im Zusammenhang der Frage nach erstrebenswerten Lebensbedingungen erst zu nehmen ist.

Konstitution eines Menschenlebens aus einer Reihe verschiedener Handlungsfelder vor Augen halten, und darüber hinaus die Möglichkeit der Ambivalenz dieser Handlungsfelder selbst, die einem Menschen in Teilaspekten widerstreben und in anderen gleichzeitig Befriedigung verschaffen können. Auch kompensatorische Befriedigungen haben befriedigende Qualitäten und sind insofern nicht beliebig. Soziale Verhältnisse müssen daher in hoher Auflösung auf die Funktionen hin untersucht werden, die sie für die darin verstrickten Menschen besitzen, um erstens das Verhalten dieser Menschen verstehen und zweitens auf rationaler Grundlage nach Lösungen und Alternativen fragen zu können – woraus sich bereits ergibt, dass mit Alternativen nicht Generalentwürfe gemeint sein können. Je befriedigender diese auf dem Papier sind, desto weniger tragen sie anderen Perspektiven als derjenigen ihrer Gestalter und Anhänger Rechnung und desto weniger sind sie daher auch umsetzbar. Versuche ihrer Umsetzung haben allerdings Folgen, und je enger sie sich ihnen verpflichten, desto unmittelbarer impliziert dies Zwang und Gewalt (vgl. Berlin 1995c: 234, 250).

## 7.7 Schlussbetrachtung: Autonomie und Kultur

Die Antwort dieser Arbeit auf die Frage, was Autonomie ist, fällt unbefriedigend aus, wenn man sich darunter eine auszeichnende Eigenschaft vorstellt, die bestimmte Menschen gleichsam wie ein magisches Amulett befähigt, sich heroisch den Verlockungen und Nötigungen sozialer Gruppen entgegenzustellen. Es gibt kein solches Amulett. Das heißt, es gibt keine befriedigende Antwort, die innerhalb des traditionellen Konformitätsparadigmas funktionieren würde. Dessen Gegenüberstellung von Individuum und Gruppe als antagonistische Größen kann nur in einem räumlich und zeitlich eng begrenzten Beobachtungsrahmen Bestand haben, den eine Erklärung des Beobachteten in der Regel sprengen muss. Jedes als sinnvoll verstehbare Handeln ist an sozialen Normen orientiert und insofern ‚konform‘. Nichtsoziale Normen sind ein Unding, und ein von ihnen geleitetes Verhalten erschiene nicht autonom, sondern irrational.

Die Autonomie eines Menschen ist vielmehr das Maß, in dem seine Lebensaktivität unmittelbarer Ausdruck seiner Präferenzen ist. Dieser Autonomiebegriff ist nah an dem der Selbstbestimmungstheorie, der sich im Zusammenhang der empirischen und soziogenetischen Untersuchungen dieser Arbeit als soziologisch anschlussfähig erwiesen hat. Autonomie in diesem Sinn ist nur möglich, soweit

die gegebene Sozialstruktur Positionen bietet, in denen Aktivität im Einklang mit Präferenzen Anerkennung erfährt, und das betreffende Individuum diese Positionen auch erreichen kann. Der Autonomiebegriff erfüllt seine Funktion in der Kommunikation dadurch, dass er an das allgemein vertraute Empfinden appelliert, mit der eigenen Aktivität im Einklang zu sein oder nicht. Dieses Empfinden ist aber nur die subjektive Seite eines objektiv gegebenen Aspekts individueller Aktivität und Existenz. Dies wird an dem Umstand anschaulich, dass zur autonomen Lebensaktivität in einer bestimmten Position entsprechende technische und soziale Kompetenzen nötig sind, die über ausgedehnte Zeiträume hinweg entwickelt werden müssen und von Beobachtern nicht auf ein bloßes Empfinden reduziert werden können.

Der Sozialisationsprozess beinhaltet Hand in Hand mit diesem Erwerb von Fähigkeiten die sukzessive Verfeinerung individueller Präferenzen in aktiver Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit. Die Ausgestaltung von Präferenzen und Fähigkeiten kann sowohl als Verinnerlichung als auch als Veräußerlichung gelesen werden, und erst die Verbindung beider Lesarten ist als Annäherung an das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft fruchtbar. Mit ihrer Verinnerlichung nach sozial gegebenen Modellen werden zugleich dem Organismus innewohnende Potentiale und Präferenzen verwirklicht und veräußerlicht. Das Individuelle und das Soziale werden erst dann antagonistisch, wenn einem Menschen die Verwirklichung eines maßgeblichen Teils seiner Präferenzen durch gesellschaftliche Beschränkungen und Zwänge verwehrt ist oder soziale Forderungen an ihn gerichtet werden, die er nicht zurückweisen, aber im Licht seiner Präferenzen auch nicht verinnerlichen kann.

So ist es durchaus möglich, nach dem Grad der Verwirklichung von Autonomie bei verschiedenen Individuen zu differenzieren. Allerdings spricht man dann nicht nur über ein Persönlichkeitsmerkmal, sondern über eine Korrespondenz von Präferenzen, Kompetenzen und sozialen Positionen, die sich kontinuierlich im Lebensprozess realisiert. Ist diese Korrespondenz in hohem Maß gegeben, schlägt sich das durchaus in globalen Merkmalen der Person nieder, etwa in Lebenszufriedenheit und Selbstwertgefühl, mit den positiven Folgen für die psychische und physische Gesundheit (Deci & Ryan 2012: 87). Die im dritten Kapitel vorgestellte Autonomie-Skala geht insofern in die richtige Richtung. Es ist dennoch nicht davon auszugehen, dass Individuen mit schwach oder stark ausgeprägter Autonomie in diesem Sinn gleiches Verhalten in einer für sie fremdartigen experimentellen

Situation zeigen, weil die von Mensch zu Mensch verschiedenen Formen, in denen sich ihre Autonomie realisiert, entsprechend unterschiedliche Möglichkeiten der Deutung und Handhabung der experimentellen Situation eröffnen. Auch heroische Formen des Widerstandes gegen soziale Zumutungen manifestieren sich nicht als Ausdruck einer globalen Disposition zum Heroischen, sondern als Funktion des Aufeinandertreffens sozialer Konformitätsforderungen mit einem Gefüge von Präferenzen und Kompetenzen, das in erheblichem Widerspruch zu diesen Forderungen steht *und* alternative Handlungspfade eröffnet. Heroismus ist immer außeralltäglich und kann bestenfalls nachträglich, nachdem er sich durch eine unvorhergesehene Ereignisfolge manifestiert hat, als Ausdruck einer persönlichen Disposition interpretiert werden. Die Zuschreibung von Heldentum zeigt indes die soziale Basis der normativen Orientierungen, die sich in der heroischen Tat ausdrücken: Wer sich allen entgegenstellt, wird von niemandem als Held verehrt.

Die moderne Gesellschaft ist gekennzeichnet durch eine historisch beispiellose Vielzahl und Vielfalt sozialer Funktionen und Positionen, deren Lebenspraxis Individuen sich zu eigen machen können. Komplementär verhält sich dazu eine Diffusion gesellschaftlich geteilter Normativität. Persönliche Beziehungen und vertraute Handlungskontexte führen ein Inseldasein in einer von Fremden bevölkerten und opaken Welt. Die Intentionen anderer und die Kontexte ihres Handelns sind schwerer erkennbar, und die eigene soziale Integration mit der korrespondierenden Verinnerlichung gruppenspezifischer Verhaltensnormen und Kompetenzen wird prekär. Das Individuum muss unter den zahlreichen Optionen, die sich prinzipiell bieten, individuell geeignete sondieren, erproben und auswählen. Dieser Modus der gesellschaftlichen Integration ist mehrdimensional; Beruf und Privatleben sind nur die größte Unterscheidung von Praxisfeldern, in denen sich das Individuum simultan um die Verwirklichung von Autonomie bemühen muss und Möglichkeiten der Verwirklichung von Präferenzen miteinander konfigurieren können. Die soziale Polynormativität bringt insofern tatsächlich eine spezielle Art von Konformitätsverhalten mit sich, als in der Konfrontation mit zahlreichen zunächst fremden Praxisformen diese tentativ akzeptiert werden müssen, um sie zu verstehen, sich zu ihnen in Beziehung zu setzen und ihre eventuelle Eignung zur Verwirklichung der eigenen Präferenzen zu prüfen. Diese Haltung der Offenheit steht einer vollen Verwirklichung von Autonomie tendenziell entgegen, weil dabei vieles kursorisch übernommen und nichts vollkommen verinnerlicht wird. Das Leben in der Moderne verlangt hier nach einer diffizilen Balance zwischen

der Aneignung spezifischer Positionen innerhalb von Gruppen und Organisationen auf der einen Seite und der Kompetenz zur Kommunikation und Interaktion mit Individuen aus anderen sozialen Feldern auf Basis der gesamtgesellschaftlich gültigen Normierungen auf der anderen.

Je differenzierter eine Gesellschaft ist, desto vielfältiger sind auch die Formen, die eine Konfiguration von Präferenzen und korrespondierender Lebenspraxis prinzipiell annehmen kann. Hiermit verbreitert sich die Spanne der Potentialitäten dessen, was ein Mensch oder Figurationen von Menschen tun können, zu tun gezwungen sein können und wollen können. Diese Tatsache allein ist kein Anzeichen für gewachsene Konformitätsbereitschaft, denn dass Menschen in der Gesamtschau alles mögliche glauben und tun können, impliziert nicht, dass jeder einzelne von ihnen alles mögliche glauben und tun könnte.

Hinsichtlich der Gefahr destruktiver sozialer Prozesse gilt im Sinne des oben gesagten, dass Autonomie nicht als Absicherung geeignet ist, wenn man sie auf ein psychologisches Merkmal von Individuen reduziert, statt sie als Aspekt und Funktion der sozialen Integration von Individuen zu sehen. Autonomie verwirklicht sich durch die Aneignung sozialer Positionen, ist also in Art und Grad ihrer Verwirklichung von den jeweils gegebenen Sozialstrukturen abhängig. Wenn diese sich wandeln, steht es einem Individuum nicht frei, an einer früher etablierten Gestaltung der Lebenspraxis festzuhalten. Die Vorstellung, dass moralische Grundsätze in dieser Weise geeignet wären, relativ unabhängig von gegebenen Sozialstrukturen destruktive Handlungen zu verhindern, verkennt, dass moralische Orientierungen unvermeidlich perspektivgebunden und damit selektiv angewendet werden. So kann Moral, weit davon entfernt, Destruktivität zu verhindern, diese umgekehrt gerade motivieren und legitimieren.

Autonomie ist hingegen durchaus eine Größe, die Destruktivität unwahrscheinlich macht, wenn man sie als Aspekt einer Lebenspraxis begreift, in der die individuellen Präferenzen möglichst vieler Menschen in hohem Maß verwirklicht werden können, die Grundbedürfnisse nach Kompetenz, Autonomie und Verbundenheit entsprechend befriedigt sind und ihre Befriedigung nicht bedroht erscheint. In diesem Fall besteht kein Anlass für gewalttätiges Handeln. Ein solcher Zustand vollendet harmonischer Integration erscheint utopisch, aber jede Annäherung an ihn als Fluchtpunkt, wie entfernt auch immer er liegen mag, stellt einen realen sozialen Fortschritt dar.

Sofern man annimmt, dass solcher Fortschritt nur in sehr groben Zügen plan- und steuerbar ist, setzt dieser eine gesellschaftliche Kommunikation voraus, welche die gegebene Vielfalt an Standpunkten und Perspektiven möglichst umfassend abbildet und ernst nimmt. Die meisten Menschen in den westlichen Gegenwartsgesellschaften sind nicht auf Leben und Tod in soziale Konflikte verstrickt und daher prinzipiell in der Lage, den eigenen partikularen Standpunkt als solchen zu reflektieren, dadurch andere Standpunkte dem Verständnis zu erschließen und so ein vollständigeres Bild der Wirklichkeit mitsamt der (perspektivischen) Vielfalt ihrer moralischen Dimensionen zu gewinnen. Dadurch ließe sich die gemeinsame normative Basis stärken, die nur durch ein vertieftes Verständnis des Zustandekommens dieser Perspektivenvielfalt sichtbar wird, und ließen sich die gegebenen Autonomiechancen vermehren, weil die Möglichkeiten des Realitätsbezugs mit der Einsicht in die Perspektiven anderer zunehmen.

Die Arbeit schließt im Folgenden mit einer Diskussion der menschlichen Natur und ihrer Vernachlässigung in den Sozialwissenschaften. Diese Vernachlässigung versperrt den einzigen Weg, auf dem die Nichtbeliebigkeit menschlicher Orientierungen, Bedürfnisse und Perspektiven wissenschaftlich behauptet und begründet werden kann. Ohne einen verstehenden Zugang zu dieser Nichtbeliebigkeit bleibt Autonomie mysteriös und fehlt eine gemeinsame Bezugsgröße der Kommunikation über normative Fragen. Diese Feststellungen erscheinen nur dann zu absolut, wenn man verkennt, dass jede empirische oder normative Aussage über Menschen bereits jetzt Annahmen über die menschliche Natur impliziert. Mit der Vermeidung der Diskussion vermeidet man nicht solche Annahmen, sondern nur ihre Begründung und Verwissenschaftlichung.



# Ausblick: Autonomie und die menschliche Natur

It is now universally accepted in psychology that some things are easy to learn (e.g., fearing snakes), while others (fearing flowers or hating fairness) are difficult or impossible.

*Jonathan Haidt und Fredrik Bjorklund*<sup>32</sup>

Die menschliche Autonomie führt in den Sozialwissenschaften ein Schattendasein. Die umfangreiche Forschungsliteratur zur Konformität zeigt dies beispielhaft. Sie handelt insofern unverkennbar von Autonomie, als sie deren wahrgenommenes Fehlen problematisiert, macht aber die Autonomie selbst kaum je direkt zum Thema. Annahmen über sie werden meist nur als Negativum des eigentlich Diskutierten sowie in Andeutungen erkennbar. So fokussiert die Unterscheidung Aschs zwischen ‚Nachgeben‘ und ‚Unabhängigkeit‘ auf das Maß der Bestimmung des Verhaltens der Versuchsperson durch die Gruppe, also auf einen bestimmten, postulierten funktionalen Zusammenhang des Verhaltens beider und, je nach dem, sein Fehlen. Wodurch aber ist das Verhalten der Versuchspersonen bestimmt, wenn dieser Zusammenhang tatsächlich fehlt, es also ‚unabhängig‘ ist? Asch zufolge dadurch, dass sie unabhängigen Zugang zum *Faktum* der relativen Linielängen haben (1956: 66) und nach Maßgabe eines „Wertes“ handeln, welcher „die Wichtigkeit geltend macht, für sich selbst zu denken und ein Individuum zu sein“. Mit diesem Wert konfligiere ein anderer, der sie zur Anpassung dränge (ebd.: 36).<sup>33</sup>

---

<sup>32</sup>2008: 183

<sup>33</sup> „In fact, the situation possessed personal relevance because it provoked a conflict of values and revealed to some a double system of values at work – one value which prompted them to conform, coupled with another that asserted the importance of thinking for oneself and being an individual.“ Übers. S. W.

Aber wenn uns diese beiden Werte als solche auch gleichberechtigt erscheinen mögen, gilt das nicht für die an ihnen orientierten Antwortmöglichkeiten, wie die im ersten Kapitel erwähnte Rezeptionsgeschichte des Asch-Experiments zeigt und jeder nachempfinden kann. Der qualitative Unterschied zwischen diesen verbirgt sich in dem Wort ‚Faktum‘. Werte sind soziale Größen, und wenn es nur um sie ginge, müsste man den Konflikt der Versuchspersonen als kontingentes Produkt einer Konfiguration von sozialen Herkunfts- und Situationsbedingungen ansehen, wobei jede Priorisierung eines dieser Werte selbst nur auf einem kontingenten Werturteil beruhen könnte. Doch wiederum heißt ‚sozial‘ nicht ‚beliebig‘. Der Begriff des Faktums setzt der Relativität von Werten Grenzen; er diktiert in gewissem Umfang, wie das eine oder andere Verhalten zu werten ist. Er entzieht die Gültigkeit bestimmter empirischer Daten dem Bereich dessen, was perspektivisch relativ ist, indem er Menschen einen direkten, nicht sozial kontingenten Zugang zur Wirklichkeit zuspricht.

Das Asch-Experiment muss Menschen einen funktionalen und verlässlichen grundlegenden Realitätsbezug zusprechen, und ohne einen solchen könnten sie tatsächlich nicht über Autonomie verfügen. Oben wurde ausgeführt, dass ein Handeln, um als autonom zu gelten, sich dadurch auszeichnen muss, dass es für andere Menschen als vom Standpunkt des Handelnden ausgehend richtiges Handeln erscheint. Wenn die Maßstäbe des Richtigen aber allein auf sozialem Konsens beruhen, wäre Autonomie nur Konformität zwischen Handelnden und Beobachtern im betreffenden Fall. Wie im siebten Kapitel ausgeführt, setzt die Wahrnehmung und Zuschreibung von Autonomie tatsächlich eine solche Übereinstimmung voraus. Das zugrunde liegende Normensystem muss sich aber über diese soziale Übereinstimmung hinaus dadurch auszeichnen, dass es subjektiv und intersubjektiv funktional ist, indem es ein Handeln anleitet, das regelmäßig erwartete Zusammenhänge zwischen Intentionen, Handlungen und Wirkungen hervorbringt. Dies kann es nur, wenn es nicht beliebig ist, sondern die Lebensbedingungen der Betroffenen reflektiert und in diesem Sinn realitätsadäquat ist, was wiederum heißt, dass die Zuschreibung von Autonomie in seinem Rahmen nicht *nur* eine perspektivgebundene Zuschreibung und Richtigkeit nicht *restlos* relativ sein kann. Andernfalls müssten wir Tatsachenbehauptungen ebenso wie moralische Urteile stets unter den Vorbehalt stellen, dass sie letztlich nicht besser oder schlechter seien als beliebige andere und uns nur aufgrund unserer sozialen Herkunft und Situation momentan so erscheinen. Unter dieser Prämisse wäre

Wissenschaft unmöglich oder müsste sich auf die Ermittlung sozialen Konsenses beschränken, und der Erfolg vor allem der Naturwissenschaften wäre schwer zu erklären.

Die Beschaffenheit des Realitätsbezugs von Menschen, soweit dieser universell und nicht einer vermeintlichen Willkür sozialer Normsetzung anheim gestellt ist, wurde in dieser Arbeit bis hierher nur punktuell erwähnt, während die Fachliteratur überwiegend einen solchen Realitätsbezug grundsätzlich annimmt, ihm aber nicht systematisch oder theoretisch Rechnung trägt. Dies muss zum Abschluss dieser Arbeit noch diskutiert werden, weil jede Vorstellung von Autonomie ohne ein Konzept dieses Realitätsbezugs in der Luft hängen bleibt.

In einem wegweisenden Beitrag des Anthropologen John Tooby und der Psychologin Leda Cosmides (1992) findet sich eine systematische Rekonstruktion und Kritik dessen, was sie als „Standardmodell der Sozialwissenschaften“ bezeichnen. Gemeint ist damit ein populäres Menschenbild, das davon ausgeht, Menschen seien von Natur aus in einem Maß ungeformt und in ihrer psychischen Konstitution unspezifisch, dass die Gestalt ihrer empirischen Existenz, also Kultur und Individualität, weitgehend restlos sozialer Herkunft seien. Die Vorstellung von Konformität als einer pauschalen oder beliebigen Beeinflussbarkeit von Menschen fügt sich in dieses Bild von Menschen als ‚unbeschriebene Blätter‘; von seinem Standpunkt aus ist sie sogar logisch notwendig, und nur von seinem Standpunkt aus ist sie plausibel. Sie erweist sich als Ausdruck eines schweren Defekts zeitgenössischer Sozialwissenschaften, auf den es zurückzuführen ist, dass die individuelle Autonomie in ihnen keinen komfortablen Platz haben *kann*, und der ihre praktische Verwirklichung eher behindert, soweit die Sozialwissenschaften dazu einen Beitrag leisten könnten.<sup>34</sup> Die Unmöglichkeit, im Rahmen dieses Modells den Realitätsbezug von Menschen zu spezifizieren, ist Ausdruck dieses Defekts.

Im Folgenden wird nach Tooby und Cosmides kurz der Gedankengang des sozialwissenschaftlichen Standardmodells wiedergegeben, damit das Gemeinte klar ist und im Anschluss die theoretischen und praktischen Implikationen für die individuelle Autonomie herausgearbeitet werden können. Die Einteilung der Dar-

---

<sup>34</sup>Die programmatische Stoßrichtung von Tooby und Cosmides befindet sich dabei übrigens in völliger Übereinstimmung mit dem älteren Plädoyer Norbert Elias', die verschiedenen Wissenschaften in einem integrierten ‚Modell der Modelle‘ in Beziehung zueinander zu setzen, das die relative Autonomie jeder Wissenschaft gegenüber den anderen entsprechend der relativen Autonomie ihres Gegenstandsbereiches gegenüber denen der anderen spezifiziert (Elias 1996b: 62; Elias 1990b: 222ff.). Sie bezeichnen dieses Desiderat als Überführung des ‚Standardmodells der Sozialwissenschaften‘ in ein ‚integriertes Kausalmodell‘ (vgl. Tooby & Cosmides 1992: 23ff.).

stellung in einzelne Gedankenschritte, die das Standardmodell geht, wird übernommen (vgl. Tooby & Cosmides 1992: 25ff.).

1. Menschliche Gruppen im diachronen und synchronen Vergleich unterscheiden sich in ihren Kulturen bzw. den Verhaltensweisen ihrer Mitglieder stark voneinander. Diese Unterschiede können nicht auf genetische Anlagen zurückgeführt werden und sind mithin sozialer Natur. Dies ist der einzige Schritt, so Tooby und Cosmides, der nicht zu beanstanden ist. 2. Obwohl Säuglinge überall gleich sind, unterscheiden sich Erwachsene in hohem Maß voneinander. Da eine ‚Konstante‘ (das biologische Erbe) nicht eine ‚Variable‘ (Unterschiede im Verhalten Erwachsener) erklären kann, kommt die ‚menschliche Natur‘ nicht als Ursache der geistigen Organisation erwachsener Menschen und ihrer sozialen Systeme in Frage. 3. Weil die komplexen Fähigkeiten Erwachsener bei Säuglingen fehlen, müssen sie aus einer äußeren Quelle heraus erworben sein. Die angeborene Ausstattung von Säuglingen beschränkt sich auf einige relativ formlose Triebe und die Fähigkeit, zu lernen. 4. Besagte äußere Quelle mentaler Organisation ist offensichtlich – diese ist im Verhalten der erwachsenen Gruppenmitglieder manifestiert. 5. Es ergibt sich eine eindeutige Kausalität, die an der kindlichen Entwicklung beobachtbar ist: Die kulturellen und sozialen Elemente, aus denen sich Individualität formt, existieren vor dem Individuum in Form der Kultur. Der Geist erschafft sie nicht, sondern wird von ihnen erschaffen. 6. Was die komplexe und reiche Realität der menschlichen Existenz formt und näheres Studium lohnt, ist jene Ansammlung von Inhalten, die man ‚Kultur‘ nennt. Ihr Lokus ist außerhalb von Individuen.

Die folgenden Schritte befassen sich nun mit der Frage, die sich daran anschließt: Wenn Kultur die Individuen erschafft, wer oder was erschafft dann die Kultur? Woher stammt Organisation in der menschlichen Existenz überhaupt?

7. Sie kann jedenfalls nicht aus dem Individuum stammen, also der menschlichen Natur oder evolvierter Psychologie, von deren Organisation angenommen wird, dass sie sich auf das kaum Beeindruckende beschränkt, das Säuglinge mitbringen. 8. Soziale Organisation muss aus emergenten Prozessen entstehen, die sich autonom auf der Ebene von Gruppen realisieren. 9. Die menschliche Natur beschränkt sich demnach auf die Fähigkeit, Kultur zu verinnerlichen. Soweit die natürliche psychische Ausstattung von Menschen dazu einer komplexen Organisation bedarf, ist diese zunächst aber inhaltlich unbestimmt wie ein Computer, dem noch die Software fehlt. Entsprechend gibt es daran nicht viel und nichts Wichtiges zu erforschen. 10. Für die Psychologie bleibt innerhalb dieses Modells

die Aufgabe, jene zunächst inhaltsfreien, allgemeinen, kontextunabhängigen Mechanismen zu entschlüsseln, die mit der Funktion evolviert sind, jede kulturelle Botschaft gleichermaßen verarbeiten zu können, und die vor allem umgekehrt der Kultur keine Zwänge auferlegen dürfen, weil das mit der Gesamtanlage des Modells in Konflikt stünde.

An dieser Stelle ist man vielleicht geneigt, zu protestieren, weil kaum jemand obige Aussagen in dieser Form unterschreiben würde. Es sei doch allgemein bekannt, dass menschliches Verhalten immer Ausdruck von beidem sei, von natürlichen Anlagen und sozialer Prägung. Dieser Einwand ist vorschnell. In derart allgemeinen Begriffen ist es tatsächlich bekannt. Sobald es aber um bestimmte sozialwissenschaftliche Probleme oder gesellschaftliche Fragen geht, herrscht die mit großer Selbstverständlichkeit vertretene und zuweilen wütend verteidigte Praxis (vgl. Pinker 2003: 8), Gründe und Erklärungen für Verhalten ausschließlich in den jeweils aktuellen sozialen Verhältnissen zu suchen und die Biologie entweder überhaupt nicht zu berücksichtigen oder als Randnotiz zu trivialisieren – eben als erschöpfte sie sich in einigen relativ formlosen Trieben und der Fähigkeit, zu lernen.

Das Modell beruht auf einer ganzen Reihe von Fehlschlüssen, und je mehr die neue, naturwissenschaftlich orientierte Erforschung des menschlichen Geistes voranschreitet, umso entschiedener muss man auch sagen, vermeidbaren Wissenslücken und theoretischen Inkonsistenzen.

Aus der ‚Ungeformtheit‘ von Säuglingen folgt zunächst einmal nicht, dass die psychischen Strukturen, die ein Mensch später aufweist, vollständig auf soziales Lernen zurückgehen – sonst müsste das etwa auch für Zähne gelten, die ein Säugling ebenfalls noch nicht hat (vgl. Tooby & Cosmides 1992: 33, 81f.). Ein Mensch hört nicht bei der Geburt auf, biologisch organisierte Entwicklungen zu durchlaufen.<sup>35</sup> In der Annahme, das Wirken der Biologie sei mit der Geburt quasi beendet und der Mensch nun der Kultur überantwortet, verbindet sich ein Leib-Seele-Dualismus mit der von Elias so ausführlich beschriebenen und kritisierten Wahrnehmung von Individuum und Gesellschaft als getrennt existierende Gegebenheiten. Letztere war als notwendige Voraussetzung der oben wiedergegebenen Denkfigur des sozialwissenschaftlichen Standardmodells schon deutlich erkennbar. Wenn man das Individuelle und das Soziale als Alternative statt als

---

<sup>35</sup>Im Gegenteil nehmen Korrelationen in der Ausprägung erblicher psychischer Merkmale bei Eltern und Nachkommen mit steigendem Lebensalter der letzteren zu (Bouchard 2004).

Funktionszusammenhang begreift und die Formgebung der menschlichen Existenz auf der sozialen Seite verortet, bleibt logisch kein Platz für eine relativ autonome Biologie, weil diese – im Alternativen-Modell – zum Individuellen gehört. Der begriffliche Gegensatz zwischen biologisch und kulturell ist eng mit demjenigen zwischen individuell und sozial verbunden. Er ist dementsprechend ebenso künstlich und hinderlich.

Die zentrale Prämisse eines Gegensatzes zwischen dem Geist als eines unflexiblen Produkts der Biologie und eines formbaren der Gesellschaft ist verfehlt: Die Annahme, dass vererbte biologische Struktur eine Beschränkung sei, entspricht der Annahme, dass wir ohne sie noch flexibler, formbarer oder anpassungsfähiger wären, als wir sind. Das ist nicht nur falsch, sondern absurd. Ohne diese evolvierte Struktur besäßen wir überhaupt keine Kompetenzen oder kontingente Anpassungsfähigkeit an die Umwelt. Evolvierte Mechanismen behindern, beschränken oder begrenzen das System nicht in Aktivitäten, die es ohne sie ausführen könnte. Das System könnte nicht auf ‚die Umwelt‘ (d. h. bestimmte Aspekte der Umwelt in organisierter Weise) reagieren, wenn es nicht über Mechanismen verfügen würde, deren Funktion die Herstellung dieser Verbindung ist (Tooby & Cosmides 1992: 38).<sup>36</sup>

Menschen kommen nicht mit einer im Vergleich zu Tieren besonders armen Ausstattung an ‚Instinkten‘ zur Welt, wie immer wieder behauptet wird, sondern müssen im Gegenteil mit einem besonders reichen Repertoire an präorganisierten Realitätsbezügen zur Welt kommen, um die komplexen Anpassungsleistungen an die weitaus variableren ökologischen und sozialen Umwelten erbringen zu können, die menschliche Gesellschaften im Vergleich zu tierischen auszeichnen.<sup>37</sup>

Jedes Individuum wird in eine Gesellschaft und Kultur hineingeboren, die vor ihm da war. Wenn man aber die Vorstellung von Individuum und Gesellschaft als Gegensatz überwindet und innerhalb eines Prozessmodells beide als Aspekte eines

---

<sup>36</sup> „The central premise of an opposition between the mind as an inflexible biological product and the mind as a malleable social product is ill-formed: The notion that inherited psychological structure constrains is the notion that without it we would be even more flexible or malleable or environmentally responsive than we are. This is not only false but absurd. Without this evolved structure, we would have no competences or contingent environmental responsiveness whatsoever. Evolved mechanisms do not prevent, constrain, or limit the system from doing things it otherwise would do in their absence. The system could not respond to ‚the environment‘ (that is, to selected parts of the environment in an organized way) without the presence of mechanisms designed to create that connection.“ Übers. S. W.

<sup>37</sup> Diesen Standpunkt vertrat bereits William James (1890) in ausdrücklicher Zurückweisung der Annahme menschlicher Instinktarmut im Vergleich zu Tieren.

einigen Funktionszusammenhangs begreift, folgt daraus nicht, dass die Organisation von Gesellschaft und Kultur nicht aus der biologischen und psychologischen Organisation von Individuen erwachsen könne, denn eine Gesellschaft verdankt ihre Existenz in der gegebenen Form ihrer Eignung, das Leben und Überleben von Lebewesen mit bestimmter biologischer Beschaffenheit zu organisieren. Individuen werden in Gesellschaften hineingeboren, die nicht einfach ‚schon da‘ waren, sondern schon immer von Individuen mit analoger biologischer Ausstattung, analogen Fähigkeiten, Bedürfnissen und so weiter geformt und getragen wurden – und nicht existieren würden, wenn sie nicht mit dieser biologischen Ausstattung korrespondierten. Tooby und Cosmides verwenden den Begriff ‚Metakultur‘ für den Bereich universeller Aspekte menschlicher Kulturen, die mit Aspekten der biologischen Konstitution des Menschen koevolviert sind.

Es ist tatsächlich gerade die Existenz dieser gemeinsamen metakulturellen Struktur, einschließlich universeller Mechanismen des Ineinandergreifens mit der sozialen Welt, die eine Weitergabe variabler kultureller Formen ermöglicht (1992: 91).<sup>38</sup>

Ein gutes Anschauungsbeispiel ist wie so oft die Sprache. Um die Bedeutungen von sprachlichen Ausdrücken aus den Kontexten der Kommunikation zu erschließen, muss ein Kind ein apriorisches Wissen über die Sinnstrukturen der sozialen Kontexte und Interaktionen mitbringen, in denen es sich wahrscheinlich regelmäßig befinden wird.

Daher beruht das System, mit dem kulturell beliebig verschiedenen Zeichen die richtigen semantischen Bedeutungen zugeschrieben werden, notwendig auf der Beteiligung arttypischer kognitiver Anpassungen sowie auf der Nichtbeliebigkeit der Bedeutungssysteme, die diese kognitiven Anpassungen bewohnen. Diese Mechanismen identifizieren verlässlich evolutionär wiederkehrende Situationen (wie Bedrohung, Spiel oder Essen) so, dass die Beteiligten ähnliche Konstrukte der Situation und Reaktionen darauf hervorbringen, einschließlich der Dinge, die mit hoher Wahrscheinlichkeit über sie gesagt werden (ebd.: 91).<sup>39</sup>

---

<sup>38</sup> „In fact, it is only the existence of this common metacultural structure, which includes universal mechanisms specialized to mesh with the social world, that makes the transmission of variable cultural forms possible.“ Übers. S. W.

<sup>39</sup> „Thus, the system for assigning correct semantic meanings to culturally arbitrary signs necessarily relies on the presence of species-typical cognitive adaptations and on the nonarbitrariness of meaning systems that inhabit these cognitive adaptations. These mechanisms reliably

Dem liegt, wie man sieht, die Ansicht zugrunde, dass man sich den psychischen Apparat als aus einer Reihe von Funktionsmodulen oder -systemen mit spezialisierten adaptiven Funktionen zusammengesetzt vorstellen muss (Tooby & Cosmides 1992: 93f.). Die Emotionen, wie sie in Abschnitt 5.4 diskutiert wurden, sind ein Beispiel für diese Modularität – in bestimmten Kontexten erbringen bestimmte kognitive Systeme bestimmte Leistungen, die Anpassungen an solche Kontexte darstellen und darin entsprechende, dem Überleben dienliche Verhaltensweisen evozieren, während sie in anderen Kontexten irrelevant sind. Auch das Erlernen von Sprache wird nicht einfach durch einen besonders offenen oder besonders leistungsfähigen Geist ermöglicht, sondern durch eine funktionale Spezialisierung unseres Geistes auf das Operieren mit Sprache (vgl. Deacon 1998). Andere solche Funktionssysteme, die zum Teil in dieser Arbeit bereits angesprochen wurden, gewährleisten einer Aufstellung Pinkers zufolge etwa eine Grundkompetenz in den Bereichen der Physik bzw. Mechanik (vgl. Abschnitt 5.1 und 5.2 sowie Tooby & Cosmides 1992: 71), der Biologie (5.4 und 5.5 sowie ebd.: 71), der Technik bzw. Werkzeuge, der („naiven“) Psychologie, der Orientierung im Raum, der Zahlen, Größen und Mengen, der Wahrscheinlichkeit, des Tauschens und Handelns (Reziprozität) und des logischen Schließens (Pinker 2003: 308f.). Diese evolvierten „Geist/Welt-Beziehungen“ (Tooby & Cosmides 1992: 72) befinden sich aber noch auf einer sehr allgemeinen Ebene. Als spezifischere Beispiele nennen Tooby und Cosmides die menschliche Neigung, Angst vor Spinnen und Schlangen zu entwickeln, den Einfluss subtiler ästhetischer Faktoren auf Habitatwahl und Orientierung, den Widerwillen Erwachsener gegen Sex mit Personen, mit denen sie als Kinder zusammengewohnt haben, die Intensität der Liebe zwischen Eltern und ihren Kindern und die oft gewalttätige Leidenschaft, mit der Menschen auf eheliche Untreue reagieren (ebd.: 72). Pinker diskutiert ausführlich einige evolutionär begründete Verhaltensneigungen dieser Art, etwa die, Verwandte zu privilegieren, in ihrem sozialen Konflikt- und Missbrauchspotential – letzteres etwa in Form von Propaganda, die Familienmetaphern mobilisiert (Pinker 2003: 344f.) –; aber auch die Möglichkeiten, dieses zu mindern, wenn man sich ihrer bewusst ist (ebd.: 337ff. u. a.).

---

identify evolutionarily recurrent situations (such as threat, play, or eating) in such a way that the participants have similar construals of the situation and responses to it, including things likely to be said about it.“ Übers. S. W.



Tooby und Cosmides schlagen ein kurios anmutendes, aber instruktives Gedankenexperiment vor, um zu verdeutlichen, dass vor diesem Hintergrund auch die kulturelle Variabilität, die als solche nicht in den Bereich der universellen Metakultur fällt, nicht aus biologisch Ungeformtem geformt sein muss. Das Bild übertreibt, aber es übertreibt auf dieselbe Weise wie dasjenige vom menschlichen Organismus als biologische Hardware, die erst mit kultureller Software Form, Funktion und Zweck annimmt, nur in der anderen Richtung.

Man stelle sich vor, Außerirdische ersetzen alle Menschen durch je eine Jukebox mit einigen Tausend Songs im Repertoire. Alle diese Jukeboxen sind identisch. Zu ihrer Ausstattung gehört neben ihrem identischen Musikprogramm eine Uhr, ein Navigationssystem, das ihre Position bestimmt, und ein Schaltkreis, der aus Zeit, Datum und Ort errechnet, welcher Song zu spielen ist.

Was unsere Außerirdischen beobachten würden, wäre dieselbe Art von Mustern aus Binnengruppen-Ähnlichkeiten und Intergruppen-Unterschieden, die sich an Menschen beobachten lässt: Jede Jukebox in Rio würde denselben Song spielen, jede Jukebox in Peking einen anderen und so weiter, wenn man die Erde umkreist. Das ‚Verhalten‘ jeder Jukebox wäre klar und komplex strukturiert, weil sie alle mit demselben großen Repertoire an Songs ausgestattet wurden. Darüber hinaus würde sich das Verhalten jeder Jukebox mit der Zeit verändern, weil der gespielte Song eine Funktion von Zeit und Datum ebenso wie des Ortes ist. Jukeboxen, die man von einem Ort zum anderen versetzte, würden den Anschein erwecken, die lokalen Songs, Abfolgen und ‚Moden‘ zu übernehmen.<sup>40</sup> Doch die Hervorbringung dieses spezifischen, Kultur-artigen Musters setzt keinerlei soziales Lernen voraus. Das Muster entsteht dadurch, dass die Jukeboxen, wie Menschen, (1) eine universelle, hochorganisierte Architektur teilen, die (2) darauf ausgelegt ist, auf Inputs ihrer lokalen Situation zu reagieren (z. B. Zeit, Datum und Ort) (Tooby & Cosmides 1992: 116).<sup>41</sup>

---

<sup>40</sup>Mit anderen Worten, den Anschein überwältigender Konformität.

<sup>41</sup>„What our extraterrestrials would observe would be the same kind of pattern of within-group similarities and between-group differences observable among humans: In Rio, every juke box would be playing the same song, which would be different from the song that every juke box was playing in Beijing, and so on, around the world. Each juke box’s ‚behavior‘ would be clearly and complexly patterned because each had been equipped with the same large repertoire of songs. Moreover, each juke box’s behavior would change over time, because the song it plays is a function of the date and time, as well as of its location. Juke boxes that were moved from location to location would appear to adopt the local songs, sequences, and ‚fashions.‘ Yet the generation of this distinctive, culture-like pattern involves no social learning or transmission whatsoever. This pattern is brought about because, like humans, the juke boxes (1) share a

Das Bild unterschlägt kulturelle Tradierung, aber nicht um sie zu leugnen, sondern um zu verdeutlichen, dass man beim Begriff Kultur zwischen evolvierter, universeller Metakultur, ‚evozierter Kultur‘ (Jukeboxen) und tradierter Kultur unterscheiden muss, statt sämtliche Kulturbestandteile in den Bereich des sozial Kontingenten und Tradierten zu verweisen (Tooby & Cosmides 1992: 118), wenn man sich der Frage nach der relativen Autonomie des Sozialen und seinen biologischen Grundlagen nähern will.

Das genügt vielleicht, um zu zeigen, dass in den Sozialwissenschaften vorherrschende Menschen- und Gesellschaftsbilder revisionsbedürftig sind. Für die Konzeptualisierung und Verwirklichung individueller Autonomie wäre eine solche biologische und evolutionspsychologische Revision und Fundierung des modernen einschließlich des sozialwissenschaftlichen Denkens über Gesellschaft in dreierlei Hinsicht von Bedeutung.

Erstens: Es ist generell Aufgabe der Wissenschaften, intersubjektiv gültige Aussagen über die Realität zu treffen, die dann den empirischen Ausgangspunkt normativer Entscheidungen bilden, welche immer mehr nötig werden, je weniger normative Ordnungen im Lauf der Gesellschaftsentwicklung als Selbstverständlichkeiten tradiert werden. Normative Entscheidungen können nur so human, rational und erfolgversprechend sein, wie die zugrunde liegenden empirischen Annahmen über Menschen zutreffend sind.

Das Projekt der Aufklärung war die Selbstermächtigung des Subjekts, alle von anderen vorgebrachten Geltungsansprüche selbst zu prüfen und nur zu akzeptieren, wenn es ihre Begründung einsieht. Auf habitueller Ebene war und ist diese immer umfassendere Infragestellung und Delegitimierung autoritativer normativer Geltungsansprüche mit einer Diffusion normativer Struktur in der sozialen Praxis verbunden, wie im vorangehenden Kapitel beschrieben. Daraus ergibt sich die Frage, was für Normen das gesellschaftliche Leben regulieren sollen, und daran anschließend die, wie solche Ansprüche begründet werden können und müssen. Begründungen können nur solange geführt werden, bis man sozusagen auf einen letzten Grund stößt; auf Realitäten, die im Prinzip von allen Menschen eingesehen werden können. Mit solchen Realitäten sind im Idealfall die Wissenschaften befasst. Sie sind als Kulturtechniken die folgerichtige Antwort auf die Diffusion normativer Strukturen, oder mit anderen Worten, auf die gesellschaftliche Kom-

---

universal, highly organized, architecture, that (2) is designed to respond to inputs from the local situation (e.g., date, time, and location).“ Übers. S. W.

plexität, indem sie Denkmodelle und Verfahren bereitstellen und anwenden, die auf gesamtgesellschaftlicher Ebene intersubjektiv einsehbare Begründungen für Entscheidungen über normative Fragen ermöglichen.

Wie in dieser Formulierung schon erkennbar ist, wird die Feststellung intersubjektiv einsehbarer Evidenzen in modernen Gesellschaften teilweise an spezialisierte Praxiszweige delegiert. De facto kann nicht jeder einzelne Mensch die von den Wissenschaften behaupteten Evidenzen mit seinem eigenen Erleben einholen und sich ihrer vergewissern. Die Gültigkeit wissenschaftlicher Aussagen beruht im Rahmen dieser Spezialisierung und Delegation auf der Annahme, dass er es prinzipiell könnte, während er tatsächlich aber den Versuch unterlässt und jene Aussagen auf der Grundlage von Vertrauen als allgemeingültige Artikulationen von Evidenzen akzeptiert, über die andere sich hinreichend vergewissert haben. Die Wissenschaften haben somit sowohl die nominelle Aufgabe als auch die faktische Funktion, unter Bedingungen, in denen normative Strukturen und Entscheidungen sich weniger auf Autorität und Tradierung berufen können und sich grundsätzlich durch Begründung legitimieren müssen, solchen Begründungen eine empirische Basis zu geben. Wenn Menschen darüber streiten, wie bestimmte Aspekte der Wirklichkeit beschaffen sind, und keine Möglichkeit haben, sich darüber selbst zu vergewissern, müssen sie ihre Standpunkte letztlich auf Aussagen von Wissenschaftlern stützen. Das gilt vielleicht umso mehr für Politiker, die normative Festlegungen für andere Menschen treffen und deshalb auch in höherem Maße von diesen gedrängt werden, intersubjektiv einsehbare Begründungen für jene Festlegungen zu liefern.

So wichtig geistige und symbolische Vorgänge und Zusammenhänge sind, letztlich geht es bei normativen Fragen um die Orientierung leibhaftiger Organismen in einer materiellen Welt, zu der sie auch selbst gehören. Wären Menschen nicht imstande, sich über die Beschaffenheit dieser materiellen Welt zu vergewissern, und würden sich stattdessen an symbolischen Konstruktionen orientieren, die nicht in gewissem Umfang reale materielle Gegebenheiten reflektierten, wäre ihr Überleben nicht erklärbar. Die Berücksichtigung der menschlichen Natur ist insofern einfach die Berücksichtigung elementaren Wissens über die Situation, in der sich Menschen befinden und die Wissenschaften Orientierung bieten sollen.

Zweitens: Die Grundannahmen des unbeschriebenen Blatts und der Beeinflussbarkeit erzeugen mehr Verunsicherung, als sie Orientierung bieten, und diese Verunsicherung mündet in Mystizismus, weil man auf Antworten nicht verzichten

kann. Die Hegemonie einer Weltdeutung, die individuelle Autonomie undenkbar macht, ist bei deren Verwirklichung keine Hilfe. Hierher gehört als Symptom der eingangs erwähnte Umstand, dass die Annahme einer autonomen Realitätskompetenz des menschlichen Individuums im Licht dieser Weltdeutung unbequem ist, während wir einer solchen Kompetenz aber bedürfen, um zu leben und Wissenschaft zu betreiben.

In einer polynormativen Gesellschaft ist es unausweichlich, dass Menschen die Verhaltensweisen anderer von ihrem eigenen normativen Standpunkt aus gelegentlich merkwürdig, rätselhaft oder fehlgeleitet erscheinen. Wenn sich Menschen regelmäßig in dieser Situation befinden, muss eine unhinterfragte Vorherrschaft der Auffassung, Menschen seien gleichermaßen unbestimmt und beeinflussbar, immer wieder zu der Schlussfolgerung führen, das vermeintlich fehlgeleitete Verhalten anderer gehe auf ungünstige Einflüsse zurück. Nicht nur beruht hier die Diagnose ‚fehlgeleitet‘ auf entfremdeter Beobachtung, also einem täuschenden Artefakt der sozialen Wahrnehmung, sondern das Modell befördert zugleich einen modernen Mystizismus sozialer Kausalität: Jeder Aspekt von Individualität, so die Vorstellung, geht auf ineinander verschlungene Wirkungen vergangener sozialer Einflüsse zurück; auf einen Wirkungszusammenhang, den man weder im Einzelfall noch als allgemeines Modell jemals aufschlüsseln und sichtbar machen kann, von dem man aber zugleich annimmt, dass er vorhanden und für die Konstitution realer menschlicher Individuen praktisch allein verantwortlich ist. Diese Konstellation macht Individualität zum Mythos.

Pinker diskutiert beispielhaft einige moderne und postmoderne Theorieansätze, die behaupten, die Welt der menschlichen Erfahrung falle mit Sprache, ‚Texten‘, Bildern oder ‚sozialen Konstruktionen‘<sup>42</sup> in eins. Das bedeutet eine Selbster-

---

<sup>42</sup>Es ist bedauerlich, dass man sich von letzterem Begriff distanzieren muss, denn die Klärung des Verhältnisses zwischen den Konstruktionen, die wir verwenden, und den Wirklichkeiten, auf die sie sich beziehen, ist gerade das Programm des wissenschaftlichen Konstruktivismus – also das genaue Gegenteil der Leugnung eines solchen Verhältnisses. Watzlawick schlug deshalb die alternative Bezeichnung ‚Wirklichkeitsforschung‘ dafür vor (1985: 9). Der Kybernetiker Ernst von Glasersfeld bringt es so auf den Punkt: „Der radikale Konstruktivismus behauptet, ähnlich wie Kant in seiner *Kritik*, dass wir die Operationen, mit denen wir unsere Erlebenswelt zusammenstellen, weitgehend erschließen können, und dass uns dann die Bewusstheit des Operierens [...] helfen kann, es anders und vielleicht besser zu machen“ (1985: 17). In diesem Sinn ist gegen den Begriff der ‚sozialen Konstruktionen‘ nicht das Geringste einzuwenden. Allerdings wird er oft so verwendet, als sei mit der Identifikation von etwas als einer sozialen Konstruktion bereits gesagt, dass diese beliebig, entbehrlich oder gar schädlich sei. Unabhängig davon, um welche Konstruktion es sich jeweils handelt, verdunkelt dieser Begriffsgebrauch den menschlichen Realitätsbezug und den Status wissenschaftlicher Aussagen.

mächtigung der jeweils auf diese Ansätze spezialisierten Wissenschaftler – wenn das jeweilige Prinzip oder Medium das einzige ist, was Menschen je zugänglich sein kann, hat der jeweils darauf spezialisierte Ansatz einen privilegierten und exklusiven Zugang zur Realität. Damit ist zugleich Außenstehenden die Möglichkeit versperrt, Aussagen über die Wirklichkeit zu treffen oder zu bestreiten, indem für sie nicht einsichtig ist, ob und wie im Rahmen der Theorie solche Aussagen überhaupt möglich sind (vgl. Pinker 2003: 300f.). Die Beschaffenheit der sozialen Welt wird zum Mythos, während wissenschaftliche Aussagen über sie den Charakter von Offenbarungen annehmen.

Postmodernismen dieser Art mögen extrem sein, aber sie haben mit dem weniger extremen sozialwissenschaftlich informierten Denken über Gesellschaft das Postulat gemein, dass tendenziell alles, was sich an Menschen beobachten lässt, sozialer Herkunft sei oder soziale ‚Ursachen‘ habe; was die erstrangige Zuständigkeit der Sozialwissenschaften gewährleistet, soweit das Postulat als gültig akzeptiert wird.<sup>43</sup> Die Vorstellung, durch die Verbreitung von Wörtern und Bildern würden Menschen praktisch umprogrammiert, da sie ja außer Wörtern und Bildern nichts haben, ist nur ein Extremfall gängigerer Vorstellungen von sozialem Einfluss, wie sie in dieser Arbeit diskutiert wurden. Sie führen inmitten gesellschaftlicher Undurchschaubarkeit zu einem sozialtheoretischen Neurotizismus, der darin besteht, hinter jeder Einstellung, die einem Beobachter als fehlgeleitet erscheint, systemische Fehler und Defekte zu sehen oder zu suchen – klassisches Beispiel sind Eltern, die sich fragen, was sie ‚falsch gemacht‘ haben, wenn der Nachwuchs nicht nach ihren Vorstellungen gerät, oder wechselnde Erziehungsmoden über ihr eigenes Urteil stellen, um das zu verhindern. Wer vom Standpunkt der entfremdeten Beobachtung aus die vermeintlich fehlgeleiteten Präferenzen anderer auf mannigfache schlechte soziale Einflüsse zurückführt, findet sich unweigerlich in einem Meer korrumpierender Kräfte, vor denen die Menschen geschützt werden müssen, was in letzter Konsequenz Gedanken an Zensur und andere Formen autoritärer Kontrolle aufkommen lässt. Dieses Muster zeigt sich etwa darin, dass Menschen in westlichen Gesellschaften mehrheitlich über mögliche Einflüsse der Massenme-

---

<sup>43</sup>In diesem Sinn warf Elias im Zusammenhang mit dem Desiderat eines integrierten Modells der Wissenschaften die Frage auf, wie weit deren Erklärungsansprüche und Spezialisierungen in der Eigenart ihrer Gegenstandsbereiche versus in Konkurrenz- und Statusstreben der wissenschaftlich Tätigen begründet liegen (vgl. Elias 1972). Insbesondere Soziologen hätten „eine Art von traumatischer Abscheu“ vor Versuchen entwickelt, „die Beziehung derjenigen Integrationsstufe, die sie selbst zu erschließen suchen, zu den vorangehenden Integrationsstufen, insbesondere zu den biologischen, klarzustellen“ (Elias 1990b: 234).

dien *auf andere* besorgt sind, sich selbst aber nicht für von ihnen beeinflusst oder beeinflussbar halten, und eine Medienwirkungsforschung vorfinden, die ihnen mit derselben Prämisse entgegenkommt (Gauntlett 2001: 57). Dies ist ein Spezialfall der Konformitätswahrnehmung, wie sie in dieser Arbeit herausgearbeitet wurde.

Geht man von Menschen als unbeschriebenen Blättern aus, ist es letztlich unumgänglich, sich wie im Beispiel der ‚Medienwirkung‘ das Handeln von Menschen nach dem Muster mechanischer Kausalität durch äußere Anstöße zu erklären. Im Beispiel der Medienwirkung und Gewalt wären vom Standpunkt dieser Arbeit aus eher die Details betreffender Fälle zu fokussieren, um zu verstehen, warum bestimmte Medieninhalte für die jeweiligen Täter eine Bedeutung und Funktion annehmen, die sie für andere nicht annehmen, während näherer Aufschluss über die Problemlagen und Leidenssituationen, in denen dies geschieht, verallgemeinerbare gesellschaftsdiagnostische Implikationen haben kann, aber nicht muss. Während die Taten jugendlicher Schulamokläufer im öffentlichen Diskurs etwa auf den Einfluss von Heavy Metal oder Videospiele zurückgeführt werden, offenbart ein näherer Blick schnell, dass man es in der Regel mit tiefgreifenden und weit zurückreichenden psychosozialen Problemen zu tun hat, wobei auch erbliche Dispositionen zu psychischer Krankheit im Spiel sein können (Langman 2009: 141f., 158; Lieberman 2008; Boucharde 2004: 149; Bliesener 2008: 678f.). Die Realität ist komplex und oft weniger befriedigend als eine Deutung dieser Fälle als schlagende Belege für ein systematisches gesellschaftliches Übel, zumal wenn es eines ist, das man ohnehin identifiziert zu haben meint (vgl. Gauntlett 2001: 54f.). Jede nicht selbst wissenschaftlich begründete Favorisierung bestimmter Erklärungsansätze vor anderen versperrt dem Publikum die Chance, sich an normativen Entscheidungen auf der Grundlage empirischen Wissens zu beteiligen, indem sie die normativen Entscheidungen vorwegnimmt. Man verwehrt den Adressaten, mit anderen Worten, die Wissensgrundlage für ein autonomes Urteil.

Drittens: Die moderne, reflexive Form individueller Autonomie geht auf gesellschaftlicher Ebene mit Pluralismus einher. Während aber Pluralismus in der Abstraktion allseits befürwortet wird, tut sich die Annahme vollkommener Gleichheit im Sinne von Unterschiedslosigkeit menschlicher Individuen zwangsläufig schwer mit der Akzeptanz von Unterschieden zwischen ihnen. Die Klüfte in der menschlichen Kommunikation, die durch auf entfremdeter Beobachtung beruhende Deutungen und Moralurteile aufgeworfen werden, bedürfen zu ihrer Überbrückung der Anerkennung und des Respekts für die vom eigenen abweichenden

Realitätszugänge anderer Menschen. Der Umgang mit diesen Unterschieden würde durch Wissen über ihre Beschaffenheit erleichtert, während Unwissen sie nicht aus der Welt schafft.

Als Beispiel für eine solche kommunikative Kluft und einen sozialen Zusammenhang, in dem viele Menschen geneigt sind, die Haltungen anderer als entweder fehlgeleitet oder böse zu deuten, kann die politische Polarität von links und rechts oder ‚progressiv‘ und ‚konservativ‘ dienen, die in der einen oder anderen Variation die politische Landschaft zumindest in allen westlichen Ländern strukturiert. Linke und konservative Einstellungen korrelieren deutlich und konsistent mit der Ausprägung des Persönlichkeitszugs ‚Offenheit für Erfahrung‘ aus dem Big-Five-Konstrukt (McCrae 1996). Menschen, die in diesem Sinn erfahrungsoffener sind, neigen mehr zur Linken, solche mit schwächerer Ausprägung dieses Persönlichkeitszuges mehr zur Rechten. Als kanonisch sozialisierter Sozialwissenschaftler steht man zunächst sprachlos vor dem Befund, dass dieses Merkmal sich nun in Zwillingstudien als in erheblichem Umfang erblich erweist (Bouchard 2004: 148; McCrae 1996: 331f.). Einen Eindruck von der Kommunikationssituation, die sich auch abseits der Politik aus diesen unterschiedlichen Zugängen zur Realität ergibt, vermittelt folgendes Zitat aus einer Studie über ‚Innovatoren‘ und ‚Adaptoren‘ in Unternehmen, die anhand von Items identifiziert wurden, die enge Verwandtschaft mit denjenigen für Erfahrungsoffenheit aufwiesen.

Die Adaptoren fanden, dass die Innovatoren stark dazu tendierten, „neurotisch“ zu sein, obwohl sie nicht genau definieren konnten, was sie damit meinten. Außerdem stuften sie die Innovatoren als extrovertiert ein, was sich zum Beispiel darin äußerte, dass diese gelegentlich durch Überschwang und mangelnde Sensibilität gegenüber anderen auffielen. [...] Innovatoren sahen Adaptoren als dogmatisch, unflexibel und konservativ mit einer merklichen Abneigung, sich ins Unbekannte vorzuwagen (Kirton 1976: 625f. zit. n. McCrae 1996: 331).<sup>44</sup>

So verwundert es nicht, dass Menschen auch dazu tendieren, Partner und Freunde mit vergleichbarer Ausprägung der Offenheitsdimension zu wählen (ebd.: 330f.).

---

<sup>44</sup> „The adaptors thought that innovators tended markedly to be ‚neurotic‘, though adaptors were not able to define exactly what they meant by that term. They tended to class innovators as extraverts, for example, showing periodic ebullience and insensitivity to others. [...] Innovators saw adaptors as dogmatic, inflexible, and conservative, with a marked distaste for venturing into the unknown.“ Übers. S. W.

Eine Spannbreite von verschiedenen starken Ausprägungen von Offenheit in einer Population könnte einen evolutionären Sinn haben und jeweils Ausdruck der Dominanz eines von zwei psychischen Funktionssystemen sein, die in allen Menschen vorhanden sind. DeYoung, Peterson & Higgins (2002) argumentieren, dass sich die Big Five in einem übergeordneten ‚Big-Two‘-Faktorenmodell aufheben lassen, und charakterisieren diese zwei Faktoren als ‚Stabilität‘ und ‚Plastizität‘. Offenheit fällt dabei in den letzteren. Ein System, so das Argument, das sich in variablen Umwelten bewegt, muss dabei auf der einen Seite seine Struktur durch alle situativen Veränderungen hindurch bewahren und behaupten, aber auch eine gewisse Flexibilität mitbringen, auf Inputs zu reagieren, neue Informationen zu verarbeiten und sich entsprechend anzupassen. Das völlige Fehlen von Plastizität oder Stabilität müsste zum Zusammenbruch des Systems führen; es bedarf beider. Die Autoren stützen die Annahme, dass die Big Two beim Menschen zwei Funktionssysteme repräsentieren, die der Balance zwischen Plastizität und Stabilität der Psyche zugrunde liegen, auf Versuche mit Modellen neuronaler Netzwerke, mögliche neuropsychologische Korrelate sowie den Umstand, dass ein Widerstreit zwischen Ordnung und Chaos ein zentrales Motiv verschiedener Volksmythen und Religionen ist (ebd.: 534ff.). Möglicherweise erfüllt die Streuung der Eigenschaft Offenheit in einer Population eine ähnliche Funktion auf Gruppen- bzw. Gesellschaftsebene.

Man betrügt sich um Einsichten in den Reichtum und die Vielfalt menschlicher Existenz, wenn man sich diesem Wissen verschließt, ganz abgesehen davon, dass sowohl die Erklärung solcher Orientierungen allein mit sozialen Einflüssen als auch Deutungen, die Vertreter der Gegenseite seien böse, fehlgeleitet, naiv, romantisch etc. und müssten sich einmal zusammenreißen oder besser informieren, in die Irre führen und in den letzteren Fällen die Gräben vertiefen. Das Wissen, dass zur Konstitution von Menschen auch ein genuin vom eigenen abweichender Ausblick auf die Welt gehört, der zumal seine Berechtigung haben mag, ist eher geeignet, Respekt und Verständigung zu befördern als die Annahme, im Grunde müsste jeder den gleichen Ausblick haben wie man selbst, und wo das nicht der Fall ist, müsse etwas schiefgelaufen sein. Dabei könnte es einem funktionalen und zivilisierten Pluralismus ebenso förderlich sein, dies zum Anlass für die selbstkritische Frage zu nehmen, ob man eine bestimmte Politik deshalb befürwortet, weil man sich von ihr tatsächlich den bestmöglichen Erfolg im Sinne ihres Ziels erhoffen kann, oder eher weil sie in Form und Haltung den



eigenen psychischen Dispositionen entspricht und einem deshalb unabhängig von den Details als ‚richtig‘ imponiert.

Bei alledem sollte klar sein, dass biologische und psychologische Gegebenheiten nicht unsere Entscheidungen determinieren. Wenn sich für Verhaltensweisen oder Neigungen, die wir als denkende Menschen ablehnen, ein biologisches Fundament ausweisen lässt, bedeutet das nicht, dass wir unsere Ablehnung fallen lassen müssten (vgl. Pinker 2003: 230ff.). Ein wesentlicher, wenn nicht der wesentliche Unterschied zwischen Menschen und Tieren besteht darin, dass bei Menschen Akte der Reflexion zwischen Impuls und Handeln eingeschaltet sind, dass wir, mit anderen Worten, weniger unmittelbar als Tiere den Imperativen aktueller Bedürfnislagen, Impulse, Affekte und Reflexe folgen. Wir können uns dagegen entscheiden, etwas zu tun, wozu wir uns momentan getrieben fühlen oder wonach wir ein Verlangen verspüren, wenn wir meinen, dass es unvernünftig wäre oder wahrscheinlich Schäden nach sich zöge. Diese Eigenschaft und Fähigkeit ist der Kern menschlicher Kultur und auszeichnendes Charakteristikum eines kultivierten Individuums.

Zugleich aber wurzeln die Maßstäbe für Vernunft und Schaden selbst in unserer Natur. Sie messen sich letztlich am Wohlergehen von Menschen, und dieses kann sich nur im Einklang mit ihrer Natur herstellen – es ist nur ein anderer Ausdruck dafür –, wobei wir diesen Einklang weitgehend intuitiv erfassen. Letzteres ist auf lange Sicht wiederum eine Voraussetzung des Überlebens. Kultivierung oder Zivilisation ist deshalb nicht eine möglichst weitgehende *Verdrängung* natürlicher Neigungen, sondern ihre *Kultivierung* in einer Form, die tendenziell Befriedigungschancen auf Dauer maximiert und die Schädigung von Menschen minimiert. Bessere Bekanntschaft der menschlichen Natur kann dieses Bemühen, das Zusammenleben weiter zu kultivieren, auf eine rationalere und humanere Grundlage stellen. „Die menschliche Natur bietet eine Messlatte, mit deren Hilfe wir bei jedem Mitglied unserer Art entscheiden können, ob es leidet“ (ebd.: 244). Die Annahme, aus dem Wissen um natürliche Neigungen von Menschen folge eine Legitimation des Auslebens von Impulsen ohne Rücksicht auf andere Erwägungen, steht im Widerspruch zu dem, was schon immer Kultur ausmacht. Wenn es keine Neigungen gäbe, Dinge zu tun, die wir normativ ablehnen, bräuchte es keine Gesetze. Soziale Normen sind immer zugleich Niederschläge dessen, was Menschen sind, und dessen, was sie sein wollen und nach ihrer eigenen Auffas-

sung sein sollten. Wissen über ersteres untergräbt in keiner Weise unser Mandat, letzteres zu bestimmen. Es informiert die Ausübung dieses Mandats.

In dieser Arbeit wurden Aspekte der menschlichen Natur vor allem im Zusammenhang der Annahme intrinsischer Motivation und Bedürfnisse sowie der moralischen Intuitionen relevant. Erstere stellen hier einen Versuch dar, eine empirisch fundierte Alternative zur Vorstellung menschlichen Verhaltens als von außen motiviert anzubieten; die Diskussion letzterer ergab sich aus einer Prüfung der intuitiven Erwartung, dass die Moral einen letzten Maßstab für Richtig und Falsch darstelle oder zumindest darstellen könnte, der für alle Menschen zugänglich und gültig sei. Beide Gedankengänge hatten dabei die Funktion, Fragen des Sollens – autonom handeln, moralisch handeln – mit dem faktischen menschlichen Wollen in Verbindung zu bringen. Die Verwirklichung von Autonomie verlangt nach einer normativen Struktur, und auch abgesehen davon stehen demokratische Gesellschaften kontinuierlich vor der Aufgabe, normative Fragen zu entscheiden, sich also normative Strukturen zu geben. Im Idealfall verfügt eine Gesellschaft über ein Normensystem, das von ihren Mitgliedern so verinnerlicht werden kann, dass ihr Wollen und Sollen in eins fallen; dass die Verinnerlichung von Normen möglichst weitgehend auch als Veräußerlichung von Präferenzen gesehen werden kann. Das Nachdenken über normative Fragen muss sich also daran orientieren, was Menschen *de facto* wollen, es muss zwischen kulturspezifischen und durch bestimmte Umstände bedingten Aspekten dieses Wollens auf der einen und universellen Aspekten auf der anderen Seite unterscheiden, weil nur erstere sich unter anderen Umständen ändern würden, und es muss auf dieser Grundlage berücksichtigen, was Menschen *qua* ihrer natürlichen Konstitution wollen *können*.

Nach all den Abgrenzungen von der Vorstellung des sozialen Einflusses muss vielleicht noch einmal klargestellt werden, dass hiermit nicht bestritten wird, dass Menschen in großem Umfang Ideen, Verhaltensweisen und Normen von anderen übernehmen – zumal dieser Schlussteil gewissermaßen selbst vor dem ‚Einfluss‘ des sozialwissenschaftlichen Standardmodells warnt. Worum es vielmehr geht, ist die These, dass der eigentliche Erklärungsbedarf verfehlt wird, wenn man konstatiert, dass Menschen beeinflusst werden, und vielleicht nachvollzieht, wie das geschieht, anstatt zu fragen, *warum* ein Mensch bestimmte Ideen, Verhaltensweisen und Normen übernimmt, d. h. welchen Sinn und welche Funktion sie für ihn haben. Die letztere Fragestellung geht von einem Menschen als Urheber seines Verhaltens aus, wie auch immer sich dieses gestaltet; die erstere macht ihn zum

Objekt äußerer Kräfte. Dabei kann es natürlich nicht darum gehen, einen Glauben an ein beeinflussbares unbeschriebenes Blatt durch einen Glauben an ein autarkes Individuum zu ersetzen, weil einem der letztere Glaube sympathischer ist. Vielmehr gilt es je nach Fragestellung ernsthaft zu prüfen, ob bei möglichst umfassender Berücksichtigung relevanter Empirie nicht das Konzept eines Individuums, das sich, unter welchen Zwängen und Beschränkungen auch immer, seine Welt gemäß seiner eigenen Konstitution und Gesetzlichkeit aktiv aneignet, den Tatsachen besser gerecht wird und eine größere Erklärungskraft besitzt als die Vorstellung eines Individuums, das von außen geformt wird. Ein empirisches Argument für die erstere Lesart wird immer wieder sein, dass Menschen an manchen Prozessen ihrer sozialen ‚Formung‘ aktiv teilnehmen und sich anderen potentiell formenden Kräften beharrlich widersetzen.

Ganz in diesem Sinn ist auch hinsichtlich des ‚Standardmodells‘ zu fragen, worauf seine Attraktivität beruht. Die Angst vor dem Gedanken an die menschliche Natur reicht zu tief, um sie allein mit politischer Besorgnis und Korrektheit zu erklären.<sup>45</sup> Diese kommen auf Grundlage relativ abstrakter Überlegungen zustande und sind daher eine unwahrscheinliche Erklärung für den intuitiven Widerwillen, der sich einstellt, wenn man Geist, Gesellschaft und Verhalten mit der Biologie in Verbindung bringt, oder umgekehrt für die intuitive Plausibilität von Erklärungen, die Gründe und Ursachen a priori im Sozialen vermuten. Dies führt zur Diskussion über Kausalität und Determinismus als grundlegende Axiome der Wissenschaften zurück. Diese interessieren sich für Ursache-Wirkungs-Zusammenhänge, weil das Wissen um sie anschließend dazu genutzt werden kann, durch gezieltes Handeln gewünschte Wirkungen hervorzubringen; mit anderen Worten, weil jedes Stück Wissen dieser Art ein zusätzliches Maß an Kontrolle ermöglicht. Geht man nun davon aus, dass die für unser Leben relevanten Kausalzusammenhänge vollständig im Sozialen lokalisiert sind, bedeutet dies eine potentiell ebenso vollständige Möglichkeit der Kontrolle der Welt durch den menschlichen Geist und menschliches Handeln. Dies wäre ein endgültiges Entkommen der Menschen aus der Wildnis, eine absolute Herrschaft der Rationalität und der vollendete Sieg des Geistes über die Materie, denn diese, soweit relevant, wäre von Menschen kontrollierbar.

In den ersten Zeilen seines Buches über Selbstwirksamkeitserwartungen charakterisiert Albert Bandura dieses Streben nach Kontrolle durch die Erkenntnis

---

<sup>45</sup>Vgl. zu diesen politisch bedingten Sorgen Pinker 2003.

von Kausalzusammenhängen als ein nicht nur wissenschaftliches, sondern allgemein menschliches:

Menschen haben immer nach Kontrolle über die Ereignisse gestrebt, die ihr Leben betreffen. Indem sie ihren Einfluss in Sphären ausüben, in denen sie über ein gewisses Maß an Kontrolle verfügen, sind sie besser in der Lage, erwünschte Zukünfte zu realisieren und unerwünschte zu vermeiden. Als Menschen in primitiven Zeiten nur ein begrenztes Verständnis der Welt um sie herum und wenig Möglichkeiten hatten, in ihr Funktionieren einzugreifen, wandten sie sich an übernatürliche Wesenheiten, von denen sie glaubten, dass sie Kontrolle über ihr Leben hatten. [...] Das Wachstum des Wissens im Verlauf der menschlichen Geschichte hat die Fähigkeiten der Menschen erheblich verbessert, Ereignisse hervorzusagen und Kontrolle über sie auszuüben. Der Glaube an übernatürliche Systeme der Kontrolle wich Auffassungen, die Menschen die Macht zusprachen, ihr eigenes Schicksal zu bestimmen. Dieser Wandel in Selbstwahrnehmung und Weltbild der Menschen, fort von übernatürlicher hin zu personaler Kontrolle, mündete in einen grundlegenden Wandel im kausalen Denken, und die Aufklärung weitete die Ausübung menschlicher Macht rapide auf mehr und mehr Bereiche aus (Bandura 1997: 1).<sup>46</sup>

Eine unberechenbare und unkontrollierbare Welt, die man von Intentionen geheimnisvoller Wesen bewegt glaubte, verwandelte sich in eine immer umfassender berechenbare und kontrollierbare, während als bewegende Intentionen schließlich nur noch die menschlichen übrig bleiben – abgesehen von denen der Tiere, die aber für den Gang der Geschichte und das Leben der Menschen kaum von Bedeutung scheinen. Das Reich der Intentionalität entspricht dem Geistigen und der Kultur; das Reich der Kausalität der Natur, die ziel- und zwecklos, aber gesetzmäßig verläuft und für intentional in ersterem gesetzte Zwecke in Dienst genommen werden kann.

---

<sup>46</sup> „People have always striven to control the events that affect their lives. By exerting influence in spheres over which they can command some control, they are better able to realize desired futures and to forestall undesired ones. In primitive times, when people had a limited understanding of the world around them and few ways to alter its workings, they appealed to supernatural agents who were believed to wield control over their lives. [...] The growth of knowledge over the course of human history greatly enhanced people’s ability to predict events and to exercise control over them. Belief in supernatural systems of control gave way to conceptions that acknowledged people’s power to shape their own destiny. This change in human self-conception and the view of life from supernatural control to personal control ushered in a major shift in causal thinking, and the new enlightenment rapidly expanded the exercise of human power over more and more domains.“ Übers. S. W.

Diese Zweiteilung der modernen Kosmologie in ein Reich des Geistes, des Bewusstseins und der Intentionen und ein anderes der nichtintentionalen Kausalität wird durch die Idee von Menschen als biologische Organismen, die *in* ihrer Eigenschaft als biologische Organismen Kultur hervorbringen und nicht gegen sie oder unabhängig von ihr, ins Wanken gebracht. Dies nimmt nicht nur die aus der Willensfreiheitsdebatte bekannte Form an, dass man fürchtet, kausale Erklärungen im Bereich des Geistes bedrohen dessen Freiheit. Nicht nur erhält nämlich die Kausalität Einzug in den Bereich der Intentionen, sondern umgekehrt nimmt die Biologie intentionale Züge an. Tooby und Cosmides erwähnen wiederholt, dass es dem Standardmodell nicht so sehr darum geht, zu bestreiten, dass die biologisch vererbte psychische Ausstattung der Menschen komplex oder hoch organisiert sei, sondern vor allem um die grundsätzliche Prämisse, dass diese Organisation zunächst nicht zweckbestimmt sei (Tooby & Cosmides 1992: 29f., 94f.). Die Vorstellung von der menschlichen Natur oder Biologie als eines Geschehenszusammenhangs, der bereits an sich von Zwecken strukturiert und getrieben ist, scheint eine längst beherrscht geglaubte Dimension der Wirklichkeit der menschlichen Kontrolle zu entreißen – nicht nur der praktischen Kontrolle, sondern auch der zunächst symbolischen, die wir Verstehen nennen. Wir treten uns selbst plötzlich als Naturwesen gegenüber, die von unbekanntem Kräften getrieben scheinen – Kräfte, die im Unterschied zu Freuds Unbewusstem nicht wiederum auf soziale Verwicklungen zurückgeführt werden können, sondern älter und fundamentaler sind und sich nicht wie jene der Herrschaft des Verstandes unterwerfen lassen, weil dieser aus ihnen geformt ist. Vom Standpunkt einer Weltdeutung, in der die Wirklichkeit weitgehend als eine emergente, sich selbst reproduzierende Sozialsphäre begriffen wird, die ihre Struktur und Bedeutung allein bewussten menschlichen Zwecksetzungen und den unbeabsichtigten Folgen ihrer Interaktion verdankt, muss die Vorstellung einer Vielfalt biologischer Intentionalitäten als Wiederkehr des Animismus erscheinen, die umso mehr den Charakter des Unheimlichen hat, da sie nicht so sehr Objekte der Außenwelt als beseelt erscheinen lässt, sondern an unserer eigenen Beseeltheit eine Intelligenz ausweist, die schon über der Wiege der Menschheit schwebte und nicht im konventionellen Sinn unsere eigene ist.

In einem frühen Arbeitspapier unseres Forschungsprojekts stellte Alois Wacker „die Randständigkeit des Autonomiekonzepts in den (Sozial-)Wissenschaften“

fest und sah eine „naheliegende Erklärung für diesen Sachverhalt [...] in der Suche der modernen Wissenschaft nach Regelmäßigkeit und Gesetzmäßigkeit“.

Autonomie „stört“ im Rahmen eines deterministischen Wissenschaftsverständnisses, da sie im Kern immer mit Freiheit und mit Nichtdeterminiertheit zu tun hat, den Ausnahmefall des schwer Vorhersehbaren meint und den Bruch bekannter Regeln und Gesetze einschließt (Wacker 2009: 2).

In der Tat ist die Vorstellung der Autonomie unvereinbar mit derjenigen einer umfassenden Kontrolle, die den letztendlichen Fluchtpunkt und auf allgemeinsten Ebene das verbindende Desiderat wissenschaftlicher Arbeit darstellt und ihr eben deshalb auf metatheoretischer Ebene das Problem des Determinismus einbringt.<sup>47</sup> Auf diese Unvereinbarkeit stößt man auch, wenn man darüber nachdenkt, wie gesellschaftliche Verhältnisse beschaffen sein müssten, die ein Höchstmaß an Autonomie ermöglichen würden. Vermutlich würde man das Maß an Autonomie, das man Menschen gewährte, wenn man darüber zu entscheiden hätte, davon abhängig machen, was sie der eigenen Einschätzung nach damit voraussichtlich anfangen würden. In der Praxis ist es in diesem Sinn nur vernünftig, nicht gedankenlos Freiheiten zu eröffnen. Dies zuzugestehen bedeutet aber, dass man Menschen Autonomie nicht oder nur in bestimmten Grenzen zutraut. Daraus folgen zwei Überlegungen. Die erste geht dahin, sich in jedem Einzelfall der Reflexion des Lebens und Handelns anderer zu fragen, ob dieses Misstrauen gerechtfertigt ist, und die zweite setzt ein, wenn man dies bejahen zu müssen glaubt. Man stößt dann auf die Frage, wie man ohne Kontrollstreben zur Verwirklichung sozialer Verhältnisse beitragen kann, in denen man Freiheit nicht für gefährlich hielte.

---

<sup>47</sup>Elias identifizierte einmal drei interdependente ‚Grundkontrollen‘, die menschliche Gesellschaften im Zuge ihrer Entwicklung ausdehnen: die „Selbstkontrolle von Menschen, [...] die Kontrolle ihres Zusammenlebens als Gesellschaften und die Kontrolle von nicht-menschlichen Naturgewalten“ (Elias 1990b: 17). In allen drei Fällen ist klar, dass keine totalitäre und unilaterale Kontrolle gemeint sein kann, sondern die jeweils kontrollierende Instanz mit der Eigendynamik des Kontrollierten im Einklang sein muss. Puritanische Selbstkontrolle, totalitäre Herrschaft und ungezügelter Ausbeutung der Natur mögen für einen gewissen Zeitraum ein Maximum an Kontrolle gewähren, arbeiten aber eben aufgrund jener Eigendynamik mittelfristig einem Kontrollverlust, einem Zusammenbruch der betreffenden Kontrollform entgegen. Eine unilaterale Kontrolle des Geistes über den Körper wäre Kontrolle dieser letzteren Art.

# Literatur

- Adorno, Theodor W. (1973). *Studien zum autoritären Charakter*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Allport, Gordon (1985). „The Historical Background of Social Psychology“. In: *Handbook of Social Psychology. Third Edition*. Hrsg. von Gardner Lindzey & Elliot Aronson. 3. Aufl. Bd. 1. New York: Random House, S. 1–46.
- Altemeyer, Bob (1996). *The Authoritarian Specter*. Cambridge, MA und London: Harvard University Press.
- Amiri, Shahrsad (2008). *Narzissmus im Zivilisationsprozess. Zum gesellschaftlichen Wandel der Affektivität*. Bielefeld: transkript.
- Arendt, Hannah (1963). *Eichmann in Jerusalem: A Report on the Banality of Evil*. London: Faber und Faber.
- Ariès, Philippe (1978). *Geschichte der Kindheit*. München: dtv.
- Aronson, Elliot, Timothy D. Wilson & Robin M. Akert (2005). *Social Psychology. Fifth Edition*. Upper Saddle River, New Jersey: Pearson Education International.
- Asch, Solomon E. (1951). „Effects of group pressure upon the modification and distortion of judgments“. In: *Groups, Leadership, and Men. Research in Human Relations*. Hrsg. von Harold Guetzkow. Pittsburgh.
- (1956). „Studies of Independence and Conformity. I. A Minority of One Against a Unanimous Majority“. In: *Psychological Monographs. General and Applied*, S. 1–70.
- (1958). „The Metaphor: A Psychological Inquiry“. In: *Person Perception and Interpersonal Behavior*. Hrsg. von Renato Tagiuri und Luigi Petrullo. Stanford: University Press, S. 86–94.
- (1987). *Social Psychology*. Oxford, New York und Tokyo: Oxford University Press.

- Bailey, Cyril (1964). *The Greek Atomists and Epicurus: A Study*. New York: Russell und Russell.
- Bandura, Albert (1997). *Self-efficacy: The Exercise of Control*. New York: Freeman.
- Bauman, Zygmunt (2002). *Dialektik der Ordnung. Die Moderne und der Holocaust*. Hamburg: Europäische Verlagsanstalt / Sabine Groenewold Verlage.
- Baumeister, Roy F. (1987). „How the Self Became a Problem: A Psychological Review of Historical Research“. In: *Journal of Personality and Social Psychology* 52.1, S. 163–176.
- Baumeister, Roy F., E.J. Masicampo & C. Nathan DeWall (2009). „Prosocial Benefits of Feeling Free: Disbelief in Free Will Increases Aggression and Reduces Helpfulness“. In: *Personality and Social Psychology Bulletin* 35.2, S. 260–268.
- Becker, Peter (1989). *Der Trierer Persönlichkeitsfragebogen (TPF)*. Handanweisung. Göttingen: Hogrefe.
- (1997). *Psychologie der seelischen Gesundheit. Band 1. Theorien, Modelle, Diagnostik. 2. Auflage*. Göttingen u. a.: Hogrefe.
- Berg, Perdita (1988). *Das Verhalten von Schülern in dem Planspiel „Das Dritte Reich — bewältigte Vergangenheit?“*. Empirische Untersuchung und Interpretation unter Berücksichtigung psychologischer Faschismustheorie. Hamburg: Diplomarbeit Fachbereich Psychologie der Universität Hamburg.
- Berger, Peter L. & Thomas Luckmann (1980). *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Berlin, Isaiah (1995a). „Historische Unvermeidlichkeit“. In: *Freiheit. Vier Versuche*. Frankfurt am Main: S. Fischer, S. 113–195.
- (1995b). „John Stuart Mill und die Ziele des Lebens“. In: *Freiheit. Vier Versuche*. Frankfurt am Main: S. Fischer, S. 257–293.
- (1995c). „Zwei Freiheitsbegriffe“. In: *Freiheit. Vier Versuche*. Übers. von Reinhard Kaiser. Frankfurt am Main: S. Fischer, S. 197–256.
- Bishop, Robert C. & Harald Atmanspacher (2011). „The Causal Closure of Physics and Free Will“. In: *The Oxford Handbook of Free Will. Second Edition*. Hrsg. von Robert Kane. Oxford: University Press, S. 101–111.
- Blass, Thomas (2004). *The Man who Shocked the World: The Life and Legacy of Stanley Milgram*. New York: Basic Books.



- Bliesener, Thomas (2008). „Prävention und Bewältigung von Delinquenz und Devianz“. In: *Angewandte Entwicklungspsychologie*. Hrsg. von Franz Petermann & Wolfgang Schneider. Bd. 7. Göttingen u. a.: Hogrefe. Kap. 21, S. 677–719.
- Bobbert, Monika (2002). *Patientenautonomie und Pflege. Begründung und Anwendung eines moralischen Rechts*. Frankfurt und New York: Campus.
- Borkenau, Peter & Fritz Ostendorf (2008). *NEO-Fünf-Faktoren-Inventar nach Costa und McCrae. Manual. 2., neu normierte und vollständig überarbeitete Auflage*. Göttingen u.a.: Hogrefe.
- Bortz, Jürgen & Nicola Döring (2006). „Itemanalyse“. In: *Forschungsmethoden und Evaluation für Sozial- und Humanwissenschaftler. 4., überarbeitete Auflage*. Hrsg. von Jürgen Bortz & Nicola Döring. Berlin: Springer, S. 217–221.
- Bouchard, Thomas J. (2004). „Genetic Influence on Human Psychological Traits: A Survey“. In: *Current Directions in Psychological Science* 13.4, S. 148–151.
- Bradley, James E. (1990). *Religion, Revolution, and English Radicalism: Non-conformity in Eighteenth-Century Politics and Society*. Cambridge u.a.: Cambridge University Press.
- Briggs, Asa (1999). *A Social History of England. Third Edition*. London: Penguin Books.
- Brooks, Christopher W. (2008). *Law, Politics and Society in Early Modern England*. Cambridge: University Press.
- Brown, Sara E. (2013). „Female Perpetrators of the Rwandan Genocide“. In: *International Feminist Journal of Politics* 16.3, S. 448–469.
- Browning, Christopher R. (1996). *Ganz normale Männer. Das Reserve-Polizeibataillon 101 und die „Endlösung“ in Polen*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Cassirer, Ernst (1973). *Die Philosophie der Aufklärung. 3. Auflage. Unveränderter Nachdruck der 2. Auflage*. Tübingen: J.C.B. Mohr.
- Christaller, Thomas & Josef Wehner (2003). „Autonomie der Maschinen - Einführung in die Diskussion“. In: *Autonome Maschinen*. Hrsg. von Josef Christaller Thomas und Wehner. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 9–35.
- Christman, John (1989). „Introduction“. In: *The Inner Citadel. Essays on Individual Autonomy*. Hrsg. von John Christman. Oxford: University Press, S. 3–23.
- Collani, Gernot von & Philipp Yorck Herzberg (2003). „Eine revidierte Fassung der deutschsprachigen Skala zum Selbstwertgefühl von Rosenberg“. In: *Zeitschrift für Differentielle und Diagnostische Psychologie* 24.1, S. 3–7.

- Dalbert, Claudia (1999). *Die Ungewißheitstoleranzskala: Skaleneigenschaften und Validierungsbefunde. Hallesche Berichte zur Pädagogischen Psychologie, Bericht Nr. 1.* Hrsg. von Claudia Dalbert. Halle (Saale): Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg.
- Damasio, Antonio R. (2010). *Descartes' Irrtum. Fühlen, Denken und das menschliche Gehirn.* Berlin: List.
- Deacon, Terrence W. (1998). *The Symbolic Species. The Co-evolution of Language and the Brain.* New York, London: W. W. Norton.
- Deaglio, Enrico (1994). *Die Banalität des Guten. Die Geschichte des Hochstaplers Giorgio Perlasca, der 5200 Juden das Leben rettete.* Frankfurt: Eichborn.
- Deci, Edward L. & Richard M. Ryan (2000). „The ‚What‘ and ‚Why‘ of Goal Pursuits: Human Needs and the Self-Determination of Behavior“. In: *Psychological Inquiry* 11.4, S. 227–268.
- (2012). „Motivation, Personality, and Development Within Embedded Social Contexts: An Overview of Self-Determination Theory“. In: *The Oxford Handbook of Human Motivation.* Hrsg. von Richard M. Ryan. Oxford: University Press, S. 85–107.
- Decker, Oliver, Johannes Kiess & Elmar Brähler (2014). *Die stabilisierte Mitte. Rechtsextreme Einstellung in Deutschland 2014.* Leipzig: Kompetenzzentrum für Rechtsextremismus- und Demokratieforschung der Universität Leipzig.
- Del Giudice, Marco, Tom Booth & Paul Irwing (2012). „The Distance Between Mars and Venus: Measuring Global Sex Differences in Personality“. In: *PLoS ONE* 7.1.
- Descartes, René (2006). *Abhandlung über die Methode, die Vernunft richtig zu gebrauchen. Meditation über die Grundlagen der Philosophie.* Hrsg. von Frank Schweizer. Wiesbaden: Marix.
- Descola, Philippe (2013). *Jenseits von Natur und Kultur.* Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- DeYoung, Colin G., Jordan B. Peterson & Daniel M. Higgins (2002). „Higher-order factors of the Big Five predict conformity: Are there neuroses of health?“ In: *Personality and Individual Differences* 33, 533–552.
- Dickens, Arthur G. (1993). *The English Reformation. Second Edition.* London: Batsford.

- Douglas, Mary (1974). *Ritual, Tabu und Körpersymbolik. Sozialanthropologische Studien in Industriegesellschaft und Stammeskultur*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Durkheim, Emile (1983). *Der Selbstmord*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- (2012). *Über soziale Arbeitsteilung. Studie über die Organisation höherer Gesellschaften*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Dworkin, Gerald (1976). „Autonomy and Behavior Control“. In: *The Hastings Center Report* 6.1, S. 23–28.
- (1988). *The Theory and Practice of Autonomy*. Cambridge: University Press.
- Elias, Norbert (1972). „Soziologie und Psychiatrie“. In: *Soziologie und Psychoanalyse*. Hrsg. von Hans-Ulrich Wehler. Stuttgart: Kohlhammer, S. 11–40.
- (1977). „Zur Grundlegung einer Theorie sozialer Prozesse“. In: *Zeitschrift für Soziologie* 6.2, S. 127–149.
- (1988). *Über die Zeit. Arbeiten zur Wissenssoziologie II*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- (1990a). „Über Menschen und ihre Emotionen“. In: *Zeitschrift für Semiotik* 12.4, S. 337–357.
- (1990b). *Engagement und Distanzierung. Arbeiten zur Wissenssoziologie I*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- (1996a). *Die Gesellschaft der Individuen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- (1996b). *Was ist Soziologie?* Weinheim und München: Juventa.
- (1997). *Über den Prozess der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Erster Band. Wandlungen des Verhaltens in den weltlichen Oberschichten des Abendlandes*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- (1997a). *Über den Prozess der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Zweiter Band. Wandlungen der Gesellschaft. Entwurf zu einer Theorie der Zivilisation*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- (1998a). „Zivilisation“. In: *Grundbegriffe der Soziologie*. Hrsg. von Bernhard Schäfers. Opladen: Leske + Budrich, S. 445–449.
- (1998b). *Studien über die Deutschen. Machtkämpfe und Habitusentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Emerson, Ralph Waldo (2010). „Self-Reliance“. In: *Self-Reliance And Other Essays (Series One)*. o.O.: Aziloth Books, S. 18–33.
- Oxford Dictionary of the Christian Church (ODCC) (1997). Third Edition edited by E.A. Livingstone. Oxford: University Press.

- Erikson, Erik H. (1968). *Identity: Youth and Crisis*. New York: Norton.
- Evans, Jonathan St. B. T. & Keith E. Stanovich (2013). „Dual-Process Theories of Higher Cognition: Advancing the Debate“. In: *Perspectives on Psychological Science* 8.3, S. 223–241.
- Feinberg, Joel (1989). „Autonomy“. In: *The Inner Citadel: Essays on Individual Autonomy*. Hrsg. von John Christman. New York und Oxford: Oxford University Press, S. 27–53.
- Fellmann, Ferdinand (2009). „Emotionale Gewissheiten. Was bleibt von Husserls Phänomenologie der Evidenz?“ In: *Emotionen im Spannungsfeld von Phänomenologie und Wissenschaften*. Hrsg. von Reinhold Esterbauer & Sonja Rinofner-Kreidl. Frankfurt am Main: Lang, S. 157–170.
- Ferring, Dieter & Sigrun-Heide Filipp (1996). „Messung des Selbstwertgefühls: Befunde zu Reliabilität, Validität und Stabilität der Rosenberg-Skala. Kurzbericht“. In: *Diagnostica* 42.3, S. 284–292.
- Frank, Jerome (1944). „Experimental Study of Personal Pressures and Resistance“. In: *Journal of General Psychology* 30, 23–64.
- Friend, Ronald, Yvonne Rafferty & Dana Bramel (1990). „A puzzling misinterpretation of the Asch ‚conformity‘ study“. In: *European Journal of Social Psychology* 20, S. 29–44.
- Frijda, Nico H. (2007). *The Laws of Emotion*. Mahwah, New Jersey: Erlbaum.
- Fromm, Erich (1941). *Escape from Freedom*. New York: Holt, Rinehart und Winston.
- (1977). *Die Furcht vor der Freiheit*. Frankfurt am Main: Europäische Verlagsanstalt.
- Gauntlett, David (2001). „The Worrying Influence of ‚Media Effect‘ Studies“. In: *Ill Effects. The Media/Violence Debate*. Hrsg. von Martin Barker & Julian Petley. 2. Aufl. London und New York: Routledge, S. 47–62.
- Gensburger, Sarah (2011). „Between History and Memory: Rescue as a Notion“. In: *Resisting Genocide: The Multiple Forms of Rescue*. Hrsg. von Jacques Semelin, Claire Andrieu & Sarah Gensburger. London: Hurst & Company, S. 15–18.
- Glaesmer, Heide u. a. (2008). „Die deutsche Version des Life-Orientations-Tests (LOT-R) zum dispositionellen Optimismus und Pessimismus“. In: *Zeitschrift für Gesundheitspsychologie* 16.1, S. 26–31.

- Glaserfeld, Ernst von (1985). „Einführung in den radikalen Konstruktivismus“. In: *Die erfundene Wirklichkeit. Wie wissen wir, was wir zu wissen glauben? Beiträge zum Konstruktivismus*. Hrsg. von Paul Watzlawick. München und Zürich: Piper, S. 16–38.
- Goffman, Erving (2010). *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag*. München: Piper.
- Goldhagen, Daniel J. (1996). *Hitlers willige Vollstrecker. Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust*. Berlin: Siedler.
- (1996a). *Hitlers Willing Executioners: Ordinary Germans and the Holocaust*. New York: Alfred A. Knopf.
- Goldstein, E. Bruce (2008). *Wahrnehmungspsychologie. Der Grundkurs. Deutsche Ausgabe herausgegeben von Hans Irtel. 7. Auflage*. Berlin und Heidelberg: Springer.
- Grabowski, Jan (2008). *Rescue for Money: Paid Helpers in Poland, 1939-1945*. Jerusalem: Yad Vashem.
- Gray, John (1986). *Liberalism*. Milton Keynes: Open University Press.
- Haidt, Jonathan (2001). „The Emotional Dog and Its Rational Tail: A Social Intuitionist Approach to Moral Judgment“. In: *Psychological Review* 108.4, S. 814–834.
- (2013). *The Righteous Mind: Why Good People are Divided by Politics and Religion*. London: Penguin.
- Haidt, Jonathan & Fredrik Bjorklund (2008). „Social Intuitionists Answer Six Questions about Moral Psychology“. In: *Moral Psychology: Volume 2. The Cognitive Science of Morality: Intuition and Diversity*. Hrsg. von Walter Sinnott-Armstrong. Cambridge, Ma: MIT Press, S. 181–217.
- Haigh, Christopher (1992). „Introduction“. In: *The English Reformation Revised*. Hrsg. von Christopher Haigh. Cambridge: University Press, S. 1–17.
- Haney, Craig, Curtis Banks & Philip Zimbardo (1973). „Interpersonal Dynamics in a Simulated Prison“. In: *International Journal of Criminology and Penology* 1, S. 69–97.
- Heider, Fritz (1958). „Social Perception and Phenomenal Causality“. In: *Person Perception and Interpersonal Behavior*. Hrsg. von Renato Tagiuri & Luigi Petrullo. Stanford: University Press, S. 1–21.
- (1977). *Psychologie der interpersonalen Beziehungen*. Stuttgart: Klett.

- Heider, Fritz & Marianne Simmel (1944). „An Experimental Study of Apparent Behavior“. In: *The American Journal of Psychology* 57.2, S. 243–259.
- Heitmeyer, Wilhelm & Aribert Heyder (2002). „Autoritäre Haltungen. Rabiate Forderungen in unsicheren Zeiten“. In: *Deutsche Zustände. Folge 1*. Hrsg. von Wilhelm Heitmeyer. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 59–70.
- Heller, Otto & Winfried Lohr, Hrsg. (1982). *Albert Michotte. Gesammelte Werke. Band 1. Die phänomenale Kausalität*. Bern, Stuttgart, Wien: Verlag Hans Huber.
- Hilberg, Raul (1992). *Täter, Opfer, Zuschauer. Die Vernichtung der Juden 1933-1945*. Frankfurt am Main: S. Fischer.
- Hinz, Andreas u. a. (2006). „Bevölkerungsrepräsentative Normierung der Skala zur Allgemeinen Selbstwirksamkeitserwartung“. In: *Diagnostica* 52.1, S. 26–32.
- Hodapp, Volker (1991). „Das Prüfungsängstlichkeitsinventar TAI-G: Eine erweiterte und modifizierte Version mit vier Komponenten“. In: *Zeitschrift für Pädagogische Psychologie* 5.2, S. 121–130.
- Hodges, Bert H. & Anne L. Geyer (2006). „A Nonconformist Account of the Asch Experiments: Values, Pragmatics and Social Dilemmas“. In: *Personality and Social Psychology Review* 10.1, S. 2–19.
- Hogg, Michael A. (2010). „Influence and Leadership“. In: *Handbook of Social Psychology: Fifth Edition. Volume II*. Hrsg. von Susan T. Fiske, Daniel T. Gilbert & Gardner Lindzey. Hoboken, NJ: Wiley, S. 1166–1207.
- Horkheimer, Max, Hrsg. (1936). *Studien über Autorität und Familie. Forschungsberichte aus dem Institut für Sozialforschung*. Paris: Alcan.
- Hossenfelder, Malte (1998). *Epikur. Originalausgabe. Zweite, aktualisierte Auflage*. München: Beck.
- Hume, David (2007). *Eine Untersuchung über den menschlichen Verstand. Aus dem Englischen von Raoul Richter. Durchgesehen und überarbeitet von Lambert Wiesing*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Jakoby, Nina & Rüdiger Jacob (2014). „Kurzsкала Interne und Externe Kontrollüberzeugung“. In: *Zusammenstellung sozialwissenschaftlicher Items und Skalen*. Hrsg. von Daniel Danner & Angelika Glöckner-Rist. DOI: 10.6102/zis129.
- James, William (1890). *The Principles of Psychology, Vol. 2: Chapter 24, Instincts*. Internetressource von Christopher D. Green, York University, Toronto,

- Ontario. Arizona State University. URL: <http://psychclassics.asu.edu/James/Principles/prin24.htm> (besucht am 12.04.2015).
- Jerusalem, Matthias & Ralf Schwarzer (1986). „Selbstwirksamkeit“. In: *Skalen zur Befindlichkeit und Persönlichkeit*. Hrsg. von Ralf Schwarzer. Berlin: Institut für Psychologie, Freie Universität Berlin, S. 15–28.
- Joas, Hans (1989). *Praktische Intersubjektivität. Die Entwicklung des Werkes von G.H. Mead*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Jones, Adam (2002). „Gender and Genocide in Rwanda“. In: *Journal of Genocide Research* 4.1, S. 65–94.
- Jones, Edward E. (1998). „Major Developments in Five Decades of Social Psychology“. In: *The Handbook of Social Psychology*. Hrsg. von Daniel T. Gilbert, Susan T. Fiske & Gardner Lindzey. Vierte Auflage. Bd. I. New York und Oxford: Oxford University Press, S. 3–57.
- Kane, Robert (1996). *The Significance of Free Will*. New York: Oxford University Press.
- Keller, David (2010). „Vorläufiger Bericht über die Auswertung der Gruppendiskussionen, zusammengestellt von David Keller“. Unveröffentlicht. Essen.
- Keller, David, Claudia Niewels & Sebastian Wessels (2010). „Arbeitsbericht über die zentralen Ergebnisse der sozialpsychologischen Experimente des Projekts ‚Autonomie – Handlungsspielräume des Selbst‘“. Unveröffentlicht. Essen.
- Kelly, George A. (1958). „Man’s Construction of his Alternatives“. In: *Assessment of Human Motives*. Hrsg. von Gardner Lindzey. New York: Rinehart und Company, S. 33–64.
- Kennedy, John F. (1966). *Zivilcourage (Profiles in Courage)*. München: Heyne.
- Kiesler, Charles A. & Sara Kiesler (1970). *Conformity*. Reading, Massachusetts: Addison-Wesley.
- Kim, Uichol (1999). *Individualism and Collectivism: A Psychological, Cultural and Ecological Analysis. NIAS Reports, No. 21*. Kopenhagen: Nordic Institute of Asian Studies.
- Kirton, M. (1976). „Adaptors and innovators: A description and measure“. In: *Journal of Applied Psychology* 61, S. 622–629.
- Klein, Ernest (1966). „conformity“. In: *A comprehensive etymological dictionary of the English language: dealing with the origin of words and their sense development thus illustrating the history of civilization and culture. 1. A - K*. Amsterdam u.a.: Elsevier, S. 332.

- Knafla, Louis A. (1988). „§ 25. Der protestantische Radikalismus während des Interregnums“. In: *Die Philosophie des 17. Jahrhunderts, Band 3: England. Zweiter Halbband*. Basel: Schwabe und Co., S. 528–535.
- Knopf, Monika & Wolfgang Mack (2007). „Säuglingsentwicklung“. In: *Handbuch der Psychologie. Band 7. Handbuch der Entwicklungspsychologie*. Hrsg. von Marcus Hasselhorn & Wolfgang Schneider. Göttingen u.a.: Hogrefe, S. 143–152.
- Kochinka, Alexander & Jürgen Straub (1998). „Dämonologie‘ oder psychologisches Denken“. In: *Analyse & Kritik* 20.1: *Milgram und die Täter des Holocaust*, S. 95–122.
- Kohlberg, Lawrence (1996). *Die Psychologie der Moralentwicklung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Kosmala, Beate & Claudia Schoppmann (2002). „Überleben im Untergrund. Zwischenbericht eines Forschungsprojekts“. In: *Überleben im Untergrund. Hilfe für Juden in Deutschland 1941-1945*. Hrsg. von Beate Kosmala & Claudia Schoppmann. Berlin: Metropol, S. 17–31.
- Kraus, Andreas (1987). *Das Dritte Reich – bewältigte Vergangenheit. Ein erfahrungsbezogenes Unterrichtsprojekt zur schulischen politischen Bildung in einer 11. Klasse*. Hannover: Staatliches Studienseminar Hannover.
- Krueger, Joachim I. & David C. Funder (2004). „Towards a balanced social psychology: Causes, consequences, and cures for the problem-seeking approach to social behavior and cognition“. In: *Behavioral and Brain Sciences* 27, S. 313–327.
- Kühl, Stefan (2005). „Ganz normale Organisationen. Organisationssoziologische Interpretationen simulierter Brutalitäten“. In: *Zeitschrift für Soziologie* 34.2, S. 90–111.
- (2007). „Willkommen im Club. Zur Diskussion über die Organisationshaftigkeit des Deportations-, Soda-Cracker-, Stanford-Prison- und Milgram-Experiments“. In: *Zeitschrift für Soziologie* 4.36, S. 313–319.
- (2013). *Zur Rolle der „ganz normalen Organisationen“ im Holocaust. Vorüberlegungen zu einem Buchprojekt. Working Paper 04/2013*. Universität Bielefeld. URL: [http://www.uni-bielefeld.de/soz/forschung/orgsoz/Stefan\\_Kuehl/pdf/Kuehl-Stefan-Working-Paper-4\\_2013-Working-Paper-Zur-Rolle-der-ganz-normalen-Organisationen-geplante-](http://www.uni-bielefeld.de/soz/forschung/orgsoz/Stefan_Kuehl/pdf/Kuehl-Stefan-Working-Paper-4_2013-Working-Paper-Zur-Rolle-der-ganz-normalen-Organisationen-geplante-)



- Einleitung-130502docx-CitaviDefaultCitationStyle-240614.pdf (besucht am 13.01.2015).
- Lakoff, George & Mark Johnson (2003). *Metaphors we live by*. Chicago: University of Chicago Press.
- Langman, Peter (2009). *Amok im Kopf. Warum Schüler töten*. Weinheim und Basel: Beltz.
- Laplace, Pierre-Simon (1996). *Philosophischer Versuch über die Wahrscheinlichkeit*. Frankfurt am Main: Verlag Harri Deutsch.
- Laslett, Peter (1988). *Verlorene Lebenswelten. Geschichte der vorindustriellen Gesellschaft*. Wien, Köln und Graz: Böhlau.
- Latané, Bibb & John M. Darley (1968). „Group Inhibition of Bystander Intervention in Emergencies“. In: *Journal of Personality and Social Psychology* 10,3, S. 215–221.
- Le Bon, Gustave (1957). *Psychologie der Massen*. Stuttgart: Alfred Kröner.
- Leslie, Alan M. & Stephanie Keeble (1987). „Do six-month-old infants perceive causality?“ In: *Cognition* 25, S. 265–288.
- Lewin, Kurt (1963). „Feldtheorie und Lernen“. In: *Feldtheorie in den Sozialwissenschaften*. Hrsg. von Dorwin Cartwright. Bern und Stuttgart: Verlag Hans Huber, S. 102–125.
- Lewontin, Richard (2002). *Die Dreifachhelix: Gen, Organismus und Umwelt*. Berlin u.a.: Springer.
- Lieberman, Joseph A. (2008). *School Shootings*. New York: Citadel Press.
- Lind, Georg (2008). „The Meaning and Measurement of Moral Judgment Competence Revisited: A Dual Aspect Model“. In: *Contemporary philosophical and psychological perspectives on moral development and education*. Hrsg. von Daniel Fasko & Wayne Willis. Cresskill, NJ: Hampton Press, S. 185–220.
- (2014). *Moral Competence Test (MCT)*. Universität Konstanz. URL: <http://www.uni-konstanz.de/ag-moral/mut/mjt-engl.htm> (besucht am 11.11.2014).
- Lindzey, Gardner & Elliot Aronson (1985). „Preface to the Third Edition“. In: *Handbook of Social Psychology: Volume I. Theory and Method*. Hrsg. von Gardner Lindzey & Elliot Aronson. New York: Random House, S. iii–vi.
- Lipp, Wolfgang (1975). „Kapitel I. Einleitung“. In: *Konformismus - Nonkonformismus. Kulturstile, soziale Mechanismen und Handlungsalternativen*. Hrsg. von Wolfgang Lipp. Darmstadt und Neuwied: Luchterhand, S. 17–95.

- Lippa, Richard A. (2010). „Gender Differences in Personality and Interests: When, Where, and Why?“ In: *Social and Personality Psychology Compass* 4.11, S. 1098–1110.
- Lohr, Winfried (1982). „Das Werk Michottes und seiner Mitarbeiter: Eine Einführung in den Gegenstand“. In: *Albert Michotte. Gesammelte Werke. Band 1. Die phänomenale Kausalität*. Hrsg. von Otto Heller und Winfried Lohr. Bern, Stuttgart, Wien: Verlag Hans Huber, S. 15–41.
- Luhmann, Niklas (1991). „Interaktion, Organisation, Gesellschaft“. In: *Soziologische Aufklärung 2*. Hrsg. von Niklas Luhmann. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 9–20.
- Macfarlane, Alan (1978). *The Origins of English Individualism: The Family, Property and Social Transition*. Oxford: Basil Blackwell.
- Mailänder Koslov, Elissa (2009). *Gewalt im Dienstalltag. Die SS-Aufseherinnen des Konzentrations- und Vernichtungslagers Majdanek 1942-1944*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Markovik, Erik von (2007). *The Mystery Method: How to get Beautiful Women into Bed*. New York: St. Martin's Press.
- Martin, A.F. (1951). „The Necessity for Determinism: A Metaphysical Problem Confronting Geographers“. In: *Transactions and Papers (Institute of British Geographers)* 17, S. 1–11.
- Maturana, Humberto R. & Francisco J. Varela (1987). *Der Baum der Erkenntnis. Die biologischen Wurzeln menschlichen Erkennens*. Bern und München: Scherz.
- McCrae, Robert R. (1996). „Social Consequences of Experiential Openness“. In: *Psychological Bulletin* 120.3, S. 323–337.
- McLean, Kate C., Monisha Pasupathi & Jennifer L. Pals (2007). „Selves Creating Stories Creating Selves: A Process Model of Self-Development“. In: *Personality and Social Psychology Review* 11.3, S. 262–278.
- Mead, George Herbert (1973). *Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus. Mit einer Einleitung herausgegeben von Charles W. Morris*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- (1987). „Der Mechanismus des sozialen Bewusstseins“. In: *Gesammelte Aufsätze*. Hrsg. von Hans Joas. Bd. 1. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 232–240.

- Michotte, Albert (1982a). „Die Theorie der phänomenalen Kausalität - neue Perspektiven“. In: *Albert Michotte. Gesammelte Werke. Band 1. Die phänomenale Kausalität*. Hrsg. von Otto Heller und Winfried Lohr. Bern, Stuttgart, Wien: Verlag Hans Huber, S. 43–106.
- (1982b). „Ist die physikalische Kausalität eine phänomenale Gegebenheit?“. In: *Albert Michotte. Gesammelte Werke. Band 1. Die phänomenale Kausalität*. Hrsg. von Otto Heller und Winfried Lohr. Bern, Stuttgart, Wien: Verlag Hans Huber, S. 107–137.
- (1982c). „Die Wahrnehmung der ‚Werkzeug‘-Funktion“. In: *Albert Michotte. Gesammelte Werke. Band 1. Die phänomenale Kausalität*. Hrsg. von Otto Heller und Winfried Lohr. Bern, Stuttgart, Wien: Verlag Hans Huber, S. 155–172.
- (1982d). „Die Betrachtung der Emotionen als funktionale Verbindungen“. In: *Albert Michotte. Gesammelte Werke. Band 1. Die phänomenale Kausalität*. Hrsg. von Otto Heller und Winfried Lohr. Bern, Stuttgart, Wien: Verlag Hans Huber, S. 139–153.
- Mikl-Horke, Gertraude (2011). *Soziologie. Historischer Kontext und soziologische Theorie-Entwürfe. 6., überarbeitete und erweiterte Auflage*. München: Oldenbourg.
- Milgram, Stanley (1982). *Das Milgram-Experiment. Zur Gehorsamsbereitschaft gegenüber Autorität*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- (2009). *Obedience to Authority: An Experimental View*. New York u. a.: Harper Perennial Modern Thought.
- Mill, John Stuart (2009). *On Liberty – Über die Freiheit. Englisch/Deutsch*. Stuttgart: Reclam.
- Miller, Jon (2009). „Rationalismus“. In: *Enzyklopädie der Neuzeit. Band 10. Physiologie – Religiöses Epos*. Hrsg. von Friedrich Jäger. Stuttgart und Weimar: J.B. Metzler.
- Mittelstraß, Jürgen (1970). *Neuzeit und Aufklärung. Studien zur Entstehung der neuzeitlichen Wissenschaft und Philosophie*. Berlin und New York: de Gruyter.
- Müller, Hans-Peter & Schmid Michael (2012). „Arbeitsteilung, Solidarität und Moral. Eine werkgeschichtliche und systematische Einführung in die ‚Arbeitsteilung‘ von Emile Durkeim“. In: Durkheim, Emile. *Über soziale Arbeits-*

- teilung. *Studie über die Organisation höherer Gesellschaften*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 481–521.
- Moore, Bob (2004). „The Rescue of Jews in Nazi-Occupied Belgium, France and the Netherlands“. In: *Australian Journal of Politics and History* 50.3, S. 385–395.
- Moore, Henry T. (1921). „The Comparative Influence of Majority and Expert Opinion“. In: *The American Journal of Psychology* 32.1, S. 16–20.
- Moscovici, Serge (1985). „Social Influence and Conformity“. In: *Handbook of Social Psychology*. Hrsg. von Gardner Lindzey & Elliot Aronson. 3. Aufl. Bd. 2. Random House, S. 347–412.
- Moscovici, Serge & Claude Faucheux (1972). „Social Influence, Conformity Bias, and the Study of Active Minorities“. In: *Advances in Experimental Social Psychology*. Hrsg. von Leonard Berkowitz. Bd. 6. New York und London, S. 149–202.
- Nevins, Allan (1966). „Vorwort“. In: Kennedy, John F. *Zivilcourage (Profiles in Courage)*. München: Wilhelm Heyne, S. 12–20.
- Newen, Albert & Rimas Čuplinskas (2002). „Mental Causation: A Real Phenomenon in a Physicalistic World without Epiphenomenalism or Overdetermination“. In: *Grazer Philosophische Studien* 65, S. 139–167.
- Nisbett, Richard E. (2003). *The Geography of Thought: How Asians and Westerners Think Differently ... and Why*. London und Boston: Nicholas Brealey.
- Oesch, Nathan & Igor Miklousic (2012). „The Dating Mind: Evolutionary Psychology and the Emerging Science of Human Courtship“. In: *Evolutionary Psychology* 10.5, S. 899–909.
- Oesterreich, Detlef (1974). *Autoritarismus und Autonomie. Untersuchungen über berufliche Werdegänge, soziale Einstellungen, Sozialisationsbedingungen und Persönlichkeitsmerkmale ehemaliger Industriehrlinge. Band II*. Stuttgart: Klett.
- Oliner, Samuel P. & Pearl M. Oliner (1988). *The Altruistic Personality: Rescuers of Jews in Nazi Europe*. New York: The Free Press.
- Oxford English Dictionary, The (OED) (1989). *Volume III, cham-creeky*. Second Edition. Oxford: Clarendon Press.
- Panksepp, Jaak (1998). *Affective Neuroscience. The Foundations of Human and Animal Emotions*. New York, Oxford: Oxford University Press.

- Parmet, Herbert S. (1980). *Jack: The Struggles of John F. Kennedy*. New York: Dial Press.
- Pauen, Michael (2004). *Illusion Freiheit? Mögliche und unmögliche Konsequenzen der Hirnforschung*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Pauen, Michael & Harald Welzer (2015). *Autonomie. Eine Verteidigung*. Frankfurt am Main: S. Fischer.
- Paul, Gerhard (2002). „Von Psychopathen, Technokraten des Terrors und ‚ganz gewöhnlichen Deutschen‘: Die Täter der Shoah im Spiegel der Forschung“. In: *Die Täter der Shoah. Fanatische Nationalsozialisten oder ganz normale Deutsche?* Hrsg. von Gerhard Paul. Göttingen: Wallstein, S. 13–90.
- Piaget, Jean (1975). *Der Aufbau der Wirklichkeit beim Kinde. Gesammelte Werke 2. Studienausgabe*. Stuttgart: Klett.
- (1978). *Das Weltbild des Kindes*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Pinker, Steven (2003). *Das unbeschriebene Blatt. Die moderne Leugnung der menschlichen Natur*. Berlin: Berlin Verlag.
- Quante, Michael (1998). „Freiheit, Autonomie und Verantwortung in der neueren analytischen Philosophie. Teil I: Die Intermundien der Freiheit.“ In: *Philosophischer Literaturanzeiger* 51, S. 281–309.
- Rapp, Christof (2010). *Epikur. Ausgewählte Schriften*. Stuttgart: Kröner.
- Reemtsma, Jan Philipp (2008). *Das Scheinproblem „Willensfreiheit“: Ein Plädoyer für das Ende einer überflüssigen Debatte*. Basel: Schwabe.
- Reich, Wilhelm (1986). *Die Massenpsychologie des Faschismus*. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Richartz, Walter E. (1967). „Über Henry David Thoreau“. In: *Über die Pflicht zum Ungehorsam gegen den Staat und andere Essays*. Zürich: Diogenes, S. 71–83.
- Riesman, David (1966). *Die einsame Masse. Eine Untersuchung der Wandlungen des amerikanischen Charakters. Mit einer Einführung in die deutsche Ausgabe von Helmut Schelsky*. Hamburg: Rowohlt.
- Rippl, Susanne, Angela Kindervater & Christian Seipel (2000). „Die autoritäre Persönlichkeit: Konzept, Kritik und neuere Forschungsansätze“. In: *Autoritarismus. Kontroversen und Ansätze der aktuellen Autoritarismusforschung*. Hrsg. von Susanne Rippl, Christian Seipel & Angela Kindervater. Opladen: Leske + Budrich, S. 13–30.

- Rochat, François & Andre Modigliani (1995). „The Ordinary Quality of Resistance: From Milgram’s Laboratory to the Village of Le Chambon“. In: *Journal of Social Issues* 51.3, S. 195–210.
- Rosenberg, Morris (1965). *Society and the adolescent self-image*. Princeton: Princeton University Press.
- Ross, Lee & Richard E. Nisbett (1991). *The Person and the Situation. Perspectives of Social Psychology*. New York u.a.: McGraw-Hill.
- Rotter, Julian B. (1966). „Generalized expectancies for internal versus external control of reinforcement“. In: *Psychological Monographs: General and Applied* 80.1.
- Ryan, Richard M. & Edward L. Deci (2000). „The Darker and Brighter Sides of Human Existence: Basic Psychological Needs as a Unifying Concept“. In: *Psychological Inquiry* 11.4, S. 319–338.
- Sandkühler, Thomas & Hans-Walter Schmuhl (1998). „Milgram für Historiker. Reichweite und Grenzen einer Übertragung des Milgram-Experiments auf den Nationalsozialismus“. In: *Analyse & Kritik* 20.1: *Milgram und die Täter des Holocaust*, S. 3–26.
- Sartori, Giovanni (1997). *Demokratiethorie. Sonderausgabe des 1992 erschienenen Bandes*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Sauer, Dieter (2013). *Die organisatorische Revolution. Umbrüche in der Arbeitswelt – Ursachen, Auswirkungen und arbeitspolitische Antworten*. Hamburg: VSA.
- Scarbrick, J.J. (1994). *The Reformation and the English People*. Oxford und Cambridge, MA: Blackwell.
- Scheier, Michael F. & Charles S. Carver (1985). „Optimism, coping, and health: Assessment and implications of generalized outcome expectancies“. In: *Health Psychology* 4.3, 219–247.
- Schlick, Moritz (1966). „When is a man responsible?“ In: *Free Will and Determinism*. Hrsg. von Bernhard Berofsky. New York: Harper Collins, S. 54–62.
- Schütz, Alfred & Thomas Luckmann (2003). *Strukturen der Lebenswelt*. Konstanz: UVK.
- Schumacher, Jörg u. a. (2005). „Die Resilienzskala – Ein Fragebogen zur Erfassung der psychischen Widerstandsfähigkeit als Personmerkmal“. In: *Zeitschrift für klinische Psychologie, Psychiatrie und Psychotherapie* 53.1, S. 16–39.

- Semelin, Jacques (2011). „Introduction: From Help to Rescue“. In: *Resisting Genocide: The Multiple Forms of Rescue*. Hrsg. von Jacques Semelin, Claire Andrieu & Sarah Gensburger. London: Hurst & Company, S. 1–14.
- Sennett, Richard (2004). *Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität*. Frankfurt am Main: Fischer.
- (2008). *Autorität*. Berlin: Berliner Taschenbuch Verlag.
- Sharpe, J.A. (1987). *Early Modern England: A Social History 1550-1760*. London, New York, Melbourne und Auckland: Edward Arnold.
- Sherif, Muzafer (1935). „A Study of Some Social Factors in Perception“. In: *Archives of Psychology* 187, S. 1–60.
- (1965). *The Psychology of Social Norms*. New York: Octagon.
- Smoltczyk, Alexander (2010). *Moral: Die neuen Deutschen*. SPIEGEL 34/2010. URL: <http://www.spiegel.de/spiegel/a-713293.html> (besucht am 27.11.2014).
- Sommer, Bernd (2010). *Prekarisierung und Ressentiments. Soziale Unsicherheit und rechtsextreme Einstellungen in Deutschland*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Spelke, Elizabeth (1994). „Initial Knowledge: Six Suggestions“. In: *Cognition* 50, S. 431–445.
- Stern, Daniel (1998). *Die Lebenserfahrung des Säuglings*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Strauss, Neil (2006). *The game: Penetrating the secret society of pickup artists*. New York: Regan Books.
- Tarde, Gabriel de (2003). *Die Gesetze der Nachahmung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Thomas, Keith (1975). „XIII – Women and the Civil War Sects“. In: *Crisis in Europe 1560-1660. Essays from Past and Present*. Hrsg. von Trevor Aston. London: Routledge und Kegan Paul, S. 317–340.
- (2010). *The Ends of Life: Roads to Fulfilment in Early Modern England*. Oxford: University Press.
- Thoreau, Henry David (1967). „Leben ohne Prinzipien“. In: *Über die Pflicht zum Ungehorsam gegen den Staat und andere Essays*. Zürich: Diogenes, S. 37–62.
- (1979). *Walden oder Leben in den Wäldern*. Zürich: Diogenes.
- Tocqueville, Alexis de (1959). *Über die Demokratie in Amerika. Erster Teil*. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt.
- (1962). *Über die Demokratie in Amerika. Zweiter Teil*. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt.

- Tooby, John & Leda Cosmides (1992). „The Psychological Foundations of Culture“. In: *The Adapted Mind: Evolutionary Psychology and the Generation of Culture*. Hrsg. von Jerome Barkow, Leda Cosmides & John Tooby. New York: Oxford University Press, S. 19–136.
- Varese, Federico & Meir Yaish (2000). „The Importance of Being Asked: The Rescue of Jews in Nazi Europe“. In: *Rationality and Society* 12.3, S. 307–334.
- Vorstenbosch, Jan (2006). „Autonomie“. In: *Lexikon der Ethik*. Hrsg. von Christoph Wils Jean-Pierre und Hübenthal. Paderborn u.a.: Schöningh, S. 23–28.
- Wacker, Alois (2009). „Forschungsprojekt ‚Autonomie - Handlungsspielräume des Selbst‘ der Förderinitiative ‚Schlüsselthemen der Geisteswissenschaften‘. Working Paper No. 1: Zur Operationalisierung des Autonomiekonstrukts im Rahmen des Teilmoduls ‚Ist die Persönlichkeitseigenschaft Autonomie handlungsrelevant?‘“. Unveröffentlicht. Hannover.
- Wacker, Alois, Jelena Jaunzeme & Steffen Jaksztat (2008). „Eine Kurzform des Prüfungsängstlichkeitsinventars TAI-G“. In: *Zeitschrift für Pädagogische Psychologie* 22.1, S. 73–81.
- Wacker, Alois u. a. (2009). „Forschungsprojekt ‚Autonomie - Handlungsspielräume des Selbst‘ der Förderinitiative ‚Schlüsselthemen der Geisteswissenschaften‘. Working Paper No. 2: Entwicklung einer multidimensionalen Autonomie-Skala (MAUS) – Itemanalyse und Skalenentwicklung“. Unveröffentlicht. Hannover.
- Walls, Gordon Lynn (1963). *The Vertebrate Eye and its Adaptive Radiation*. New York und London: Hafner.
- Walter, Henrik (1998). *Neurophilosophie der Willensfreiheit. Von libertarischen Illusionen zum Konzept natürlicher Autonomie*. Paderborn u. a.: Schöningh.
- Watts, Michael R. (1978). *The Dissenters. From the Reformation to the French Revolution*. Oxford: Clarendon Press.
- Watzlawick, Paul (1985). „Vorwort“. In: *Die erfundene Wirklichkeit. Wie wissen wir, was wir zu wissen glauben? Beiträge zum Konstruktivismus*. Hrsg. von Paul Watzlawick. München und Zürich: Piper, S. 9–12.
- Watzlawick, Paul, Janet H. Beavin & Don D. Jackson (1969). *Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien*. Bern: Hans Huber.



- Weisberg, Yanna J., Colin G. DeYoung & Jacob B. Hirsh (2011). „Gender Differences in Personality across the Ten Aspects of the Big Five“. In: *Frontiers in Psychology* 2:178.
- Welzer, Harald (2005). *Täter. Wie aus ganz normalen Menschen Massenmörder werden*. Frankfurt am Main: S. Fischer.
- Welzer, Harald & Sebastian Wessels (2011). „Wie gut, dass auch die Nonkonformisten konform sind. Aus einem Forschungsprojekt zu Konformität und Autonomie“. In: *Sag die Wahrheit! Warum jeder ein Nonkonformist sein will, aber nur wenige es sind. Sonderheft Merkur, Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken* 9/10.65. Hrsg. von Karl Heinz Bohrer & Kurt Scheel, S. 970–979.
- Wenzel, Ulrich (2000). *Vom Ursprung zum Prozess. Zur Rekonstruktion des Aristotelischen Kausalitätsverständnisses und seiner Wandlungen bis zur Neuzeit*. Opladen: Leske + Budrich.
- Winkler, Niels, Martin Kroh & Martin Spiess (2006). *Entwicklung einer deutschen Kurzsкала zur zweidimensionalen Messung von sozialer Erwünschtheit. DIW Discussion Papers, Nr. 579*. Berlin: Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung.
- Wüllner, Fritz (2000). „Militärstrafjustiz – eine ‚Nische der Rechtsstaatlichkeit?‘“. In: *„Ich musste selber etwas tun“*. *Deserteure – Täter und Verfolgte im Zweiten Weltkrieg*. Hrsg. von Geschichtswerkstatt Marburg. Marburg: Schüren, S. 53–74.
- Wohlschläger & Prinz (2006). „Wahrnehmung“. In: *Lehrbuch Allgemeine Psychologie. 3. Auflage*. Hrsg. von H. Spada. Bern: Huber.
- Wood, Wendy & Alice H. Eagly (2010). „Gender“. In: *Handbook of Social Psychology: Fifth Edition. Volume I*. Hrsg. von Susan T. Fiske, Daniel T. Gilbert & Gardner Lindzey. Hoboken, NJ: Wiley, S. 629–667.
- Wrightson, Keith (2000). *Earthly Necessities: Economic Lives in Early Modern Britain*. New Haven und London: Yale University Press.